

Reutlinger Geschichtsblätter
Jahrgang 2012 · Neue Folge Nr. 51

Reutlinger Geschichtsblätter



Jahrgang 2012 · Neue Folge Nr. 51

Stadtarchiv Reutlingen
Reutlinger Geschichtsverein e.V.

Herausgeber:
Stadtarchiv Reutlingen
Reutlinger Geschichtsverein e. V.

Schriftleitung und redaktionelle Bearbeitung:
Dr. Roland Deigendesch (Stadtarchiv) und
Dr. Heinz Alfred Gemeinhardt

Redaktionsbeirat:
Dr. Irmtraud Betz-Wischnath, Dr. Wilhelm Borth, Werner Krauß,
Dr. Werner Ströbele

Für Inhalt und Form der Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich.
Zuschriften, Manuskripte und Besprechungen werden erbeten an:
Stadtarchiv Reutlingen (zugleich Geschäftsstelle des Geschichtsvereins),
Marktplatz 22, 72764 Reutlingen, Telefon: 0 71 21 / 3 03 23 86,
Fax: 0 71 21 / 3 03 27 58, E-Mail: stadtarchiv@reutlingen.de

Die Reutlinger Geschichtsblätter erscheinen jährlich. Sie können über den
Buchhandel und beim Reutlinger Stadtarchiv bezogen werden. Mitglieder
des Reutlinger Geschichtsvereins erhalten den jeweiligen Band gegen Entrichtung
des Jahresbeitrags.

Satz: typoscript GmbH, Walddorfhäslach
Druck: Oertel+Spörer Druck und Medien-GmbH + Co. KG, Riederich
Einband: Lachenmaier GmbH, Reutlingen

Drucktechnische Beratung und Umschlaggestaltung:
Hermann Pfeiffer, Reutlingen

Dieses Buch ist auf säure- und holzfreiem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt
und entspricht den Frankfurter Forderungen zur Verwendung alterungsbeständi-
gen Papiers für die Buchherstellung.

Grundschrift: Garamond, Papier: FocusArt Cream (90 g/m²)
Einbandstoff: EfaLin/Feinleinen

Auflage: 1000 Exemplare

© 2013 Stadtarchiv Reutlingen, Reutlinger Geschichtsverein e. V.
Printed in Germany
ISSN 0486-5901

Abbildung auf Umschlag:
Ansicht der Bronnweiler Marienkirche von Nordosten, 1966 (Regierungspräsidium Tübingen,
Referat Denkmalpflege, Archiv-Nr. 800, Aufnahme: Dr. Hellmut Hell).

Inhalt

Vorwort	7
<i>Jörg Widmaier</i> Die Marienkirche in Reutlingen-Bronnweiler. Zu Baugeschichte, kultureller Bedeutung und herrschaftspolitischem Kontext einer außerstädtischen Pfarrei im Umkreis der Reichsstadt Reutlingen	9
<i>Hermann Taigel</i> Die Geschichte der Agnes Klingenstein aus Pfullingen. Ein Kindsmord-Prozess im Jahre 1692	61
<i>Marionela Wolf</i> Auswandererbriefe aus Ost- und Südosteuropa nach Reutlingen und Umgebung. Mit einem Dokumentenanhang	91
<i>Wolfgang Zimmermann</i> Wie Fremde in einem fremden Land? Protestantische Reichsstädter und katholische Oberschwaben im Königreich Württemberg (1806–1918)	197
<i>Klaus Hermann</i> Die Schlüsselsteine des Stifts St. Peter im Schönbuch	215
<i>Margarete Blank-Mathieu</i> Der Tuffsteinabbau in Gönningen	231
Buchbesprechungen (siehe rückseitige Übersicht)	267
Autoren und Rezensenten	293
Abbildungsnachweise	295

Buchbesprechungen

- Rose Hajdu (Fotos): Rathaus Reutlingen, Bestandsaufnahme(n). Architektur-
fotografie mit historischen Schwarzweiß-Aufnahmen von Gottfried Planck
und Beiträgen von Adrian von Buttlar und Arno Lederer, hrsg. von Andreas
Vogt im Auftrag des Kulturamts der Stadt Reutlingen, 2012 (Th. Becker) 267
- Landkreis Reutlingen (Hrsg.): Einfach gerne hier. Der Landkreis Reutlingen
– seine Menschen, seine Geschichten, 2011 (H. A. Gemeinhardt) 268
- Kunstsammlung des Landkreises Reutlingen, Bd. 3, hrsg. vom Landkreis
Reutlingen, bearb. von B. Storz, I. Betz-Wischnath, G. Lamparter, 2012
(B. Krämer) 270
- Jürgen Meyer: Die Kelten – geheimnisvoll und mystisch. Historische Aus-
flüge auf die Schwäbische Alb, 2012 (Chr. Morrissey) 272
- Manfred Akermann: Die Staufer. Ein europäisches Herrschergeschlecht,
3. Aufl. 2010 (W. Krauß) 274
- Hermann Ehmer: Die Reformation in Schwaben (Bibliothek Schwäbischer
Geschichte, Bd. 2), 2010 (W. Borth) 275
- Reinhold Weber, Peter Steinbach, Hans-Georg Wehling (Hrsg.): Baden-würt-
tembergische Erinnerungsorte, 2012 (W. Alber) 277
- Paul Sauer: Württemberg im Kaiserreich. Bürgerliches Freiheitsstreben und
monarchischer Obrigkeitsstaat, 2011 (W. Ströbele) 278
- Walter Göggelmann: Der Fall Gustav Werner. Ein Konflikt in der Württem-
bergischen Kirche, 2012 (H. Ehmer) 279
- Gustav Schwab: Landschaftsbilder, hrsg. von W. Alber (Eine Kleine Landes-
bibliothek, Bd. 23), 2012; Isolde Kurz: Erzählungen und Erinnerungen,
hrsg. von A. Vogt (Eine Kleine Landesbibliothek, Bd. 24), 2012; Justinus
Kerner: Sinnliches und Übersinnliches, hrsg. von H. Bausinger (Eine Kleine
Landesbibliothek, Bd. 25), 2012 (Th. Karst) 281
- Dominik Burkard: Joannes Baptista Sproll, Bischof im Widerstand, 2013
(H. J. Pretsch) 284
- Walter Röhm: Schäferfest und Schäferlauf in Bad Urach (Uracher Geschichts-
blätter, Bd. 3), 2011 (R. Deigendesch) 286
- Urach in der Zeit des Nationalsozialismus, hrsg. vom Arbeitskreis Stadt-
geschichte/VHS Bad Urach, 2012 (H. Schneider) 288
- Roman Köster: Hugo Boss, 1924–1945. Die Geschichte einer Kleiderfabrik
zwischen Weimarer Republik und „Drittem Reich“ (Schriftenreihe zur
Zs. für Unternehmensgeschichte, Bd. 23), 2011 (E. Timm) 289

Vorwort

Der 51. Band der Reutlinger Geschichtsblätter versammelt Erträge der neueren Forschung zur Geschichte von Stadt und Region vom ausgehenden Mittelalter bis in das 20. Jahrhundert.

Seit jeher hat die mittelalterliche Bronnweiler Marienkirche aufgrund ihres Alters und ihrer kunstgeschichtlichen Bedeutung Aufmerksamkeit erregt. Zuletzt standen die im Württembergischen Landesmuseum verwahrten spätgotischen Holzskulpturen aus Bronnweiler bei der Ausstellung des Heimatmuseums „Figuren des Heils“ im Jahr 2009 im Mittelpunkt. Wegen fehlender archäologischer und baukundlicher Vorarbeiten und auch mangels Schriftquellen mussten indes viele Fragen offenbleiben. Der Tübinger Archäologe *Jörg Widmaier* hat nun den Versuch einer Deutung des mittelalterlichen Bauwerks unternommen. Nach gründlicher Analyse der verfügbaren Quellen kommt Widmaier für das noch erhaltene romanische Kirchenschiff zu einem neuen Datierungsansatz. Sein Hauptaugenmerk legt der Verfasser aber auf Chor und Turm des 15. Jahrhunderts, deren Anlage und bemerkenswerte Ausstattung vor dem Hintergrund der Bemühungen Reutlingens um Selbstbehauptung gegenüber der benachbarten Grafschaft Württemberg eingeordnet wird. Kritisch hinterfragt wird hingegen die bisher einhellig angenommene Marienwallfahrt an diesem Ort.

Ein Schlaglicht auf die Strafrechtspflege im frühneuzeitlichen Württemberg wirft *Hermann Taigel* mit seinem Aufsatz über das Schicksal der Pfullinger Kindsmörderin Agnes Klingenstein 1692. Dabei ergeben sich eine Reihe von interessanten Bezügen zu Reutlingen, da ein Teil der Ermittlungen durch reichsstädtische Amtleute erfolgte und auf diese Weise fast das gesamte medizinische „Personal“ der Stadt greifbar wird. Die quellennahe Studie macht auch auf den überragenden und letzten Endes ambivalenten Einfluss der Tübinger Juristenfakultät aufmerksam. Zwar wird der Fortschritt eines schriftlichen, auf Aktenversendung beruhenden Verfahrens im Gefolge der berühmten „Peinlichen Halsgerichtsordnung“ Kaiser Karls V. („Carolina“) deutlich, doch zeigt sich ebenso die aus heutiger Sicht unbarmherzige Seite eines Strafrechts, das die Folter als probates Mittel der Wahrheitsfindung selbstverständlich akzeptierte.

Auch bei *Marionela Wolf* geht es um Einzelschicksale. In dem fundierten Beitrag zur Auswanderung protestantischer Württemberger nach Ost- und Südosteuropa während des 18. und 19. Jahrhunderts wird nach den Erwartungen und Erfahrungen der Auswanderer gefragt. Im Mittelpunkt steht die Auswertung von Auswandererbriefen, die sich in den Pflugschaftsakten zahlreicher kommunaler Archive erhalten haben. Ein Dokumentenanhang, zum Teil mit Briefen aus Beständen des Reutlinger Stadtarchivs, macht die Lebenswelt der schwäbischen Migranten anschaulich. Diese bislang wenig beachtete

Quellengruppe wirft nicht nur ein helles Licht auf die oft so leidvollen Erfahrungen der Auswanderer, sondern auch auf soziale Netzwerke und Kommunikationswege mit der alten Heimat.

Religion, im 18. und frühen 19. Jahrhundert neben wirtschaftlichen Gründen nicht selten ein Auswanderungsmotiv, blieb auch im 19. Jahrhundert zentrale Orientierungshilfe im Leben der meisten Menschen. Aus einem 2010 gehaltenen Schiedwecken-Vortrag entstand der Beitrag *Wolfgang Zimmermanns* „Wie Fremde in einem fremden Land?“ über „Protestantische Reichsstädter und katholische Oberschwaben im Königreich Württemberg“. Er beleuchtet die Entwicklung der katholischen Minorität im Königreich Württemberg von einer anfangs eher widerwillig akzeptierten Konfessionsgruppe zu einer streitbaren Gemeinschaft am Ende des Jahrhunderts, die politisch in der Zentrumspartei und kulturell in einem reichen Vereinswesen Repräsentationsformen fand. In Reutlingen, das zu Recht mit einigem Stolz auf die eigene Rolle in der Reformation zurückblickt, ergab sich 1817/18 eine bemerkenswerte Doppelung der Ereignisse: Das 300. Reformationsjubiläum fiel mit der Etablierung einer kleinen katholischen Gemeinde zusammen.

Zwei kleinere Arbeiten greifen kulturlandschaftliche Elemente der Region auf. Im Rahmen des 2012 abgeschlossenen Projektes Kleindenkmale, das in Zusammenarbeit von Kreisarchiv und Denkmalpflege mit zahlreichen Ehrenamtlichen durchgeführt wurde, zeigt *Klaus Hermann* exemplarisch, was genaue Ortskenntnis im Verbund mit Quellenstudium vermag. Die sogenannten „Schlüsselsteine“ auf den heutigen Gemarkungen Kirchentellinsfurt und Pliezhausen, denen Hermann nachging, sind spätmittelalterliche Markungsgrenzsteine, die das Gebiet der bekannten „Lieblingsgründung“ Graf Eberhards im Bart, St. Peter zum Einsiedel, umgaben. Der Beitrag weist auch deutlich auf die Gefährdung dieser Kulturdenkmale des 15. Jahrhunderts hin.

Den reichen Tuffvorkommen des Wiesaztales und dem Unternehmergeist von Eugen Schwarz war es zu verdanken, dass im vergangenen Jahrhundert in Gönningen ein florierendes Tuffsteinwerk entstehen konnte, das, anders als bei den schon früher ausgebeuteten Vorkommen an Echaz und Erms, Abbau und Weiterverarbeitung des Tuffs in industrieller Weise ermöglichte. *Margarethe Blank-Mathieu* aus Gönningen führte zahlreiche Gespräche und sammelte privates Bildmaterial, so dass ein lebendiger Eindruck von der Verarbeitung und Verbreitung des Baumaterials entsteht, das bis heute viele Straßenzüge in Reutlingen und anderen Orten des Albvorlands prägt. Damit liegt auch eine willkommene Abrundung des geologischen Beitrags von Werner Grüninger in den Reutlinger Geschichtsblättern von 2003 vor.

Reutlingen, im Juni 2013

Roland Deigendesch

Heinz Alfred Gemeinhardt

Die Marienkirche in Reutlingen-Bronnweiler

Zu Baugeschichte, kultureller Bedeutung und herrschaftspolitischem Kontext einer außerstädtischen Pfarrei im Umkreis der Reichsstadt Reutlingen

Jörg Widmaier

„Ein kürlich z’bawen in fleckhen ein / Unnd setzen auch ein Pforer drein, / Weil yederman, wie vornen gmeltt, / Hatt zugeschossen Stein Unnd Geltt, / Und soltt der Fleckh Unnd kürlich in gmain / Ewig Gottsmuotter Eigen sein.“

So dichtet Johann Fizion im 17. Jahrhundert in seiner Reimchronik über das kleine Dorf Bronnweiler und die dortige Marienkirche.¹ Eduard Paulus beschrieb diese Kirche 1897 als „eine der edelsten gotischen Dorfkirchen“.² Er verwies damit jedoch keineswegs auf die Gesamterscheinung der Kirche, denn das niedere Schiff hatte er sehr wohl als romanisch erkannt. Dennoch bezog er sich, den baulichen Verhältnissen der Kirche entsprechend, vor allem auf die Choranlage. Für Paulus stand der Chor stellvertretend für den gesamten Bau, denn dieser überragt das romanische Schiff in Maß und Anspruch bei Weitem (*Abb. 1*). Diese Baugestalt führt zur Frage nach der Bauentwicklung und der Bedeutung der Kirche in mittelalterlicher Zeit. Die Frage, weshalb in einem kleinen Dorf ein derartiger Chorbau entsteht, ist dabei Ausgangspunkt der vorliegenden Untersuchung gewesen.³

Die Kirche von Bronnweiler im 13. Jahrhundert

Die Erstnennung der Kirche findet sich im Liber decimationis, einem Verzeichnis der Steuerabgaben an das Bistum Konstanz aus der Zeit um 1275.⁴ Das Verzeichnis nennt Bronnweiler hier zusammen mit Gönningen und

¹ Johann Fizion: Cronica unnd Grindtliche beschreibung des Hailigen Römischen Reichs Statt Reuttlingen Erster Anfang Und Ursprung (hrsg. von Adolf Bacmeister), Stuttgart 1862, S. 112.

² Zitiert nach Eduard Paulus: Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, Bd. II, Inventar Schwarzwaldkreis, Oberamt Reutlingen, Stuttgart 1897, S. 262.

³ Dabei werden die Baugestalt und die Funktion der Bronnweiler Marienkirche vom 13. bis in das 16. Jahrhundert mit Hilfe eines interdisziplinären Ansatzes erfasst und erklärt. Der vorliegende Aufsatz ist eine gekürzte Version der Magisterarbeit des Verfassers aus dem Jahre 2010; Jörg Widmaier: Die Marienkirche in Reutlingen-Bronnweiler. Baugeschichte und Ausstattung einer Dorfkirche, Tübingen 2010; einsehbar im Archiv der Denkmalpflege des Regierungspräsidiums Tübingen, im Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters der Universität Tübingen sowie im Stadtarchiv Reutlingen (DB Nr. 5505).

⁴ Vgl. Johannes Josenhans: Die württembergischen Pfarreien des Landkapitels Hechingen bis zur Reformation, in: Reutlinger Geschichtsblätter 9 (1898), S. 52–57, hier: S. 56.



Abb. 1: Marienkirche Bronnweiler, Gesamtansicht der romanischen und gotischen Kirche von Süden (Aufnahme 1966).

Talheim und verdeutlicht so, dass die Steuerzahlung der Kirche nicht separat, sondern gemeinsam mit den beiden anderen Kirchen abgerechnet wurde. Für die Kirchen wird ein Rector, also ein weltlicher Kirchherr, als zur Zahlung des Zehnten aufgeforderte Person genannt.⁵ Der Eintrag für Bronnweiler liefert darüber hinaus die namentliche Nennung dieses Kirchherrn.⁶ Diesen „dominum de Stoeffeln“ hat Johannes Josenhans als Pfarrer von Bronnweiler, Gönningen und Talheim gedeutet.⁷ Die Bezeichnung dominus bezieht sich dabei zunächst nur auf einen Rechtstitel, der im Weiteren die adlige Herkunft des Trägers und somit auch die Position als weltlichen Kirchherrn wahrscheinlich werden lässt. Dass der Herr von Stöffeln nicht gleichzeitig auch das Amt des Pfarrers innehatte, lässt sich daraus folgern, dass eine Verkaufsurkunde aus

⁵ Es ist also anzunehmen, dass sich die Kirche im Besitz eines weltlichen Kirchherrn befindet, dem zugleich das Patronatsrecht und das Pfründeinkommen zugesprochen werden können. Dieser Kirchherr muss, wie die Nennung im Codex zeigt, die Zahlung der Kreuzzugssteuer übernommen haben. Vgl. Harro Julius: Landkirchen und Landklerus im Bistum Konstanz während des frühen und hohen Mittelalters. Eine begriffsgeschichtliche Untersuchung, Diss. Konstanz 2003, S. 179 ff.

⁶ Für Gönningen und Talheim ist dieser nur als Rector aufgeführt.

⁷ Vgl. J. Josenhans (wie Anm. 4), S. 56.

dem Jahr 1288 einen Pfarrer von Bronnweiler nennt, der explizit nicht als Mitglied der Adelsfamilie der Stöffeln bezeichnet wird.⁸ Die Tatsache, dass der „lüprister von Brunenwilær“ nicht namentlich genannt und nur unter weiteren Bezeugenden angeführt wird, lässt nur den Schluss zu, dass er in einer Abhängigkeit zu den Herren von Stöffeln, also als vom Kirchherrn bezahlter Plebanus, steht.⁹

Es erscheint also sehr wahrscheinlich, dass der im Liber decimationis genannte Herr von Stöffeln als Kirchherr im Besitz der drei Kirchen in Bronnweiler, Gönningen und Talheim gewesen ist. Deshalb wird er auch zur Zahlung von 60 Haller Pfennig, also dem dreifachen Satz der üblichen Steuersumme einer Pfarrkirche, aufgefordert. Für Bronnweiler ist aufgrund der Höhe der Steuersumme daher bereits 1275 von einer bedeutenden Kirche auszugehen. Schon in der Nennung der Kirche im Liber decimationis scheint ein Hinweis auf die kirchenrechtliche Stellung einer Pfarrei und die Position im seelsorgerischen Rechtssystem gegeben zu sein.¹⁰ Zwei weitere Quellen unterstützen die These, wonach die genannten Kirchen Pfarrrecht besaßen. Eine Urkunde weist für das Jahr 1280 einen „Plebanus“ in Talheim nach,¹¹ und die oben genannte Urkunde nennt im Jahr 1288 einen „lüprister“ für Bronnweiler.¹²

Möglicherweise hat man es 1275 jedoch noch mit einer Sprengelumschreibung, also einem zusammengehörigen Pfarrgebiet zu tun, da sich die Kirchen in einen Zehntbezirk einteilen lassen, für den der Herr von Stöffeln als Kirchherr die Steuerlast übernehmen musste. Jener Rector könnte der 1283 in einer Urkunde als Freiherr bezeichnete Albert von Stöffeln („de Stoepheln libere condicionis“) sein, welcher mit Zustimmung seiner Kinder eine Wiese zwischen Bodelshausen und Hemmendorf an den Komtur und die Brüder des Johanniterspitals zu Hemmendorf verkauft.¹³ 1284 überträgt dieser Edle Albert von Stöffeln dem Kloster Bebenhausen seine Besitzungen in Ehningen und ein Waldstück bei Rosenau.¹⁴ Er ist der Vater von Kuno, Albrecht und Konrad von Stöffeln. Belegt wird dies durch die Tatsache, dass Konrad von Stöffeln um 1300 bei der Beurkundung des Verkaufs eines Waldstückes an das

⁸ Dieser Pfarrer ist Zeuge des Verkaufs von Land durch die Stöffeln, den Nachfahren des oben genannten Rectors, an die Hemmendorfer Johanniter; vgl. Königliches Haus- und Staatsarchiv (Hrsg.): Württembergisches Urkundenbuch (künftig WUB), Bd. 9, Aalen 1978 (Nachdruck der Ausgabe 1849–1913), S. 191 (Nr. 3718).

⁹ Ebd., S. 191 (Nr. 3718).

¹⁰ Vgl. Gerlinde Person-Weber: Der Liber decimationis des Bistums Konstanz. Studien, Edition und Kommentar (Forschungen zur Oberrheinischen Landesgeschichte, Bd. 44), Freiburg 2001, S. 205 ff.

¹¹ Vgl. WUB, Bd. 8, S. 198–199 (Nr. 2926).

¹² Vgl. WUB, Bd. 9 (wie Anm. 8), S. 191 (Nr. 3718).

¹³ Vgl. WUB, Bd. 8 (wie Anm. 11), S. 393 (Nr. 3240).

¹⁴ Vgl. ebd., S. 427–428 (Nr. 3296); gemeint sind hier Ehningen, Kreis Böblingen, und Rosenau, Stadt Tübingen.

Kloster Bebenhausen nicht sein eigenes, sondern das Siegel Albert von Stöffeln verwendet.¹⁵ Die drei Brüder überlassen, einer Urkunde vom 26. Februar 1288 zufolge, ein Stück Wald bei Bodelshausen („Bodelzhüzen“), „Stophelær walt“ genannt, um 160 Pfund Heller jenem Johanniterorden, dem ihr Vater bereits 1283 eine Wiese verkauft hatte.¹⁶ Bezeugt wird dieser Verkauf unter anderem durch den „lüprister von Brunenwilær“.¹⁷ Dieser Leutpriester wird 1288 auch als Konventsbruder des Hemmendorfer Johanniterordens geführt.¹⁸ Jener Johanniterorden, welcher urkundlich erstmals 1258 erwähnt ist, scheint bereits in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, jedenfalls nach 1275, die Besitzrechte in Bronnweiler erhalten zu haben, denn 1315 verkauft der Komtur des Ordens diese Rechte weiter.¹⁹ Welche Rolle dem Johanniterorden vor dem Erhalt der Besitzrechte an der Kirche in Bronnweiler zuzusprechen ist, muss offenbleiben.²⁰ Die Tatsache jedoch, dass 1288 in Bronnweiler ein Priester aus dem Johanniterorden nachgewiesen ist, lässt den Schluss zu, dass zu diesem Zeitpunkt kirchliche Rechte auf Seiten des Ordens existierten. Der Erwerb von Land- und Waldgut in den 1280er Jahren stellt wahrscheinlich einen Teil des Vorgangs dar, mit dem der Johanniterorden die Besitzrechte in der Region um Bronnweiler an sich brachte.

Die Besitzveräußerung durch die Herren von Stöffeln ist möglicherweise mit dem wirtschaftlichen und sozialen Niedergang des Geschlechts zu erklären. So verkaufen die Brüder Kuno, Konrad und Albrecht von Stöffeln dem Kloster Bebenhausen am 10. Juni 1288 ihre Besitzungen in Haslach um 56 Pfund Heller.²¹ Zudem versprechen die drei Brüder dem Grafen Eberhard von Württemberg am 26. Mai 1300 die Gewährung des Verkaufs ihrer Burg Stöffeln und der Stadt Gönningen mit zugehörigem Gut und siegeln noch am selben Tag die entsprechende Verkaufsurkunde.²² Im Gegenzug sprechen

¹⁵ Vgl. WUB, Bd. 9 (wie Anm. 8), S. 339 (Nr. 5384); vgl. hierzu auch WUB, Bd. 8, S. 428 (Nr. 3296).

¹⁶ Vgl. WUB, Bd. 9 (wie Anm. 8), S. 191 (Nr. 3718).

¹⁷ Vgl. ebd.

¹⁸ Vgl. Staatliche Archivverwaltung Baden-Württemberg (Hrsg.): Der Landkreis Tübingen. Amtliche Kreisbeschreibung, Bd. II, Stuttgart 1972, S. 262.

¹⁹ Vgl. hierzu HStA Stuttgart, Bestand B 352 U 155; vgl. auch Königlich Statistisches Landesamt (Hrsg.): Beschreibung des Oberamts Reutlingen, Teil 2, Stuttgart 1893, S. 312.

²⁰ Eine Ordensabhängigkeit der Bronnweiler Kirche scheint jedoch, wenn überhaupt, erst nach 1275 möglich, da der Ritterorden der Johanniter durch Anordnung Papst Gregors wohl von der Steuerlast, über die der Liber decimationis berichtet, freigestellt worden wäre; vgl. G. Person-Weber (wie Anm. 10), S. 436.

²¹ Vgl. WUB, Bd. 9 (wie Anm. 8), S. 213 f. (Nr. 3754); gemeint sind hier wohl Hohenhaslach und Niederhaslach, Sachsenheim, Kreis Ludwigsburg.

²² Vgl. HStA Stuttgart, Bestand A 601 U 148 und U 149. Zu den Stöfflern und Gönningen siehe verschiedene Beiträge, u. a. von Paul Ackermann und Heinz Alfred Gemeinhardt, in der Publikation zur 900-Jahr-Feier: Die Gönninger – „ein Völklein frisch belebt“. Geschichte und Gegenwart eines Reutlinger Stadtbezirks, hrsg. vom Stadtarchiv Reutlingen, Reutlingen 1992.

Eberhard von Württemberg und sein Sohn Ulrich Albrecht von Stöffeln und seiner Mutter das lebenslange Anrecht auf die Kirche und die Güter in Gönningen zu.²³ Albrecht wird hier als Kirchherr und zugleich als Pfarrer von Gönningen genannt. Seine Mutter ist die Witwe des 1275 im Liber decimationis als Rector angesprochenen Freiherrn Albert von Stöffeln, der sicher vor dem 26. Mai 1300 gestorben ist und der wohl bereits vor 1288 die Verkaufsgeschäfte um den eigenen Besitz seinen drei Söhnen überlassen hatte. Sein Sohn Albrecht wäre in der Nachfolge des Vaters Kirchherr in Gönningen, möglicherweise also auch von Bronnweiler, und ist darüber hinaus, wie schriftlich belegt wird, als Pfarrer in der Gönninger Kirche tätig. Konrad von Stöffeln lässt sich ebenfalls am 26. Mai 1300 von Eberhard von Württemberg und seinem Sohn Ulrich die Freiheit seiner Güter in Gönningen beurkunden²⁴ und verkauft 1313 vier Pfund Heller jährliche Gült aus seinem Hof zu Ohmenhausen („Humenhusen“) mit dem dazugehörigen Laienzehnten an einen Bürger von Reutlingen.²⁵ Am 17. März 1358 verkauft Albrecht von Stöffeln schließlich „sein Dorf zu Ummenhusen [Ohmenhausen, d. Verf.] mit allen Rechten und Zugehörden – mit Gericht, Vogtei, Leut und Gut, auch die Mühle zu Bronnweiler um 650 Pfund guter Heller“ an den Bürgermeister, den Rat und die Bürger der Stadt Reutlingen.²⁶ Doch auch nach diesem Verkauf scheint der Laienzehnt von Bronnweiler in den Händen der Stöffeln gewesen zu sein, da er von diesen selbst an die Reutlinger Familie Spiegel zum Lehen weitergegeben wird.²⁷ Diese Familie Spiegel wird im Folgenden eine wichtige Rolle für die Baugeschichte der Kirche in Bronnweiler spielen.

Die Kirche von Bronnweiler im 14. und 15. Jahrhundert

Im Jahr 1315 verkaufen der Komtur Albrecht von Nieverne und die Brüder des Johanniterordens von Hemmendorf²⁸, die wohl in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts die Besitzrechte am Ort Bronnweiler mitsamt der Kirche von den genannten Stöffeln erstanden hatten, diesen Besitz weiter an Werenher (Werner) Hurembüg (Hurnbog), einen Bürger von Reutlingen, und an Volker den Amman aus Rottenburg.²⁹ Die im Hauptstaatsarchiv Stuttgart

²³ Vgl. ebd., U 150.

²⁴ Vgl. ebd., U 149.

²⁵ Vgl. Beschreibung des Oberamts Reutlingen (wie Anm. 19), S. 295.

²⁶ Ebd.

²⁷ Ebd.

²⁸ Rottenburg am Neckar, Stadtteil Hemmendorf.

²⁹ Vgl. HStA Stuttgart, B 201 Nr. 274 a; vgl. u. a. Theodor Schön: Die Reutlinger Patrizier- und Bürgergeschlechter bis zur Reformation, in: Reutlinger Geschichtsblätter 2 (1891), S. 88–90, hier: S. 88 f.; ders.: Die Reutlinger Patrizier- und Bürgergeschlechter bis zur Reformation, in: Reutlinger Geschichtsblätter 4 (1893), S. 97–101, hier: S. 97 ff.; Heinz Reiff: Bronnweiler am

liegende Urkunde weist zum einen das Siegel des Johanniterordens, ein Lamm Gottes (Agnus dei) mit Siegesfahne, und zum anderen das Siegel der Stadt Rottenburg mit dem Hohenberger Wappen auf. Die Urkunde selbst wurde am 16. Dezember 1315 in Rottenburg ausgestellt.³⁰ Um 300 Pfund Haller Pfennige verkauft der Johanniterorden seinen gesamten Besitz in und um Bronnweiler ohne einen Rückhalt.³¹ Inhalt des Verkaufs sind das Gut Alteburg sowie das Dorf Bronnweiler mit allem Zubehör, der Vogtei, der Kirche mit Kirchensatz und das Fischereirecht. Theodor Schön hat auf die engen verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den Geschlechtern der Hurnbog und der Amman verwiesen.³² So siedeln sich die Amman wohl im Laufe des 14. Jahrhunderts ebenso als Bürger in Reutlingen an.³³ Heiratsverbindungen zwischen den Geschlechtern sind zudem mehrfach bezeugt.³⁴ In der Folge ist festzuhalten, dass der gemeinsame Besitz nach und nach von den wohl vermögenden Amman auf die Familie Hurnbog übergeht.³⁵ Wie Theodor Schön feststellte, belegen die Gütererwerbungen unter Werner Hurnbog, wie sie 1315 mit dem Kauf des Dorfes Bronnweiler beginnen, den Reichtum des Reutlinger Patriziats im 14. Jahrhundert.³⁶ Dabei treten spätestens durch den Verkauf von 1437, als das Dorf und die Kirche an Reutlingen übergehen, die Besitzansprüche der Reichsstadt an Bronnweiler deutlich hervor. Bereits zuvor tätigten die genannten Geschlechter in ihren Positionen als Bürger, Richter und Heiligenpfleger der Stadt die Erwerbungen in und um Bronnweiler.³⁷ Im Sinne dieser Besitzansprüche mag also bereits Werner I. Hurnbog gehan-

Webstuhl der Zeit. Ein Dorf im Wiesaztal im Spiegel seiner Geschichte, Reutlingen 2003, S. 26. Von den in den Quellen und in der Literatur anzutreffenden unterschiedlichen Namensvarianten wird im vorliegenden Beitrag einheitlich der Name „Hurnbog“ verwendet.

³⁰ Vgl. HStA Stuttgart, B 201 Nr. 274 a.

³¹ Der Besitz geht also ohne eine Belehnung durch den Orden an Werner Hurnbog aus Reutlingen und Volker den Amman von Rottenburg.

³² Vgl. Th. Schön 1891 (wie Anm. 29), S. 88 ff.; Th. Schön 1893 (wie Anm. 29), S. 97 ff. In diesem Zusammenhang muss die Bezeichnung einer Person als „Amman“ problematisiert werden. Zum einen kann die Bezeichnung als Nachname gelesen werden, sie kann aber auch als bloße Amtsbezeichnung verstanden werden. Vor allem in Fällen, in denen eine Person als „der Amman“ in Urkunden bezeichnet wird, muss die Möglichkeit in Betracht gezogen werden, dass es sich dabei nicht um einen Nachnamen, sondern um die Berufsbezeichnung des Amtmannes handeln könnte. Die Grenzen zwischen dem Familiennamen und der Berufsbezeichnung können zusätzlich unscharf werden, da sich der Name einer Familie aus der Berufsbezeichnung eines Familienmitgliedes herausbilden kann.

³³ Vgl. Th. Schön 1891 (wie Anm. 29), S. 88.

³⁴ Vgl. ebd., S. 88.

³⁵ Vgl. ebd., S. 89 und Th. Schön 1893 (wie Anm. 29), S. 100.

³⁶ Die Veräußerungen des Besitzes durch Werners Nachfahren, der Verkauf Bronnweilers an Reutlingen im Jahr 1437, hatte Schön dagegen mit der Verarmung und dem Niedergang des Patriziats durch die gesellschaftlichen und politischen Umwälzungen im 15. Jahrhundert erklärt.

³⁷ Vgl. Th. Schön 1893 (wie Anm. 29), S. 98.

delt haben, als er in den 1330er Jahren Güter und Gültverpflichtungen im Umkreis der Reichsstadt in den Besitz seiner in der Stadt ansässigen Familie brachte. Auch sein Enkel Volker Hurnbog, welcher 1405 als Ortsherr von Bronnweiler genannt wird, ist ab 1410 als Richter und zwischen 1417 und 1420 als Bürgermeister der Reichsstadt nachweisbar.³⁸ Es scheint besonders bemerkenswert, dass gerade in dieser Zeit der Chorbau der Bronnweiler Marienkirche entsteht.

Die Reichsstadt Reutlingen und die Kirche in Bronnweiler

Im Chor der Marienkirche von Bronnweiler hat sich ein Inschriftenstein über der Tür zum Turmaufgang erhalten (*Abb. 2*). Dieser nennt Hainrich Spiegel als Grundsteinleger des Chorbaues am 3. April 1415. Verschiedene Autoren vertraten bisher die These, dass Heinrich Spiegel durch die Ehe mit einer weiteren Hurnbog-Tochter in den Besitz um Bronnweiler eingeheiratet habe.³⁹ Denn nur so hätte er als Bauherr den Chorbau gestiftet haben können.⁴⁰ Allerdings berichten die Urkunden der 1430er Jahre vom Verkauf von Drittteilen der Besitzgüter. Diese lassen sich durch Erbteilung restlos auf Volker Hurnbogs Kinder Anna, Agathe und Werner aufteilen. Für die drei Erben werden dabei auch die jeweiligen Ehepartner in der Quelle genannt, Heinrich Spiegel wird jedoch nicht erwähnt. So ist weder eine dritte Hurnbog-Schwester zu vermuten noch ist ein besitzrechtlicher Nachweis für Heinrich Spiegel an der Kirche von Bronnweiler erhalten. Darüber hinaus wird in der Inschrift Heinrich Spiegel nicht als Bauherr oder Stifter, sondern lediglich als Grundsteinleger des Chorbaues genannt. Christoph Laubenberger schreibt 1590 über die Familie Spiegel und deren Verbindung zur Reutlinger Katharinenkapelle. Er beschreibt dabei die in der Kapelle befindlichen Grabsteine. Neben weiteren Mitgliedern der Familie Spiegel nennt Laubenberger im Folgenden einen gewissen Haintz Spiegel, der als „erneuerer dißer capell“ bezeichnet wird.⁴¹ Er ist der Sohn von Bechtholdus Spiegel und starb

³⁸ Vgl. hierzu Th. Schön 1891 (wie Anm. 29), S. 101; vgl. auch StadtA Rt., Regesten Reutlinger Urkunden und Akten (künftig: RUA) Nr. 2369.

³⁹ Vgl. Landesarchivdirektion Baden-Württemberg; Landkreis Reutlingen (Hrsg.): Der Landkreis Reutlingen. Amtliche Kreisbeschreibung, Bd. II, Sigmaringen 1997, S. 397, und Beschreibung des Oberamts Reutlingen, Teil 2 (wie Anm. 19), S. 312.

⁴⁰ Vgl. F. Häußler: Die Marienkirche Bronnweiler. Ein Bildführer durch Geschichte, Architektur und Kunst, o. O. u. J., S. 2; Christoph Duncker: Die Marienkirche zu Bronnweiler. Wegweiser durch Geschichte, Architektur und Kunst der einstigen Wallfahrts- und heutigen evangelischen Pfarrkirche in Reutlingen-Bronnweiler, Reutlingen 1971, S. 6.

⁴¹ Zunächst führt er den Grabstein Bechtholdus Spiegels an, der als „Stifter dißer capell“ genannt wird und der laut Grabinschrift 1371 starb; zitiert nach Theodor Schön: Die Camerer-Laubenbergische Chronik (hrsg. nach dem Original im StadtA Rt. und mit Kommentar ver-



Abb. 2: Marienkirche Bronnweiler. Inschriftenstein in der nördlichen Chorwand oberhalb des Turmaufganges. Die hier eingeschlagene Jahreszahl 1415 gibt den Baubeginn des Chores an.

Namenswiedergabe erklärt werden.⁴³ Es wäre also möglich, dass der 1425 verstorbene „Hainß“ Haintz Spiegel, der in den Jahren 1400 und 1407 als Richter nachweisbar ist, mit beiden Vornamen benannt wurde.⁴⁴ Geht man also davon aus, dass der Grabstein im Reutlinger Heimatmuseum dem Bronnweiler Grundsteinleger von 1415 zugeordnet werden kann, so ist die bisher gängige These von der Heirat mit einer Hurnbog-Tochter nicht mehr haltbar. Denn der Reutlinger Grabstein zeigt nicht nur das Wappen der Spiegel, sondern zusätzlich ein kleineres Wappen (Abb. 3). Hier repräsentiert sich die den Grabstein stiftende Witwe Heinrich Spiegels, eine geborene Asch.⁴⁵

sehen), in: Reutlinger Geschichtsblätter 4 (1893), S. 25–28, hier: S. 28. Zu Grablege und Stiftung der Familie Spiegel siehe Hinweis in Anm. 48.

⁴² Ebd., S. 28.

⁴³ So findet sich 1403 ein Hornitz Spiegel als Richter in einer Urkunde, die einen Vergleich über die Nutzung der Fischereirechte von Bronnweiler zwischen Werner II. Hurnbog und einem Ruf von Gomaringen beinhaltet (Vgl. HStA Stuttgart, A 435 U 8713), vier Jahre später taucht dann ein Heinz Spiegel per urkundlichem Nachweis als Richter auf (vgl. StadtA Rt., RUA Regesten Nr. 1696).

⁴⁴ Vgl. StadtA Rt., RUA Regesten Nr. 1675, 1696.

⁴⁵ Eine Urkunde vom 21. März 1426 nennt passend dazu eine Elisabeth Asch als die eheliche Witwe des verstorbenen Heinz Spiegel; vgl. StadtA Rt., RUA (Regesten) Nr. 1047.

1425.⁴² Sein Grabstein ist noch heute erhalten und befindet sich im Heimatmuseum der Stadt Reutlingen (Abb. 3).

Im Folgenden wird die These vertreten, dass es sich bei Heinrich Spiegel, dem Grundsteinleger des 1415 begonnen Chorbaues von Bronnweiler, und bei Heinz („Hainß“) Spiegel, dem Reutlinger Edelmann mit Grablege in Reutlingen, um dieselbe Person handelt. Als Beleg kann zunächst auf die Ähnlichkeit der Wappendarstellung am Bronnweiler Inschriftenstein und auf dem Reutlinger Grabstein verwiesen werden. Der Unterschied in der Benennung der Person als Heinz oder Heinrich könnte durch die Verwendung von Ruf- und Taufnamen oder auch durch Ungenauigkeiten der urkundlichen

Lässt sich also die These der Familienzusammengehörigkeit mit den Hurnbog verwerfen, so stellt sich im Folgenden die Frage nach den Gründen und den Möglichkeiten, durch die Heinrich Spiegel als Grundsteinleger für den Bronnweiler Chorbau in Frage kam. In diesem Zusammenhang ist eher auf gesellschaftliche Verbindungen zwischen den Geschlechtern der Amman und der Spiegel zu verweisen. Welche Verbindungen zwischen der Bronnweiler Kirche und der Reichsstadt Reutlingen zu erwarten sind, zeigt sich bereits an der Tatsache, dass viele Mitglieder der Familien der Hurnbog und der Amman im 14. Jahrhundert als Bürger der Stadt Reutlingen wichtige Ämter bekleiden. Eine Urkunde aus dem Jahr 1352 belegt, dass Amman und Hurnbog als Pfleger von St. Peter, der Reutlinger Pfarrkirche, tätig waren. Die beiden verkaufen eine Gült, um den Ertrag für eine Seelenmesse zu stiften, welche allen weltlichen Kaplänen Reutlingens gehalten werden soll. Am 7. Januar 1357 bittet zudem ein gewisser Heinrich Remli den Reutlinger Richter Volker II. Amman, ihm nach seinem Tode ein Seelengedächtnis zu besorgen.⁴⁶ In den Jahren 1364 und 1365 wird dieser Volker Amman nicht nur als Bürgermeister von Reutlingen, sondern auch als Pfleger der Feldsiechen genannt.⁴⁷ Letztere hatten, wie u. a. eine Urkunde aus dem Jahre 1362 berichtet, ihren Platz bei der Katharinenkapelle in Reutlingen, jenem Bau, in dem auch die Grabmonumente der vermögenden Reutlinger Familie Spiegel



Abb. 3: Grabstein von Haintz („Hainß“) Spiegel (gest. 1425), ehemals Katharinenkapelle, heute im Heimatmuseum Reutlingen. Der Stein ist eine Stiftung von Spiegels Ehefrau Elisabeth, einer geborenen Asch, welche sich mit dem Wappen ihrer Familie am linken oberen Rand repräsentiert.

⁴⁶ Vgl. StadtA Rt., RUA (Regesten) Nr. 915.

⁴⁷ Vgl. ebd. Nr. 929 und Nr. 1599.

aufgefunden wurden.⁴⁸ Be(r)chthold Spiegel, der Stifter dieser Kapelle, ist in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts mehrfach zusammen mit Volker II. Amman als Richter bezeugt.⁴⁹ Volker II. Amman hatte das Amt des Heiligenpflegers für die Katharinenkapelle übernommen.⁵⁰ Zum Amt des Heiligenpflegers scheinen in diesem Zusammenhang wichtige Aufgaben im Bereich der Kirchenorganisation zu gehören, welche vor allem in der Bürgerschaft angesehenen Personen übertragen wurden. Beispielsweise sind noch 1474 der Bürgermeister und ein ehemaliger Schultheiß der Stadt Reutlingen als Pfleger der Marienkirche von Bronnweiler nachweisbar.⁵¹ Es würde deshalb nicht verwundern, wenn auch dem in der Chorinschrift genannten Heinrich Spiegel, einem bedeutenden Bürger und Richter der Stadt Reutlingen, das Amt des Heiligenpflegers in Bronnweiler übertragen worden wäre.

Der Verkauf Bronnweilers an die Stadt Reutlingen 1437 könnte als Hinweis auf die Verarmung und einen damit verbundenen Bedeutungsverlust des Geschlechts der Hurnbog verstanden werden.⁵² Zu Werner III. Hurnbog finden sich jedenfalls neben der Verkaufsurkunde keine Hinweise auf eine höhere soziale Stellung.⁵³ In diesem Zusammenhang wird auch verständlich, weshalb der einflussreiche Bürger und Richter Heinrich bzw. Heinz Spiegel die Bautätigkeit in seiner Rolle als Heiligenpfleger – möglicherweise auch finanziell – besser unterstützen konnte. Obwohl (bisher) keine schriftlichen Hinweise auf Besitzrechte seinerseits vorliegen, wird er wegen seines Engagements in der Chorinschrift erwähnt. Es könnte zudem davon auszugehen sein, dass er im Auftrag des Reutlinger Rates gehandelt hat, als „hainrich spiegel den ersten fundiment stain an dem chore“ legte.⁵⁴

Die Archäologie des Vorgängerbaus

Im heutigen Kirchenschiff ist als Vorgängerbau ein einschiffiger Saal ohne eingezogenen Chorbereich erhalten (*Abb. 4 und 5*). Diese Bauform stellt

⁴⁸ Vgl. ebd. Nr. 1362. [Anmerkung der Schriftleitung: Hinzuweisen ist auf die vom Verf. nicht herangezogene Arbeit von Barbara Happe (Der Friedhof „Unter den Linden“ in Reutlingen, Reutlingen 1994), die in ihren Ausführungen zur Geschichte der Friedhofskapellen (S. 11–15) darlegt, dass es sich bei der von der Familie Spiegel gestifteten Kapelle nicht, wie bis dato in der Literatur angenommen, um die Katharinenkapelle handeln kann. Dies tut der Argumentation des Verf., was die Bedeutung der Familie Spiegel anlangt, indessen keinen Abbruch.]

⁴⁹ Vgl. ebd. Nr. 919 f.

⁵⁰ Vgl. ebd. Nr. 929 und Nr. 1599.

⁵¹ Vgl. J. Josenhans (wie Anm. 4), S. 56.

⁵² Vgl. hierzu auch Th. Schön 1891 (wie Anm. 29), S. 101.

⁵³ Vgl. ebd.

⁵⁴ Dietmar-Henning Voges: Die deutschen Inschriften in Stadt und Kreis Reutlingen bis 1750, Diss. Tübingen 1968, S. 148.



Abb. 4: Marienkirche Bronnweiler, Südfassade des Schiffes (Aufnahme 2010). Ansicht der bis 1415 am Ort bestehenden romanischen Kirche mit erhaltenem kleinen romanischen Fenster im Westen und zwei vollgotischen Fenstern (14. Jahrhundert) im Osten der Wandfläche. Das dritte spitzbogige Fenster in der Mitte stellt eine Neuerung aus dem 19. Jahrhundert dar.

keinen zeitlich eindeutig fixierbaren Grundtyp dar und kann somit keinen sicheren Hinweis für eine Datierung liefern. Dennoch ist bereits 1964 wohl aufgrund solcher Vergleichsbeispiele oder anhand einer – heute nicht mehr nachvollziehbaren – kunsthistorischen Stildatierung der Malerei im Schiff der Bau in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts datiert worden.⁵⁵ Der von Barbara Scholkmann 1970 vorgelegte Kurzbericht⁵⁶ zur archäologischen Grabung von 1968 schien – beim damaligen Forschungsstand zur Keramikchronologie – diese zeitliche Einordnung zu bestätigen. Seither hat sich der Wissensstand zur mittelalterlichen Keramik Südwestdeutschlands jedoch erheblich verbessert, so dass mittlerweile eine Revision des archäologischen Fundguts unerlässlich ist.

⁵⁵ Vgl. Archiv der Denkmalpflege des Regierungspräsidiums Tübingen (RPT), Schreiben vom 8. 12. 1964. Der zuständige Hauptkonservator hat hier die früheste Phase von Wandmalerei um 1150 datiert.

⁵⁶ Vgl. Barbara Scholkmann: Bronnweiler. Evangelische Pfarrkirche St. Maria, ehemalige Wallfahrtskirche, in: Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg 13/3 (1970), S. 69–70, hier: S. 70.

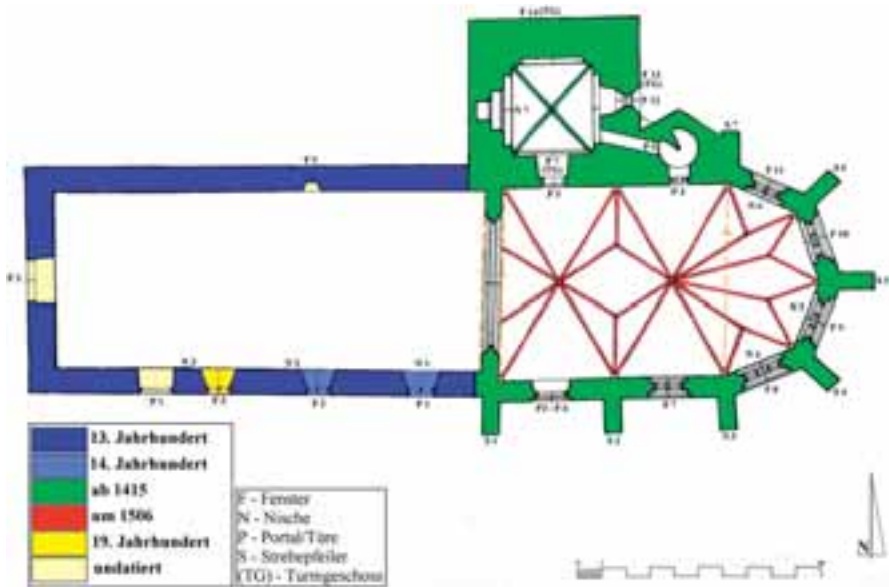


Abb. 5: Marienkirche Bronnweiler, Bauphasenplan mit Nummerierung und Baufluchten (J. Widmaier nach H. Baum 1963).

Die 1968 durchgeführte Grabung ist mit Ausnahme des Vorberichts bisher unpubliziert. Aufgrund der formulierten Fragestellung nach der Baugeschichte des bestehenden Kirchenbaus sind die Ergebnisse der Grabung nur für die aufgehenden Bauteile ausgewertet worden. Es wurde lediglich jene Keramik ausgewertet, die sich jenen Schichten zuordnen lässt, welche beim Abbruch von Bau II und der Errichtung von Bau III, dem heutigen Schiff, abgelagert worden sind. Dieses keramische Fundmaterial enthielt Fragmente von älterer gelbtoniger Drehscheibenware, Albware, jüngerer Drehscheibenware, unbemalter Feinware und von Ofenkeramik (Abb. 6).⁵⁷ Quantitativ

⁵⁷ Fundkatalog (zu Abb. 6): Nr. 1: Fundnummer 134, Befund 144, Befundinterpretation (nach Erdmann): ausplanierte Bauerrichtungsschicht Bau III über Friedhofsschicht (Befund 153, siehe Kat. Nr. 3 und 4), Objektbeschreibung: RS, Albware; Nr. 2: Fundnummer 140, Befund 153, Befundinterpretation (nach Erdmann): Friedhofsschicht zu Bau II, von Bau III überlagert, Objektbeschreibung: RS, Albware; Nr. 3: Fundnummer 131, Befund 153, Befundinterpretation (nach Erdmann): Friedhofsschicht zu Bau II, von Bau III überlagert, Objektbeschreibung: RS, Albware; Nr. 4: Fundnummer 80, Befund 33, Befundinterpretation (nach Erdmann): ausplanierte Bauerrichtungsschicht Bau III, bestehend aus Abbruchschutt Bau II, Objektbeschreibung: RS, nachgedrehte Ware mit Quarzmagerung, sehr hart; Nr. 5: Fundnummer 16, Befund 7, Befundinterpretation (nach Erdmann): Baugrube Bau III, Objektbeschreibung: RS, graue jüngere Drehscheibenware mit Leistenrand; Nr. 6 (a und b): Fundnummer 64, Befund 7, Befundinterpretation (nach Erdmann): Baugrube Bau III, Objektbeschreibung: RS, graue jüngere Drehscheibenware mit Leistenrand (6a) und Ofenkeramik

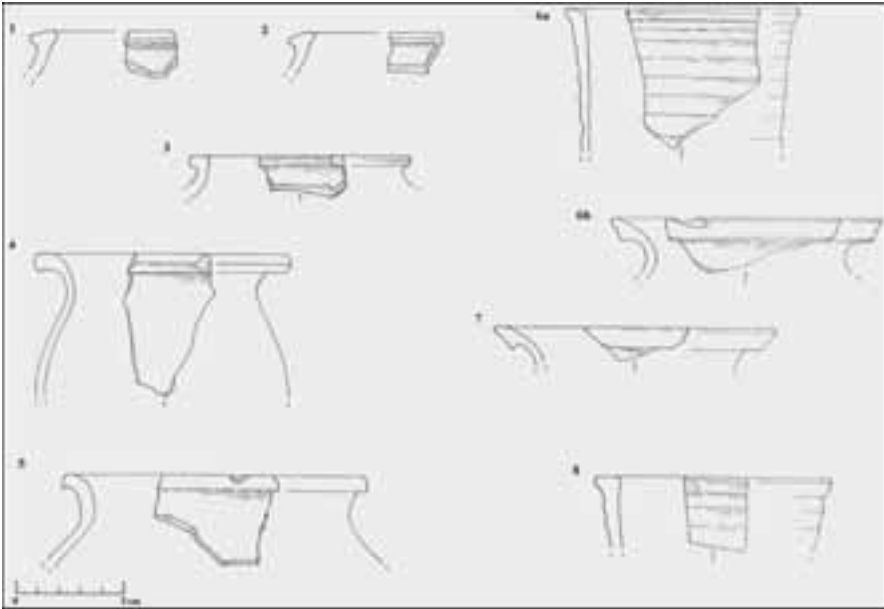


Abb. 6: Marienkirche Bronnweiler, Keramik aus der Grabung von 1968. Die Schichten der Bauerrichtung beinhalten ein charakteristisches Fundspektrum aus älterer, umgelagerter und dem 13. Jahrhundert zuweisbarer Keramik: Albware (1–3), nachgedrehte Ware (4), jüngere Drehscheibenware (5, 6 a, 7), Ofenkeramik (6 b, 8).

dominiert dabei Albware sowie jüngere Drehscheibenware. Die nachgedrehte Keramik (Albware) tritt bis in das 13. Jahrhundert auf.⁵⁸ Das Fundgut enthält auch ein Stück mit Bodenzeichen, die in Süddeutschland vom 11. bis ins 13. Jahrhundert verbreitet vorkommen.⁵⁹ Die vorliegenden Randstücke weisen noch den charakteristischen Leistenrand auf und bilden zudem bauchige Formen aus. Sie sind daher eher in das 13. Jahrhundert zu datieren.⁶⁰ Auch

(6 b); Nr. 7: Fundnummer 69, Befund 7, Befundinterpretation (nach Erdmann): Baugrube Bau III, Objektbeschreibung: RS, graue jüngere Drehscheibenware mit Leistenrand; Nr. 8: Fundnummer 67, Befund 96, Befundinterpretation (nach Erdmann): Bauhorizont Bau III (mögl. Unterbau für Fußboden I), Objektbeschreibung: Ofenkeramik. Für ihre Hilfe bei der Durchsicht des Fundmaterials (Vorgangs-Nr. 412, RPT/Hauptfundarchiv Rastatt) danke ich Frau Professor Scholkmann. Ohne ihre Hilfe wäre eine zeitnahe Bearbeitung der Keramik nicht möglich gewesen.

⁵⁸ Vgl. Rainer Schreg: *Keramik in Südwestdeutschland. Eine Hilfe zur Bestimmung und Datierung archäologischer Funde vom Neolithikum bis zur Neuzeit* (Lehr- und Arbeitsmaterialien zur Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit, Bd. 1), Tübingen 1998, S. 210.

⁵⁹ Ebd.

⁶⁰ Vgl. ebd., S. 231.

das Fundmaterial der becher- und schüsselförmigen Ofenkeramik lässt sich ohne Weiteres in diesen Zeitraum einordnen.⁶¹ Das vorliegende Fundmaterial weist somit ein für das 13. Jahrhundert charakteristisches Spektrum an keramischen Formen und Warenarten auf. Es deutet damit auf jenen Übergangshorizont hin, in dem die nachgedrehte Albware von der grauen jüngeren Drehscheibenware mit Leistenrand abgelöst wird.

Die Aufplanierungsschichten des abgebrochenen Baus II und der Errichtungshorizont von Bau III sind aufgrund des beschriebenen Fundmaterials in das 13. Jahrhundert zu datieren. Die heute im Schiff erhaltene romanische Kirche ist daher in diesem Zeitraum entstanden. Die bisherige Annahme, nach der das Schiff bereits in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts errichtet wurde, lässt sich aufgrund der neuen Erkenntnisse nicht mehr halten.⁶²

Die Steinmetzzeichen der Bronnweiler Marienkirche

Am Chor der Bronnweiler Marienkirche lassen sich an über 140 Stellen Steinmetzzeichen nachweisen, die 30 verschiedenen Zeichenformen zuzuordnen sind (*Abb. 7.1–7.5 und 8*). Die Verteilung der Zeichen beschränkt sich auf die Choranlage mit zugehörigem Turm (*Abb. 5*). Am Schiff der Kirche wurden keine Steinmetzzeichen aufgefunden. Am Chorbau erlauben die zahlreich verwendeten Steinmetzzeichen möglicherweise Rückschlüsse auf die Bauentwicklung sowie auf die Arbeitstätigkeit der Steinmetze. Aus dem wiederholten Auftauchen bestimmter Steinmetzzeichen kann auf den erhöhten Anteil bestimmter Personen an der Bautätigkeit geschlossen werden. In der Folge werden daher vor allem jene Zeichen genauer betrachtet, die am Baukörper wiederholt vorkommen. Steinmetzzeichen 1 beispielsweise, welches auch in gespiegelter Variante auftritt, findet sich am gesamten Chor insgesamt 19 Mal. Die Tatsache, dass die beiden Varianten meist am selben Bauelement erscheinen, macht die Zuordnung zu demselben Steinmetz wahrscheinlich.⁶³ Neben dem häufigen Auftreten am Bau fällt bei Zeichen 1 besonders die Tatsache auf, dass es in prominenter Position mittig am Türsturz des Treppenturmzuganges direkt unterhalb der baudatierenden Inschrift zu finden ist. Da sich am Bau kein Meisterzeichen in einem Schild auffinden lässt, könnte dieses Zeichen zumindest als Kennzeichnung eines privilegierten Steinmetzen verstanden werden. Es ist seinem Auftreten zufolge eher den westlichen und nördlichen Bauteilen des Chores zuzuordnen. Aus seinem Vorkommen am

⁶¹ Vgl. Christina Vossler: Die St.-Gallus-Kirche in Tübingen-Derendingen. Archäologie und Baugeschichte einer Dorfkirche, Magisterarbeit Tübingen (Masch.) 2004, S. 94 ff.

⁶² Vgl. R. Schreg (wie Anm. 58).

⁶³ Vgl. ebenso die Abbildungen 7 und 8 zu den Steinmetzzeichen 2 bis 6.

Treppenturmzugang, am Treppenaufgang sowie am erhöhten Außenmauerwerk des Treppenturmes ist zu schließen, dass dieser Bauteil gleichzeitig mit dem Sakristeifenster und dem Chorbogen entstanden sein wird, da er von derselben Person gearbeitet worden ist. In den Fenstergewänden des Chorpolygon findet sich das Zeichen dagegen nur an zwei Stellen, am nördlichsten Chorfenster 11 und am südlichen Chorfenster 7 (zur Nummerierung der einzelnen Bauteile siehe *Abb. 5*).

An den Chorfenstern kommt stattdessen ein anderes Zeichen häufiger vor. Steinmetzzeichen 7 ist der zweithäufigste Marker und findet sich an jedem der Chorfenster, teilweise ist es mehrfach eingeschlagen und tritt gleichmäßig verteilt am gesamten Baukörper in Erscheinung. Zusätzlich ist es als einziges am Türgewände des Sakristeizugangs angebracht. Auch hierbei könnte es sich um das Zeichen eines privilegierten Steinmetzen handeln. Neben den zahlreichen Steinmetzzeichen, die am gesamten Baukörper jeweils nur einmal vorkommen, lassen sich bestimmte Bauelemente einzelnen Steinmetzzeichen zuordnen. An Nische 5 ist nur Steinmetzzeichen 2 doppelt angebracht. Diese Nische scheint also von einem einzelnen Handwerker gearbeitet worden zu sein, der, neben weiteren Steinmetzen am Chorbogen, auch an der Tür am Treppenturm und an den Chorfenstern 8 und 9 gearbeitet hat. Auch an Nische 4, der Sedilie, finden sich zwei Steinmetzzeichen. Zeichen 9 taucht am Chorbau nur einmal auf, an der Sitzplatte dieser Nische. Steinmetzzeichen 3 findet sich, mit Ausnahme des einmaligen Vorkommens an Fenster 10 und am nördlichen Strebepfeiler, nur an der Sedilie. Das Zeichen ist hier gleich viermal auf dem Vorhangbogen eingeschlagen und informiert so darüber, dass der zugehörige Steinmetz den graziilen Vorhangsaum gefertigt hat. In den Rillen eines dort angebrachten Steinmetzzeichens lassen sich zudem Reste einer schwarzen Farbfassung zur Hervorhebung der Marke erkennen. Hier scheint ein Steinmetz fassbar, dem die Zier der Sediliennische als besondere Leistung zugesprochen werden muss. An Portal 3, dem südlichen Zugang zum Chorbau, sind die Steinmetzzeichen 4 und 8 eingeschlagen. Dieselben Steinmetze haben ihre Zeichen auch an den Rundbögen der Piscina Sacra in der westlichen Sakristeiwand hinterlassen. Bemerkenswert scheint dabei die Tatsache, dass die beiden Steinmetze an fast allen übrigen Bauteilen des Chores, an denen sie ihre Zeichen angebracht haben, gemeinsam auftauchen. So ist neben dem Südportal und der Piscina Sacra auch das südliche Chorfenster 7 von diesen beiden Steinmetzen – gemeinsam mit weiteren Kollegen – bearbeitet worden. Steinmetzzeichen 4 tritt zusätzlich am Strebepfeiler 2 auf. Die Steinmetze mit den Zeichen 4 und 8 treten allerdings nicht am Chorbogen in Erscheinung. Ihre Zeichen finden sich erst östlich davon auf der Chorsüdwand sowie an der Westwand der Sakristei. Die Steinmetze, die den Chorbogen und den dazugehörigen südwestlichen Chorstrebepeiler 1 bezeichnet haben, sind dagegen erst im Chorpolygon und vor allem an den nördlichen Chorbauteilen wie dem Treppenturm sowie an der Nord- und Ostwand der Sakristei anzutref-

Nummernz.	Zichen	Guemmerzähl	Aufschlüsselung
1a		10 mal	10 Troppensätze 2a Troppensatz 2a Chelbunnen 11 Saen 4a Chelbunnen 10ad Sachschreiben
1b		8 mal	8a Troppensätze Chelbunnen 11 Saen Troppensatz 10ad Chelbunnen 10ad
2a		4 mal	10a Troppensätze 2a Chelbunnen 10ad Pansen 9
2b		7 mal	2a Sachschreiben Pansen 9 Saen Chelbunnen 10ad 2a Chelbunnen 10ad Pansen 9
3a		4 mal	4a Sachschreiben Sachschreiben 10ad Saen
3b		2 mal	Pansen 10 Sachschreiben 1
4a		11 mal	2a Sachschreiben, Pansen Saen, Sachschreiben 2a Sachschreiben, Pansen Saen, Sachschreiben 2a Chelbunnen, Sachschreiben, Pansen 10 2a Sachschreiben 10 1a Pansen 10 Saen 2a Pansen 9
4b		4 mal	2a Sachschreiben, Pansen Saen, Sachschreiben 1a Pansen 10 Saen 1a Pansen 10 Saen

Nummernz.	Zichen	Guemmerzähl	Aufschlüsselung
5a		3 mal	Sachschreiben 10ad Troppensatz Chelbunnen 10ad
5b		3 mal	Sachschreiben 10ad 2a Chelbunnen 10ad
6a		1 mal	10a Troppensätze
6b		2 mal	10a Troppensätze
7		16 mal	2a 10a Troppensätze 10a Sachschreiben Pansen 6 Saen Pansen 7 Saen 2a Pansen 10 Saen 2a Pansen 8 Saen Pansen 9 Saen 2a Pansen 10 Saen 2a Pansen 11 Saen 2a Sachschreiben, Pansen Saen, Sachschreiben 2a Sachschreiben, Sachschreiben 2a Pansen 10 Saen 4a Pansen 8 Saen Pansen 7 Saen
8		11 mal	2a Sachschreiben, Sachschreiben 2a Pansen 10 Saen 4a Pansen 8 Saen Pansen 7 Saen
9		1 mal	10a Sachschreiben, Sachschreiben
10		6 mal	Pansen 8 Saen 2a Pansen 8 Saen

Nummernz.	Zichen	Guemmerzähl	Aufschlüsselung
11		10 mal	1a Pansen 8 Saen 2a Pansen 7 Saen Pansen 10 Saen Pansen 10 Saen Pansen 11 Saen Sachschreiben 1 Sachschreiben 9
12		1 mal	Pansen 8 Saen
13		2 mal	Sachschreiben 1 Chelbunnen 10ad
14		4 mal	1a Chelbunnen 10ad Chelbunnen 10ad
15		7 mal	2a Chelbunnen 10ad 2a Verknüpfung Troppensatz, Sachschreiben
16		1 mal	Chelbunnen 10ad
17		1 mal	Pansen 8 Saen
18		1 mal	Chelbunnen 10ad

Nummernz.	Zichen	Guemmerzähl	Aufschlüsselung
19		1 mal	Pansen 8 Saen
20		1 mal	Pansen 11 Saen
21		1 mal	Pansen 8 Saen
22		3 mal	10a Troppensätze Chelbunnen 10ad Chelbunnen 10ad Sachschreiben 10ad
23		1 mal	10a Troppensätze
24		3 mal	2a Pansen 11 Saen Sachschreiben 2
25		1 mal	Sachschreiben 10ad, Sachschreiben 10ad
26		1 mal	10a Sachschreiben, Sachschreiben



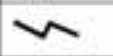
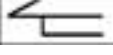
Nummer	Zeichen	Größenmaß	Anbringungs- nachweis
25		1 mal	27. bzw. 28. Oberes Strebegewölbe 33. bzw. Westwand Strebegewölbe
28		1 mal	Flachstuhl Chorbogen West
22		1 mal	Flachstuhl Chorbogen Flachstuhl 11. Außen
27		1 mal	Strebepfeiler 1

Abb. 7.1–7.4 (linke Seite) und 7.5: Marienkirche Bronnweiler, Darstellung der Steinmetzzeichen mit Anzahl und Anbringungs-nachweis (nicht maßstabgerechte Umzeichnung nach Fotografien, J. Widmaier 2010).

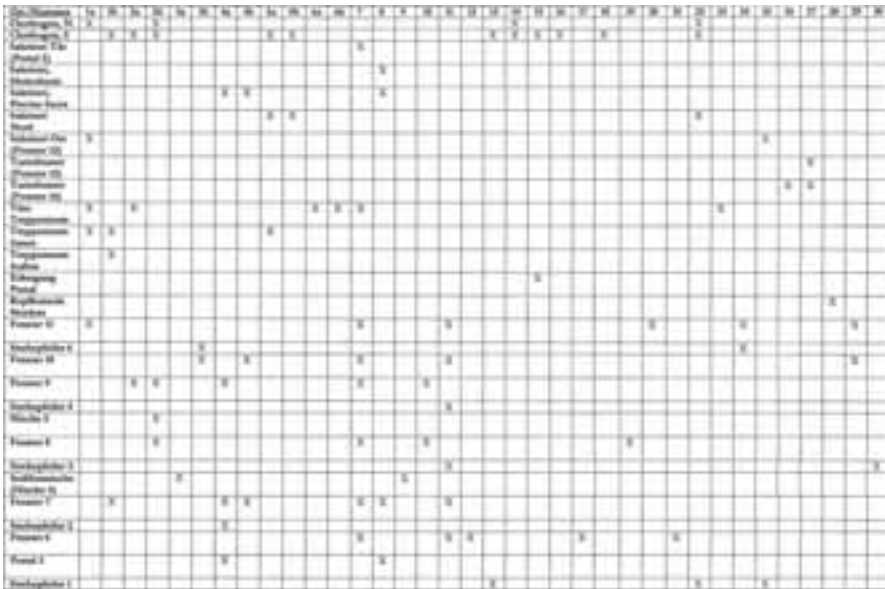


Abb. 8: Marienkirche Bronnweiler, schematische Darstellung (J. Widmaier 2010) von Vorkommen und der Verteilung der Steinmetzzeichen am Bau.

fen.⁶⁴ Im Erkergang zwischen Treppenturm und Turm zeigt sich Steinmetzzeichen 15, welches bereits am Chorbogen nachweisbar ist. Dagegen sind an den Fenstern 13 und 15 des Turmobergeschosses zwei Zeichenformen mehrmals eingeschlagen, die sonst an keiner weiteren Stelle der Choranlage in Erscheinung treten (Zeichen 26 und 27, vgl. Abb. 7.1–7.5). Hier könnte es

⁶⁴ Zeichen 1, 2, 5, 13, 14, 15, 16, 18 und 22.

sich um eine zeitliche Differenz handeln, die sich im Auftreten völlig anderer Steinmetzzeichen am Oberbau des Turmes widerspiegelt.

Die übrigen Zeichen des Chorbaues erlauben dagegen keine genaue zeitliche Differenzierung. Eher bieten sie Hinweise, durch die Modelle von Bauentwicklung und Arbeitsabläufen am Chorbau konkretisierbar werden. So lassen sich beispielsweise Steinmetzzeichen anführen, deren Träger für bestimmte Aufgaben am Bau, etwa die Anfertigung graziler Profil- oder Maßwerkelemente zuständig waren. Zudem spielt neben dem Auftauchen bestimmter Zeichen an einzelnen Bauelementen auch das Fehlen von Steinmetzzeichen eine aussagekräftige Rolle. So finden sich weder an den Spitzbogenfenstern des Schiffes oder am Chorgewölbe noch am nördlichen Fenster des Turmobergeschosses oder am südlich davon gelegenen Chordachzugang Steinmetzzeichen eingeschlagen. Diese Tatsache bietet natürlich nur einen Hinweis darauf, dass sich verschiedene Bauzonen voneinander differenzieren lassen könnten. Hinterfragbar muss die Auswertung der Steinmetzzeichen am Bau jedoch so lange bleiben, bis die Aufnahme des Gesamtbestandes an Zeichen vom Gerüst aus möglich ist. Zudem lassen sich im Bereich der verputzten Wandflächen keine Aussagen zu Baunähten treffen. Die Frage, ob bereits fertig gearbeitete, mit Steinmetzzeichen versehene Bausteine erst viel später in den Mauerverband eingebracht wurden, kann daher gegenwärtig nicht beantwortet werden.

Der vorliegenden Untersuchung präsentiert sich der Chorbau einschließlich der Chorfenster und der Sakristei im Turmuntergeschoss mit einem einheitlichen, nur durch Arbeitsabläufe differenzierbaren Vorkommen von Steinmetzzeichen. Das südliche Chorportal, das als gesonderter Zugang eher verwundert, ist aufgrund der ausgewerteten Zeichen mit hoher Wahrscheinlichkeit als bauzeitlicher Zugang anzusprechen. An dieser Stelle ist auch ein Unterschied im verwendeten Zeichenvokabular zu bemerken, da die Zeichen am Chorbogen eher denen des Chorhauptes, nicht aber denen an den westlichen Partien der Chorlängswände entsprechen.

Die Baumeisterfrage und die Deutung der Steinmetzzeichen

Ehrenfried Kluckert hat 1980 eine Untersuchung der Steinmetzzeichen vorgelegt.⁶⁵ Im Zusammenhang mit der Frage nach dem ausführenden Baumeister glaubt Kluckert eine Parallele in der Meimsheimer Marienkirche

⁶⁵ An Kluckerts Auswertung der Steinmetzzeichen der Bronnweiler Marienkirche ist grundsätzlich zu kritisieren, dass er von den über 30 verschiedenen Formen nur sieben Zeichen angibt und die übrigen Formen völlig außer Acht lässt. Zudem bezieht er keine Daten zur Häufigkeit und zur Platzierung der einzelnen Zeichen in seine Überlegungen mit ein. Vgl. Ehrenfried Kluckert: Zur Baugeschichte der Bronnweiler Marienkirche, in: Schwäbische Heimat 31/4 (1980), S. 246–258, hier: S. 254.

gefunden zu haben, für die im Jahr 1455 ein Baumeister Penich namentlich belegt ist.⁶⁶ Das von ihm als Meisterzeichen bezeichnete Symbol ist Steinmetzzeichen 24, welches jedoch nur dreimal am gesamten Bronnweiler Kirchenbau in keinerlei hervorgehobener Position zu finden ist. Dennoch bleibt zu konstatieren, dass Kluckert in seiner Untersuchung wichtige Hinweise geliefert hat. Sein Verweis auf Schwäbisch Gmünd beispielsweise scheint deshalb lohnend, da das Bronnweiler Zeichen 7 in einem von Kluckert für das Heiligkreuzmünster angeführten Zeichen erkennbar erscheint.⁶⁷ Dieses Zeichen weist zudem starke Ähnlichkeit zu einem Zeichen auf, welches Tilmann Marstaller für die Michaelskirche in Ammerbuch-Entringen, den Vierungsturm der Klosterkirche in Bebenhausen und für den Westteil der Esslinger Frauenkirche anführte.⁶⁸

Stileinordnung des Baues

Es ist zu beachten, dass es sich bei der Marienkirche in Bronnweiler nicht um eine große Stadtkirche, sondern um eine Dorfkirche handelt. Die verzögerte Anwendung einzelner Stilmerkmale, wie sie die klassische kunsthistorische Forschung anhand von bedeutenderen Bauwerken typologisch und chronologisch erfasst hat, könnte die Folge sein. Dennoch ist die Bronnweiler Marienkirche stilistisch nicht ohne Weiteres in die Gruppe der einfachen Dorfkirchen einzuordnen. So finden sich vor allem an der Choranlage Architekturelemente, die auf einen erhöhten Anspruch schließen lassen und deren Vorkommen an einer Dorfkirche eher verwundert. Hier ist nach den Vorbildern für bestimmte Architekturformen zu fragen, beispielsweise bei einzelnen Bauelementen und Bauweisen, bei Details der Grundriss- und Aufrissgestaltung.

Als stilprägende Merkmale werden hier vor allem die Ausformungen der Sediliennische und der kannelierten Basen der Sakristeidienste analysiert. Die Ausformung der Sedilienrahmung zeigt eine kranzartige Maßwerkzier, offenbar die Einzelleistung eines Steinmetzen, dem das Zeichen 3 zugeordnet werden kann (*Abb. 9*, vgl. *Abb. 5 und 7*). Als Schmuck einer Sedilie findet sich das Motiv nicht nur in Bronnweiler, sondern zeitgleich in der Michaelskirche in Ammerbuch-Entringen (um 1411 i; i = Datierung anhand von Inschriften) oder in der evangelischen Stadtkirche von Neubulach im Nordschwarzwald (um 1428 i). Auffallend erscheint darüber hinaus die häufige Anwendung des hängenden Maßwerksaumes an Bauten des Frankfurter Baumeisters Madern

⁶⁶ Vgl. ebd., S. 258.

⁶⁷ Vgl. ebd., Figur 12.

⁶⁸ Vgl. hierzu Tilmann Marstaller: *Architektur und Baugeschichte*, in: Reinhold Bauer; Barbara Scholkmann (Hrsg.): *Die Kirche im Dorf. St. Michael in Entringen*, Tübingen 2002, S. 67–74, hier: S. 68 und 71.



Abb. 9: Marienkirche Bronnweiler, Chor, Nische 4, Sediliennische mit Vorhangbogen mit hängendem Maßwerksaum.

Gerthener (gest. 1430) und in dessen Nachfolge im 15. Jahrhundert an Bauten der Frankfurter Schule.⁶⁹ Der Verweis auf die Bauten im Umkreis des Madern Gerthener ist – in Bezug auf Bronnweiler – weniger als direkter Nachweis eines Personal- oder Bauschulensstiles zu verstehen, sondern stellt, mit dem Hinweis auf eine der führenden Bauschulen des frühen 15. Jahrhunderts, eher die Aktualität des an der Sedilie verwendeten Architekturmotives in den

⁶⁹ So zeigt der Bogenlauf am um 1420/25 entstandenen Dreikönigstympanon über dem Südportal der Frankfurter Liebfrauenkirche einen solchen Maßwerksaum. Auch der Madern Gerthener zugeschriebene Riss Nr. 10931 der Wiener Akademiebibliothek zeigt die detailgenaue Wiedergabe einer solchen Maßwerkzier, wie sie sich auch über dem Memorienportal im Mainzer Dom erhalten hat. Auch die vom Mainzer Dombaumeister Peter Eseler 1434 begonnene Michaelskapelle von Kiederich besitzt einen Vorhangbogen am Zugang zum östlichen Chörlein. Dass hier ebenfalls mit dem Einflussbereich des Madern Gerthener zu rechnen ist, machte Ernst-Dietrich Haberland anhand des Vergleiches mit einer Gerthener zugeschriebenen „Visierung des Heiligen Grabes“ deutlich, die sich heute in Berlin-Dahlem befindet; vgl. Ernst-Dietrich Haberland: Madern Gerthener „der stadt franckenfurd werckmeister“. Baumeister und Bildhauer der Spätgotik, Frankfurt a. M. 1992, S. 119.

Vordergrund. Dieses Motiv findet sich auch im süddeutschen Raum, etwa an der Westvorhalle des Ulmer Münsters oder am um 1412 entstandenen Weltgerichtsportal der Esslinger Frauenkirche, das von Ulrich von Ensingen (gest. 1419) erbaut wurde.

In der Esslinger Frauenkirche finden sich auch für das zweite architektonische Stilmerkmal, die kannelierte Säulenbasis, zeitgleiche Entsprechungen. In der Sakristei von Bronnweiler haben sich fein kannelierte Basen erhalten (*Abb. 10*). Dieses Sockelmotiv hat seine Vorformen bereits in der Architektursprache des 13. Jahrhunderts und tritt im 14. Jahrhundert im Zusammenhang mit parlierischer Bautätigkeit auf.⁷⁰ So besitzen die Sockel des Chorumganges im Heiligkreuzmünster von Schwäbisch Gmünd (ab 1351 i) ebenso die charakteristische Ausformung wie die Pfeilerbasen im dortigen Langhaus. Die kannelierten Sockel im Umgang zeigen dabei dieselbe Unterschneidung vom Wulst zur Kannelierung, wie sie auch in Bronnweiler festzustellen ist. Dass ein genereller Verweis auf die direkte stilistische Nachfolgerschaft der Parler – wie ihn Ehrenfried Kluckert mehrfach angetragen hat – an dieser Stelle dennoch unangebracht ist, zeigt vor allem der Vergleich mit den Esslinger Kirchenbauten. Denn schon an den Wandvorlagen im 1298 errichteten Chor der Dionysiuskirche ist die kannelierte Sockelform mit unterschrittenem Wulst vorgebildet. Diesem Vorbild folgte, so scheint es, auch Ulrich von Ensingen bei seiner Bautätigkeit an der Esslinger Frauenkirche (um 1400–1419). Die von ihm vervollständigte Westhälfte des Schiffes weist an den Langhauspfeilern mit ihren vorgelagerten Dienstbündeln dieselben Sockelformen mit unterschrittenem Wulst und leichter Kannelierung auf. Dass dem eigentlich aus der Hochgotik stammenden Motiv dennoch stilprägende Aktualität zugesprochen werden kann, zeigt sich zum einen in seiner Anwendung an weiteren zeitgleichen Bauprojekten, etwa dem Chor der Michaelskirche in Ammerbuch-Entringen, und zum anderen an der Tatsache, dass Ulrichs Sohn Matthäus Ensinger (gest. 1463) das Motiv in der Folge an weiteren wichtigen Bauten des 15. Jahrhunderts wie dem Straßburger oder dem Berner Münster verwendet hat. Diese Sockelform ist damit ein stilprägendes Motiv, welches an dieser Stelle jedoch wiederum weniger eine direkte Baumeisterschaft belegen soll. Vielmehr verrät auch dieses Motiv, welches vor allem im frühen 15. Jahrhundert die führenden Baumeister der Zeit an den bedeutendsten Baustellen des schwäbisch-elsässischen Kulturraumes in der Tradition hochgotischer Kirchenbauten aufgriffen, etwas über den Anspruch, der für die Bronnweiler Bauidee angenommen werden muss.

Abschließend können die Erkenntnisse der Stileinordnung des Bronnweiler Kirchenbaues wie folgt zusammengefasst werden: Der von Ehrenfried Kluckert ausgeführten These einer direkten Parler-Nachfolge kann aufgrund

⁷⁰ Vgl. Thomas Flum: *Der spätgotische Chor des Freiburger Münsters. Baugeschichte und Baugestalt*, Berlin 2001, S. 87.



Abb. 10: Marienkirche Bronnweiler, Sakristei, Säulenbasis mit unterschrittenem Übergang zur Kehlung.

der von ihm angestellten stilistischen Vergleiche nicht ohne Weiteres zugestimmt werden.⁷¹ Zwar lassen sich Vergleiche mit Bauten oder Bauteilen anstellen, die den Parlern zugesprochen werden könnten, darin ist jedoch lediglich ein Hinweis auf die generelle Formensprache des 14. Jahrhunderts zu sehen. Tatsächlich deutet der Bronnweiler Baustil insgesamt auf den schwäbisch-elsässischen Kulturraum und es könnte in diesem Zusammenhang eine Baumeisterschaft im Umfeld der ab dem frühen 15. Jahrhundert in Esslingen, Straßburg und Ulm tätigen Baumeisterdynastie der Ensinger vermutet werden. Schließlich ist der für Bronnweiler festgestellte gehobene Anspruch des Baustils, der zugleich

älteren Traditionen und zeitaktuellen Stilerscheinungen verpflichtet ist, nicht nur – wie bisher von Kluckert angeführt – im Sinne eines Individual- oder Gruppenstiles zu deuten, sondern muss darüber hinaus auch unter dem Aspekt verschiedener Stillagen betrachtet werden.⁷² Darunter ist die Annahme verschiedener stilprägender Einflüsse zu verstehen, die zu einer Bauform führen. So kann ein Baustil ein Resultat mehrerer Einflüsse sein, die vom Baumeister über den Auftraggeber bis hin zu einem bestimmten Anspruch oder Funktionszusammenhang reichen können. Der hier vorgestellte Baustil kann in diesem Sinne auch als Ausdruck eines gehobenen Anspruches an das vorliegende Bauprojekt gesehen werden. Umso mehr ist dies anzunehmen, da es sich bei Bronnweiler um eine Dorfkirche handelt. Jenen Anspruch belegen die zahlreichen Verweise auf die gehobene Architektursprache städtischer Großbauten des 14. und 15. Jahrhunderts und die Zitate aus dem aktuellen architektonischen Formenrepertoire der Zeit. Als Bauausführende sind daher erfahrene Baumeister gehobenerer Stellung anzunehmen.

⁷¹ Vgl. E. Kluckert (wie Anm. 65), S. 249 ff.

⁷² Ebd., S. 249.

Wandmalereien

Die an den Wänden der Bronnweiler Marienkirche *al secco*, d. h. auf das trockene verputzte Mauerwerk angebrachten Malereien sind von großem kunsthistorischem Interesse. Das heutige Erscheinungsbild der Wandmalereien ist jedoch eine mit der Zeit gewachsene Rekonstruktion. Es ist davon auszugehen, dass die Malereien lange Zeit komplett überstrichen waren und erst im 19. Jahrhundert, in einer Zeit, die das Historische zu rekonstruieren versuchte, entdeckt worden sind. Die Freilegung der Malereien scheint sich in der Folge über längere Zeit hingezogen zu haben (1908–1970er Jahre).⁷³

Im östlichen Bereich des Schiffes haben sich komplexe Bildwände erhalten. Diese Malereien präsentieren sich sowohl an der Nord- als auch an der Südwand in drei horizontalen Bildstreifen und zeigen biblische und nicht-biblische Szenen (*Abb. 11*). Die Wandbilder in der Bronnweiler Marienkirche wurden 1991 durch Bruno Kadauke untersucht. Er setzt die Malereien in eine Chronologie und liefert als erster Autor eine Argumentation für seine Einordnung.⁷⁴ Kadauke datiert die Malereien in drei Phasen: Mitte des 13. Jahrhunderts (Phase I), zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts (Phase II) und um 1420/30 (Phase III).

Auch im Chor sind Wandmalereien erhalten, die 1949 freigelegt wurden. Um die Sakramentsnische (Nr. 6) ist eine großflächige Malerei aufgebracht worden, welche durch ihre Musterung einen Teppicheffekt erzielt. Kadauke datiert die Malerei um 1430. Dietmar Henning Voges hat dagegen eine Datierung in die Zeit der Choreinwölbung, um 1506, vorgezogen.⁷⁵ Tatsächlich weist die Malerei der Nische zwei Phasen auf. Über einer älteren hellen

⁷³ Vor allem durch die frühen Freilegungsversuche sind zum einen Fehlstellen in den Malereien durch die Abnahme der Putzschichten entstanden, zum anderen muss in dieser Zeit mit Ergänzungen an dem offensichtlich fragmentarisch vorgefundenen Bildmaterial gerechnet werden. Eine Betrachtung des sich heute präsentierenden Gesamtbildes an Wandmalereien im Chorbau und im Schiff muss daher vor dem Hintergrund der Restaurierungsgeschichte geschehen. Gleichzeitig setzt diese Restaurierungsgeschichte Grenzen bei der Interpretation der Malereien.

⁷⁴ Bis 1991 sind die Malereien in fünf verschiedene Phasen (um 1150, um 1275, um 1350, zweite Hälfte 15. Jahrhundert sowie 16./17. Jahrhundert) eingeordnet worden, ohne jedoch explizite Begründungen dafür zu nennen. Darüber hinaus wurden diese Daten den Malereibeständen vor Ort nicht zugeordnet, wodurch die Datierungsgründe nicht nachvollzogen werden können. Vgl. Bruno Kadauke: Die Wandbilder in der Marienkirche von Bronnweiler (Stadt Reutlingen), in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 30 (1991), S. 163–176; ders.: Wandmalerei vom 13. Jahrhundert bis um 1500 in den Regionen Neckar-Alb, Ulm-Biberach und Bodensee-Oberschwaben, Reutlingen 1991, S. 9 ff., S. 88 ff., S. 146 ff.; vgl. hierzu C. Duncker (wie Anm. 40), S. 13, und F. Häußler (wie Anm. 40), S. 6, sowie Archiv der Denkmalpflege im Regierungspräsidium Tübingen, Schreiben vom 8. 12. 1964. Die Datierung in fünf Phasen bezieht sich wohl auf ein Schreiben des zuständigen Hauptkonservators der Denkmalpflege.

⁷⁵ Vgl. B. Kadauke, Wandbilder in der Marienkirche (wie Anm. 74), S. 176, und D.-H. Voges (wie Anm. 54), S. 164 f.



Abb. 11: Marienkirche Bronnweiler, Wandmalereien an der Nordwand des Schiffs (nach der Restaurierung 1970). Das heutige Erscheinungsbild setzt sich aus mehreren modern überarbeiteten Ausstattungsphasen zusammen. Zu erkennen sind zwei Phasen an Darstellungen aus dem Marienleben, eine Pietà, verschiedene Heilige um die später zum Fenster umgestaltete Altarnische mit grüner Rankenmalerei sowie eine Szene aus der Passion Christi mit Veronika.

Schablonenmalerei findet sich um den Nischeneinbruch eine jüngere dunkle Malerei mit frei gemalter Ornamentik. Einen zusätzlichen Hinweis zur Datierung der Malerei könnten möglicherweise die Weihe-, Konsekrations- oder Apostelkreuze liefern, welche in zwei Phasen am gesamten Chorbau vorhanden sind (*Abb. 12*). Die erste Phase besteht aus rötlichen Kleeblattkreuzen mit Nimbus, die zweite Phase aus schwarzen Ankerkreuzen mit geschweiften Enden und mit ockerfarbenem Nimbus. Die Präsentation beider Phasen von Kreuzen neben- bzw. übereinander ist ein heutiges Konstrukt. Sie waren ursprünglich sicher nicht gleichzeitig zu sehen. Die ältere Phase wird dabei in die Zeit der ersten Chorweihe zu datieren sein (Phase III). Da es sich um Weihekreuze handelt, lässt sich die Entstehungszeit der jüngeren Phase weiter eingrenzen. Die Reformation, welche sich in Reutlingen bis 1530 endgültig durchgesetzt hatte, würde dann einen zusätzlichen Terminus ante quem für ihre Anbringung liefern, da nun keine katholischen Weihehandlungen mehr durchgeführt wurden (Phase IV).⁷⁶



Abb. 12: Marienkirche Bronnweiler. Die Weihekreuze im Chor sind nach der Restaurierung 1970 übereinander sichtbar. Ursprünglich kann nur immer eine Phase sichtbar gewesen sein. Die erste Phase besteht aus rötlichen Kleeblattkreuzen mit Nimbus, die zweite Phase aus schwarzen Ankerkreuzen mit geschweiften Enden und ockerfarbenem Nimbus.

Bauinterpretation

Das romanische Kirchenschiff weist im Grundriss Unregelmäßigkeiten auf (vgl. Abb. 5). Der Grundriss des heutigen Kirchenschiffes, der zugleich den Kirchenbau der Phase III beschreibt, zeigt sich dadurch bei genauerer Betrachtung nicht als Rechteck, sondern als Viereck ohne parallele Fluchten. Aufgrund der Fluchtverschiebung zwischen Schiffsnord- und -südwand scheint zudem die ursprüngliche Ostwand von Bau III, welche bei der archäologischen Ausgrabung 1968 als Fundament nachweisbar war, schräg von der Nordost- zur Südostecke zu verlaufen. Dieses Fundament der ehemaligen Ostwand der Kirche ist als Fundament unter dem Chorbogen erhalten. Dadurch erklärt sich die Fluchtverschiebung, die auch an der heutigen Chorbogenwand erkennbar ist. Die heutige gotische Chorbogenwand musste die

⁷⁶ Vgl. hierzu: Der Landkreis Reutlingen. Amtliche Kreisbeschreibung (wie Anm. 39), Bd. I, S. 136 ff.

Fluchtung der als Fundament benötigten romanischen Schiffswand aufnehmen. Sie bleibt als Bindeglied der beiden Bauphasen daher nicht unbeeinflusst von den romanischen Mauerfluchten. Vom Schiff aus betrachtet, bildet sich daher die Chorbogenwand im Norden mit 1,31 Meter und im Süden mit nur 1,09 Meter bis zum Chorbogen aus. Diese Differenz ist dem geometrischen Konstruktionsverfahren der gotischen Choranlage im Verhältnis zum Schiff geschuldet, denn betrachtet man die Chorbogenwand vom Chor aus, so bilden sich die Wandflächen nördlich und südlich vom Chorbogen in derselben Tiefe von rund 1,45 Meter aus. Hier findet sich ein symmetrisches Erscheinungsbild. Die als Bestandteil des Chorbaues geometrisch konstruierte Chorbogenwand erscheint also vom Schiff aus gesehen durch die Verzerrungen des romanischen Baukörpers im Verhältnis zum Chor unregelmäßig. Der im Grundriss unregelmäßig erscheinende Baukörper des Schiffes steht der gotischen Choranlage gegenüber, jenem Baukörper, der durch geometrische Grundformen konstruiert worden ist und sich daher in seinem Grundriss eher in symmetrischer Ausformung präsentiert.

Der Chorinnenraum hat eine lichte Breite von 7,95 Meter und eine lichte Länge von 9,29 Meter vom Chorbogen bis zum Beginn des Chorpolygons. Der $\frac{4}{8}$ -Chorschluss ist symmetrisch gebildet und erweitert die lichte Chorlänge auf insgesamt rund 13 Meter. Verbindet man die Nordecke des Chorpolygons mit dem zentralen Eckpunkt im Chorschluss, so erhält man eine Diagonale von 5,45 Meter Länge (vgl. *Abb. 5*). Ebenso beträgt die Diagonale zwischen der Südecke des Chorpolygons und dem zentralen Eckpunkt im Chorschluss 5,45 Meter. Der nördliche Eckpunkt des Chorpolygons liegt dabei jedoch rund 0,20 Meter östlicher in der Nordwand als der südliche Eckpunkt des Chorpolygons in der Südwand. Die Diagonale zwischen beiden Eckpunkten entspricht genau der Fluchtung der Chorbogenwand, welche auf dem Fundament der einstigen romanischen Ostwand aufsteht (vgl. *Abb. 5*, orange gestrichelte Markierungen). Addiert man die Stärke der Chorbogenwände zur lichten Chorlänge bis zum Beginn des Chorpolygons, so ergibt sich sowohl auf der Nord- als auch auf der Südseite eine Länge von 10 Meter. Hier wird eine wichtige Erkenntnis über den Bau geliefert: Zwar wurde der Chor geometrisch konstruiert, gleichwohl orientiert sich die Planung des Neubaus aber zu Beginn am romanischen Bau und dessen Fluchtverschiebungen. An den Ost-West-Fluchten zeigt sich, dass man beim Bau der breiteren Choranlage offensichtlich den Scheitelpunkt des Chorpolygons auf den Mittelpunkt der Westfassade des Schiffes ausrichtete. Die Betrachtung der Nord-Süd-Fluchten der Kirche macht zudem deutlich, dass man beim Bau des Chores trotz geometrischer Planungsverfahren auf die Baufluchten des Vorgängerbaues, hier vor allem der Ostfassade, Bezug nahm.

Der im Kirchenschiff enthaltene Vorgängerbau datiert nach Ausweis des archäologischen Fundmaterials in das 13. Jahrhundert. Für diese Bauphase lassen sich Rundbogenfenster in der Südwand ansprechen. Die an den Wand-

flächen des Schiffes aufgetragenen Malereien der Phase I sind von Bruno Kadauke in die Mitte des 13. Jahrhunderts datiert worden.⁷⁷ Die Entstehung der Malereien ist in den Zeitraum zwischen der Errichtung von Kirchenbau III und der Einbringung der spitzbogigen Fenster in der Schiffsüdwand festzulegen, die in die Malerei der Südwand einschneiden. Diese Fenster datieren in das 14. Jahrhundert. Denn das einfache nasenlose Maßwerk, wie es in Fenster 2 im Bestand erhalten ist, steht in der Tradition der Bettelordensarchitektur des 13. Jahrhunderts.⁷⁸ Eine Datierung um 1300, wie von Duncker vorgeschlagen, ist zwar möglich, lässt sich aber aufgrund eines einzigen original erhaltenen Fensters letztlich nicht sicher bestätigen.⁷⁹ Eher sind die Fensterdurchbrüche daher generell in das 14. Jahrhundert zu datieren. Der Verweis Duncckers auf die Bautätigkeit des 19. Jahrhunderts muss an dieser Stelle ergänzt werden, denn Fenster 1 datiert in das 14. Jahrhundert. Das Maßwerk-couronnement von Fenster 1 ist zwar nach Ausweis des Materials und dessen Erhaltungsgrades vermutlich erneuert worden, das Gewände weist aber dasselbe Material wie Fenster 2 und ein Auflager für ein Couronnementfeld auf. Somit muss zuvor ein älteres Maßwerkcouronnement vorhanden gewesen sein. Fenster 3 besitzt dagegen dasselbe Material wie das erneuerte Couronnementfeld von Fenster 1. Es ist also davon auszugehen, dass Fenster 3 eine Neuerung der Bautätigkeit von 1856 darstellt. Geht man von dieser These aus, so ergibt sich ein interessanter Befund: Die beiden ursprünglich vorhandenen spitzbogigen Fenster von Bau III liegen ausschließlich im östlichen Bereich des Kirchenbaues, an der Stelle, an der die Malereien auf die südliche Längswand aufgebracht wurden. Bruno Kadauke hat bereits aufgrund der Ausdehnung der Malereien den östlichen Bereich des Schiffs als Chor des romanischen Baus gedeutet.⁸⁰ Die hier als Originalbestand fassbaren Fensterdurchbrüche scheinen sich ebenso auf diesen Bereich zu beschränken. Es ist also anzunehmen, dass die repräsentativ schmückenden Fenster ursprünglich nur in die Wand des Chores und somit in den wichtigsten Raumteil des Kirchenbaus eingebracht worden sind. Als Vergleichsbeispiel für dieses Phänomen bieten sich erneut die Michaelskirche in Burgfelden und die Candiduskirche in Kentheim an.

Im Westen des südlichen Innenraums findet sich ein Weihwasserbecken bzw. Acquasantiere (N 5) in die untere Wandzone eingelassen. Das Becken wurde am unteren Blockbereich abgeschlagen. Darüber ist nur noch die

⁷⁷ Vgl. B. Kadauke, *Wandbilder* (wie Anm. 74), S. 171.

⁷⁸ Zur Bettelordensarchitektur im 13. Jahrhundert vgl. Markus Hörsch: *Die Esslinger Sakralbauten. Zum Stand ihrer bau- und architekturgeschichtlichen Erforschung*, in: *Landesdenkmalamt Baden-Württemberg (Hrsg.): Materialien zur Geschichte, Archäologie und Bauforschung in Esslingen am Neckar (Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg, Bd. 64)*, Stuttgart 2001, S. 159–206, hier: S. 172 ff.

⁷⁹ Vgl. C. Duncker (wie Anm. 40), S. 12.

⁸⁰ Vgl. B. Kadauke, *Wandbilder* (wie Anm. 74), S. 168.

Abfassung zu erkennen, unter der das Becken ursprünglich begonnen hat. Die Tatsache, dass sich das Becken aus zwei Steinblöcken zusammensetzt, welche zusammen vermauert worden sind, spricht eher gegen eine sekundäre Vermauerung als Spolie. Auch die Tatsache, dass der ursprünglich sicher weiter auskragende Beckenstein abgeschlagen worden ist, könnte für die Lage in situ sprechen.⁸¹ Geht man von dieser Annahme aus, so bleibt die Anbringung des Beckens direkt oberhalb des heutigen Bodenniveaus zu bemerken. Für seine Funktion muss das Becken jedoch im Verhältnis zum Fußboden höher gelegen haben. Hier bietet sich ein Hinweis auf einen älteren, tiefer liegenden Fußboden, dem es als Weihwasserbecken zugeordnet werden kann. Die beiden am Schiff befindlichen Portale sind dagegen als neuere Einbauten anzunehmen, da beide höher angebracht sind. Die stilistische Datierung des Wasserbeckens ist aufgrund seines Erhaltungsgrades und fehlender Vergleichsbeispiele aus der Region nicht möglich.

Das Südportal des Schiffes (P 1), welches ebenso wie die originalen Spitzbogenfenster (F 1 und F 2) Spuren von Rötelfarbe aufweist, ist ebenfalls nicht mit letzter Sicherheit zu datieren. Es ist allerdings einem höheren Innenraumniveau zuzuordnen als das Weihwasserbecken und stellt somit wohl einen späteren Durchbruch dar. Das spitzbogige Westportal (P 2) trägt eine Inschrift in Kapitalis mit arabischen Ziffern: „VLR 1626“.⁸² Diese Inschrift wurde sicherlich nachträglich eingeschlagen. Portal 2 weist eine Abfassung im unteren Gewändebereich auf. Diese läuft direkt oberhalb des Außenniveaus in einen Sockelbereich ein. Die Tatsache, dass dieser Bereich fast völlig im Erdboden verschwindet, könnte dafür sprechen, dass sich auch das Westportal an einem tieferen Bodenniveau orientiert.

Östlich in der Nordwand des Schiffes findet sich Fenster 5. Die Laibung des inneren Bogenlaufs ist mit charakteristischer grüner Rankenmalerei von um 1500 geschmückt und somit als ältere Bausubstanz charakterisiert. Von außen zeigt sich die Fensteröffnung mit ihrer rechteckigen Gestaltung im rundbogigen Fensterdurchbruch jedoch als mehrphasiges Konstrukt, welches man eher in die Zeit der modernen Bauveränderungen stellen möchte. Tatsächlich wurde die zugemauerte rundbogige Wandnische erst 1949 entdeckt und anschließend mit einer Öffnung nach außen zum Fenster umgestaltet.⁸³ Auch aufgrund der im Verhältnis zu den Fenstern der Südwand relativ niedrigen Anbringung dieser Öffnung kann hier eher von einer ursprünglich anderen Nutzung ausgegangen werden. Eine Funktion als Altarnische könnte neben der Zugänglichkeit aufgrund ihrer geringen Wandhöhe auch durch die

⁸¹ Alte Aufnahmen zeigen, dass die Kirchenbänke im Schiff bis an die Wand gerückt gewesen sind. Vgl. hierzu H. Reiff (wie Anm. 29), S. 31.

⁸² Zitiert nach D.-H. Voges (wie Anm. 54), S. 150 ff.

⁸³ Vgl. Archiv der Denkmalpflege im Regierungspräsidium Tübingen, Schreiben vom 4. 6. 1949.



Abb. 13: Marienkirche Bronnweiler, Nordwand des Schiffs mit Turm und Chorbogenwand mit Kragstein als Auflager und Wandmalerei der Phase III (Aufnahme 2010).

repräsentative Ausmalung mit Heiligenfiguren in der inneren Laibungsfläche begründet werden.

Ein weiterer Befund präsentiert sich im offenen Dachraum am östlichen Bereich der Schiffs nordwand. Hier ist ein Gesims mit Wasserrinne erkennbar, welches von der Turmsüdwand zur Turmwestwand durch den Innenraum an den Außenbau führt (Abb. 13). Die Anbringung dieses Gesimses zeigt eine Änderung im Dachanschlag des Schiffes an. Diese Wasserrinne hatte die Funktion, das Wasser vom Turmbau und vom Schiffsdach zwischen beiden Bauteilen aufzufangen und abzuleiten. Der Dachanschlag des Schiffes muss hierfür ursprünglich direkt an der Wasserrinne angebracht worden sein, statt diese, wie heute, zu überdecken. Das in die Planung des Turmbaues mit einbezogene Gesims zeigt hier zum einen, dass spätere Änderungen am Schiffsdach vorgenommen worden sind, und stellt zum anderen deutlich heraus, dass

der Höhenunterschied der Dachflächen von Schiff und Chor zur Bauzeit des Turmes bereits fest eingeplant war. Dieser Planung sind die unterschiedlichen Höhenniveaus der Wasserrinnen an der Turmsüdwand geschuldet, welche auf die unterschiedlich hoch geplanten Ansätze der Dachanschläge von Schiff und Chor Bezug nehmen.

An der Chorbogenwand finden sich sowohl schiffs- als auch chorseitig Kragsteine an der Süd- und Nordseite des profilierten Bogenlaufes (*Abb. 13 und 14*). Die gotische Chorbogenwand ist durch einen Entlastungsbogen in der Giebelwand, den südlichen Strebepfeiler (S 1, vgl. *Abb. 5*) und den nördlich anschließenden Turmbau gesichert. An der nördlichen, dem Schiff zugewandten Wandhälfte befinden sich neben dem Kragstein auch Wandmalereien der Phase III. Geht man davon aus, dass die Kragsteine auf der Nord- und der Südseite des Schiffes mit einem aufliegenden Querbalken verbunden waren, dann müsste in diesem Bereich erneut eine Mehrphasigkeit angenommen werden, denn ein Balken hätte die Malerei verdeckt. Gegen einen Querbalken spricht, dass die Auflagerflächen der Kragsteine im Schiff in unterschiedlichen Höhen zu liegen kommen. Claudia Lichte hat in diesem Zusammenhang vermutet, dass die Kragsteine der Schiffseite eher als Auflager für die gotischen Holzskulpturen der Kirche Verwendung fanden.⁸⁴ Sie nahm an, dass die Kragsteine eine Heimsuchungsgruppe mit Maria auf der linken Seite und Elisabeth auf der rechten Seite getragen hätten. Es muss in diesem Zusammenhang jedoch fraglich bleiben, ob eine massive Holzskulptur wie die für Bronnweiler nachweisbare Gottesmutter (*Abb. 15*) mit einer Höhe von 1,66 Meter und einem entsprechend hohen Gewicht auf der relativ kleinen Auflagerfläche des Kragsteines Platz gefunden hätte. Zudem wären die Skulpturen – auf den Kragsteinen verortet – von den Streichbalken verdeckt worden, welche noch bis in das 20. Jahrhundert den mit Tonne gewölbten Deckenraum des Schiffes durchzogen haben (*Abb. 14*). Darüber hinaus bleibt die Funktion jener Kragsteine, welche auf der dem Chor zugewandten Seite aus der Chorbogenwand ragen, unbeantwortet. Die Auflagerflächen dieser Kragsteine enden auf derselben Höhe. Möglicherweise lag also an dieser Stelle ein Querbalken auf, in dessen Mitte das Kruzifix angebracht gewesen ist, dessen Fragment sich ebenso der Bronnweiler Kirche zuordnen lässt. Die Positionierung eines Kruzifixes in der Chorbogenöffnung lässt sich auch an anderen Kirchenbauten nachweisen.⁸⁵

Der Chorbau der Bronnweiler Kirche ist in zwei Bauphasen entstanden. Auch die erste Bauphase ab 1415 lässt sich weiter differenzieren. Am Übergang vom Chorbau zur Chorbogenwand ist ein Bruch im Baukörper festzustellen. Zum einen unterscheiden sich die Steinmetzzeichen, welche am

⁸⁴ Vgl. Heimatmuseum Reutlingen (Hrsg.): *Figuren des Heils. Gotische Kunst aus Reutlingen*, Reutlingen 2009, S. 55.

⁸⁵ Vgl. u. a. *Stiftskirche Boppard und Annakirche Tetenbüll*.



Abb. 14: Marienkirche Bronnweiler, Blick aus dem Schiff in den Chor, Chorbogen mit ursprünglicher Aufstellung von Kanzel und Taufstein sowie verziertes Holztonnengewölbe (Aufnahme vor 1968).

Chorbogen verwendet wurden, von denen an den östlich daran anschließenden Bauteilen. Zum anderen weist das Portal am Zugang zur Sakristei einen Bruch im Bogenlauf auf. Möglicherweise ist hier ein Hinweis auf den Bauverlauf des Chores gegeben, denn das Chorbauprojekt wird mit einiger Sicherheit einen längeren Zeitraum in Anspruch genommen haben. Es ist daher anzunehmen, dass der Chorbau im Osten mit einem gewissen Abstand zu der noch



Abb. 15: „Maria in der Hoffnung“. Die 166 cm hohe Figur (Weide massiv und vollrund, um 1425) stammt aus der Bronnweiler Marienkirche und befindet sich heute im Württembergischen Landesmuseum in Stuttgart.

bestehenden romanischen Kirche begonnen wurde. Dabei orientierte man sich zwar offensichtlich an der Fluchtung der Schiffsostwand, ohne jedoch das Schiff selbst in die beginnenden Bauarbeiten mit einzubeziehen. Dadurch konnte die Kirche während der Bauzeit weiter benutzt werden. Somit würden der Abbruch der romanischen Schiffsostwand sowie die Verbindung zwischen Chor und Schiff durch die Errichtung der Chorbogenwand den letzten Schritt im Bauverlauf darstellen. Dieser Arbeitsschritt erfolgte, so ist anzunehmen, sobald der Chorraum – selbst im provisorischen Zustand – für die Messe und andere liturgische Funktionen verwendet werden konnte. Möglicherweise ist dadurch der merkliche Bruch zu erklären, der sich in der differenzierten Anbringung der Steinmetzzeichen und der missglückten Bogenführung des Sakristeizuganges präsentiert. Tatsächlich finden sich die Steinmetzzeichen des Chorbogens vor allem an den östlichen Bauteilen, den Fenstern im

Chorpolygon, wieder. Dem Bruch im Bogenlauf des Sakristeizuganges käme damit die Rolle eines wichtigen Befundes zu. Möglicherweise wurde hier der separat begonnene Chorbau mit dem romanischen Baukörper durch die neu errichtete Chorbogenwand verbunden. Dass sich östlich vom Chorbogen eine weitere Bauetappe anführen lassen könnte, ist auch daraus zu schließen, dass sich Fenster 6 durch seine einfache Gewändeform von den übrigen Fenstern unterscheidet, die weiter östlich eingebaut worden sind. Diese Fenster im Chorpolygon weisen gut erhaltene Maßwerksteine in hellerem Material auf. Schon daraus lässt sich schließen, dass die Maßwerke ersetzt worden sind. Tatsächlich wird 1949 von neuen Fenstermaßwerken am Chor gesprochen.⁸⁶

⁸⁶ Vgl. Archiv der Denkmalpflege im Regierungspräsidium Tübingen, Schreiben vom 4. 6. 1949.

Nach Ausweis der Steinmetzzeichen ist das Südportal des Chorbaus dagegen bauzeitlich, da die dort verwendeten Zeichen auch im weiteren Verlauf der südlichen Chorwand und in der Sakristei Anwendung finden. Somit präsentiert sich eine Besonderheit der Bronnweiler Kirche: Der Chorbau verfügt über einen separaten Eingang, der gesichert als bauzeitlich anzusprechen ist. Die Sakramentsnische (N 6) in der nördlichen Chorpolygonwand zeichnet sich vor allem durch ihre erhöhte Anbringung im Wandaufriß aus. Im unteren Wandbereich und am Bodenbelag sind Verfärbungen durch eine mittlerweile entfernte Konstruktion zu entdecken. Es ist wohl davon auszugehen, dass die Nische über eine zusätzliche Stufenplatte erreicht werden konnte. Diese Erhöhung würde damit den höchsten Standpunkt im Chorbau bieten und so der Bedeutung der Sakramentsnische als Aufbewahrungsort für die Hostie entsprechen.

Das Gewölbe über dem Chorraum weist keine Steinmetzzeichen auf. Zudem ist im Chorraum die Jahreszahl IV06 (1506) erhalten geblieben (*Abb. 14*). Die Kombination von römischen und arabischen Ziffern findet sich gehäuft an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert.⁸⁷ Stilistisch lässt sich die Gewölbeform ebenfalls in das beginnende 16. Jahrhundert datieren.⁸⁸ Es ist also anzunehmen, dass das Gewölbe erst zu diesem Zeitpunkt, also in einer zweiten Bauphase, eingezogen wurde, wenngleich die Planung eines Gewölbes schon für die erste Bauphase der Choranlage als gesichert gelten darf, denn der Chorbau wurde bereits zu Baubeginn mit Strebepfeilern versehen, welche vor allem durch die statischen Anforderungen eines derart kunstvoll überwölbten Raums nötig sind. Zudem lassen sich die Gewölbeauflagerkonsolen eher der ersten Bauphase zuordnen und liefern so einen weiteren Hinweis, dass eine Einwölbung bereits bei Baubeginn vorgesehen war. Auch wenn der Bronnweiler Chor wohl erst im Nachhinein eingewölbt worden ist, muss der Raum – zumindest provisorisch – liturgisch nutzbar gewesen sein. Es ist davon auszugehen, dass der Chor hierfür mit einer einfachen Flachdecke direkt oberhalb der Chorfenster ausgestattet war.⁸⁹ Im westlichen Schlussstein des

⁸⁷ Vgl. D.-H. Voges (wie Anm. 54), S. 150.

⁸⁸ Die Galluskirche in Tübingen-Derendingen zeigt eine ganz ähnliche Gewölbeausformung wie die Marienkirche in Bronnweiler. Es handelt sich dabei um ein Sternnetzgewölbe mit sechsstrahligen Joch-Vollsternen. Derendingen datiert, der Bauinschrift am Kirchenportal folgend, an den Anfang des 16. Jahrhunderts (1514 i bis 1516 d; i = Datierung laut Inschrift, d = Datierung laut dendrochronologischer Untersuchung). In ihrer Magisterarbeit liefert Christina Vossler (wie Anm. 61) zusätzlich eine dendrochronologische Datierung für den Dachstuhl der Derendinger Kirche mit den Fälljahren um 1560 und belegt damit einen Brand des Kirchenbaus.

⁸⁹ Bei entsprechenden Lichtverhältnissen lässt sich noch heute in der inneren Chorbogenwand knapp oberhalb des Chorbogens ein waagrechter Streifen erkennen. Hier war wohl die Decke geschlossen, welche bis 1506 den Chorraum provisorisch bedeckte.

Chorgewölbes hat sich das einfachere Wappen der Spiegel erhalten, welches sich bereits 1398 für den Richter Heinz Spiegel nachweisen lässt.⁹⁰ Dieser Patrizier war wohl, wie bereits dargelegt, der in der Bauinschrift genannte Heinrich, der 1415 den Grundstein der Chorbauphase I legte.

Das Chordach war ursprünglich sicher in derselben Höhe ausgeführt wie heute. Das obere Gesims mit einer Wasserrinne, welches sich im heutigen überdachten Zugang zum Chordachstuhl befindet, belegt dies. Der Turm verjüngt sich dabei an der Südwand knapp unterhalb des Wasserschlaggesimses. Auf dem Vorsprung liegt neben der Wasserrinne also auch der Ansatz des Chordachanschlages auf. Unter dem Gesims befindet sich in der Turmsüdwand eine Reihe von Kragsteinen, die im heutigen Chordachstuhl sichtbar sind. Diese Konsolsteine müssen die ursprüngliche gotische Dachstuhlkonstruktion getragen haben, welche bereits im 19. Jahrhundert verändert und im Zuge der Restaurierungen des 20. Jahrhunderts völlig entfernt worden ist. Es handelte sich dabei um eine in Eiche ausgeführte Kehlbalkendachkonstruktion mit liegendem Stuhl.⁹¹ Die an der Ostwand des Chores erkennbare abgestufte und massive Mauerung trägt eine Wasserrinne, welche das Niederschlagswasser vom südlichen Turmwandgesims nach Osten abgeleitet hat (*Abb. 16*). Heute gelangt kein Wasser mehr in diese Rinne, da sie vom Zugang zwischen Turm und Chordachraum überdeckt wird. Dieser Zugang ist jedoch erst 1967 in der heutigen Form gestaltet worden.⁹²

Durch die Erkenntnis, dass der Zugang zum Chordachstuhl eine moderne Neuerung darstellt, erklärt sich auch die Form des Durchbruches in der oberen Turmsüdwand (P 7). Denn der in Form einer Zwillingsöffnung gearbeitete Durchbruch, welcher eine abgefaste Sohlbank und einen gekehnten mittigen Stablauf aufweist, ist auf Sicht gearbeitet. Es ist davon auszugehen, dass ursprünglich der gesamte Durchbruch von außen sichtbar war. Dennoch kann dieses Bauelement nicht ohne Weiteres als Fenster angesprochen werden. Auffällig bleibt, dass beide Bahnen ohne Maßwerk ausgeführt wurden. Wahrscheinlicher ist also, dass es sich um eine von außen gut einsehbare Öffnung gehandelt hat, die als nicht-permanenter Zugang zum Chordachstuhl diente. Hier und am gegenüberliegenden Zwillingsfenster der Turmnordwand lassen sich gemauerte Fensterbänke auffinden, die ein Betreten der Fensteröffnungen erlauben. Zusätzlich hat sich im Dachstuhl des Turmes eine hölzerne Winde erhalten, mit deren Hilfe Lasten nach oben transportiert werden

⁹⁰ Vgl. Otto von Alberti; Friedrich von Gaisberg-Schöckingen: Württembergisches Adels- und Wappenbuch (Nachdruck von 1889–1916), Neustadt a. d. Aisch 1975, hier vor allem S. 748.

⁹¹ Vgl. Archiv der Denkmalpflege im Regierungspräsidium Tübingen, Schreiben vom 23. 12. 1947.

⁹² Vgl. ebd., Schreiben vom 17. 5. 1967.



Abb. 16: Marienkirche Bronnweiler, Chor, Gesamtansicht des Außenbaus von Nordosten (Aufnahme 1966).

konnten. Die gemauerten Fensterbänke und die erhaltene Winde deuten hier auf die ursprüngliche Nutzung als Lagerraum hin. Die Öffnungen im Turmgeschoss mussten daher über die Steinbänke direkt zugänglich sein, um Lasten, wie beispielsweise Getreide, über den Turm in den Dachstuhl befördern zu können. Der Chordachstuhl und möglicherweise Teile des

Turmes (2. OG) sind daher eher als Speicherräume zu interpretieren.⁹³ Ob die hier angeführten Öffnungen in der Nord- und Südwand des Glockengeschosses jedoch als bauzeitlich angesprochen werden können, muss fraglich bleiben. Beide Bauelemente weisen keine Steinmetzzeichen auf. Zudem unterscheiden sie sich aufgrund der Art der Einmauerung in die Wandflächen von den übrigen Fenstern im Glockengeschoss. Die Art der Doppelfensteröffnung im Norden erinnert eher an die Lichtöffnungen, welche sich für das 16. Jahrhundert in der Nordwand der Friedhofskirche von Nagold oder an der Georgskirche von Neuenbürg aufführen lassen.

Anhand dieser Befunde lässt sich auch der Turmbau in verschiedene Baustufen einteilen. Die im Erdgeschoss befindliche Sakristei ist aufgrund der Steinmetzzeichen der ersten Chorbauphase (ab 1415 i) zuzuordnen. Die dendrochronologische Beprobung zweier lose auf Mauerlatten aufgelegten Deckenbalken über dem zweiten Turmobergeschoss ergab übereinstimmend eine Winterfällung 1429/30, so dass von einem Einbau der Hölzer im Laufe des Jahres 1430 ausgegangen werden kann.⁹⁴ Die beiden beprobten Hölzer weisen keine konstruktive Verbindung mit dem Turmmauerwerk auf. Die Daten liefern somit nur einen Terminus ad quem für den hölzernen Innenausbau des Turmes. Zugleich bieten sie aber auch einen Terminus ante quem für die Errichtung der Turmmauern.

Die Bauzeit des Turmes lässt sich daher mit einiger Wahrscheinlichkeit auf den Zeitraum zwischen 1415 i (= aufgrund Inschrift) und 1430 d (= dendrochronologisch) eingrenzen. Zudem ist hier auf die Bauabfolge zu schließen, nach der der Innenausbau wohl erst mit einem gewissen zeitlichen Abstand zur Errichtung des massiven Turmbaus erfolgte.⁹⁵ Die Fensteröffnungen im Osten und im Westen des Glockengeschosses zeigen Steinmetzzeichen, die am Unterbau nicht auffindbar sind (vgl. *Abb. 7*). Möglicherweise sind sie daher eher der Zeit um 1430 zuzuordnen. Somit dürfte auch der heute nicht mehr erhaltene Dachschluss des Bronnweiler Turmes spätestens um 1430 zu

⁹³ Diese Art der profanen Nutzung von Kirchenraum lässt sich an zahlreichen Bauten noch heute nachweisen. Vgl. beispielsweise die Jakobuskirche in Tübingen, die Georgskirche in Schwieberdingen oder die Michaelskirche in Sulz am Eck.

⁹⁴ Vgl. Tilmann Marstaller: Reutlingen-Bronnweiler Marienkirche. Dendrochronologische Detailuntersuchung (unveröffentlichter Untersuchungsbericht), Rottenburg-Oberndorf 2010; die Beprobung der Balken erfolgte durch T. Marstaller M.A., die Auswertung der Proben durch J. Hofmann, Jahrringlabor Hofmann, Nürtingen. Die Kosten der Untersuchung wurden vom Regierungspräsidium Tübingen, Referat Denkmalpflege, übernommen; vgl. entsprechende Untersuchungsunterlagen im Archiv der Denkmalpflege im Regierungspräsidium Tübingen.

⁹⁵ Damit ist der Bauablauf bei Errichtung des Turmes in Bronnweiler mit der Bautätigkeit am Turm der Michaelskirche in Ammerbuch-Entringen vergleichbar. Auch hier sind zwar die massiven Teile des Turmes bereits um 1411 d datierbar, der hölzerne Innenausbau erfolgte dagegen erst um 1424 d. Für diesen Hinweis danke ich Tilmann Marstaller. Vgl. hierzu auch T. Marstaller (wie Anm. 68), S. 67.

datieren sein. Im heute offenen Dachraum des Turmes finden sich dagegen geflöste Holzbalken, die sich durch Wiedlöcher oder sogenannte Floßaugen auszeichnen.⁹⁶ Marstaller und Stiene haben im Zusammenhang mit dem Dachwerk der Tübinger Stiftskirche auf den im Jahr 1476 geschlossenen Flößereivertrag zwischen Österreich, der Grafschaft Württemberg und der Reichsstadt Esslingen verwiesen.⁹⁷ Diese historische Quelle liefert einen Terminus post quem für den Einbau der Hölzer im Bronnweiler Turmdachstuhl. Möglicherweise ist der Einbau dieses Daches im Zusammenhang mit der Einbringung der Fenster im Norden und Süden des heutigen Glockengeschosses in die Zeit der Einwölbung des Chores, also an den Beginn des 16. Jahrhunderts, zu datieren.

Die Interpretation der Baubefunde hat somit deutlich gemacht, dass bereits im 13. Jahrhundert eine Kirche vorhanden war, die noch heute im Schiff erhalten ist. Der Chorbereich war hierbei durch Wandmalereien und spätere Fensterreinbrüche hervorgehoben. Es konnte bauhistorisch rekonstruiert werden, wie der gotische Chor Neubau von 1415 an das romanische Kirchengebäude angefügt worden ist. Der neue Chor war zusammen mit dem Turmbau spätestens um 1429/30 d vollendet. Eine zweite Chorbauphase stellt die schon zu Beginn von Bauphase I geplante Einwölbung des Chores dar. Hierfür wurde die wohl ursprünglich vorhandene Flachdecke entfernt. Zudem sind die bereits bestehenden Kragsteine mit den Gewölberippenansätzen in die Gewölbe fläche hinein erweitert worden. Eine Besonderheit stellt der bauzeitliche separate Chorzugang dar. Eine wichtige Erkenntnis zeigte sich zudem an den im Turmmauerwerk fest eingebrachten Gesimsen zur Wasserableitung: Die heutige Baugestalt mit hohem Chor und niederem Schiff war schon zur Zeit des Turmbaus vorgesehen.

Ausstattung und Ausstattungsgeschichte

Nicht nur der Kirchenbau in Bronnweiler, sondern auch dessen Ausstattung zeichnet sich durch einen gehobenen Anspruch aus. Vor allem die hölzernen Skulpturen, welche sich heute im Württembergischen Landesmuseum in Stuttgart befinden, wurden bereits angeführt. Eine detaillierte Beschreibung der Figuren liegt aus jüngster Zeit vor,⁹⁸ so dass sie an dieser Stelle unterbleibt. Wichtig ist jedoch der Verweis auf die Datierung der Skulpturen um 1425,

⁹⁶ Es handelt sich dabei um charakteristische Löcher, welche die Einbindung der Bauhölzer in Langholzflöße und somit die Art des Holztransportes bezeugen.

⁹⁷ Vgl. Tilmann Marstaller; Andreas Stiene: Die Dachwerke über Chor und Langhaus der Tübinger Stiftskirche, in: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg* 35/2 (2006), S. 78–86, hier: S. 81 f.

⁹⁸ Vgl. Heimatmuseum Reutlingen (Hrsg.), *Figuren des Heils* (wie Anm. 84), S. 42 ff.

welche diese als Teil einer Ausstattungsphase auszeichnet, die der zu diesem Zeitpunkt abgeschlossenen Chorbauphase I zuzuordnen wäre.⁹⁹ Doch nicht nur die hölzernen Bildwerke belegen den gehobenen Anspruch des Bauprojekts. Auch weitere Ausstattungselemente wie die skulptierten Konsolköpfe des Chorgewölbes, das übergroße Chorgestühl oder der prachtvoll ausgezierte Tür- und Fensterbeschlag der Sakristei legen davon Zeugnis ab. Die Herstellung skulptierter Kopfkonsolen ist aufwendiger als die Fertigung einer einfachen Konsole beispielsweise in Kegel- oder Wulstform.¹⁰⁰ Das Chorgestühl, welches sich in zwei Teilen an der Nord- und der Südwand des Chores befindet, weist zwölf Sitzplätze auf (*Abb. 17*). Die Wangen des Gestühls sind mit reicher Flachschnitzerei von um 1500 versehen.¹⁰¹ Dabei ist im Bronnweiler Chorgestühl mit einiger Wahrscheinlichkeit eine zweite Ausstattungsphase erkennbar, welche als zeitgleich zur Choreinwölbung von 1506 gelten könnte.

Auch die Beschläge am Fensterblatt der Sakristei sowie an den Türblättern der Sakristei und des Turmzugangs bilden eine Besonderheit der Bronnweiler Kirche. Neben dem offenbar original erhaltenen Schlosssystem stellt vor allem der verzierte Beschlag des Türblattes zur Sakristei ein Zeugnis von der reichen Ausstattung im ursprünglichen Kirchenbau dar.¹⁰² Der Bronnweiler Eisenbeschlag muss nach Ausweis der Stilistik bereits im 13. Jahrhundert entstanden sein.¹⁰³ Für eine sekundäre Verwendung im neu errichteten Chorbau spricht dabei, dass das Türblatt der Sakristei nicht spitzbogig ausgeführt worden ist

⁹⁹ Vgl. ebd.

¹⁰⁰ Dass auch die Kopfkonsolen, ähnlich der Sedilie, als Sonderleistung eines Handwerkers angesehen werden können, zeigt die selbstbewusste Wiedergabe eines Steinmetzzeichens am Dienstlauf direkt über der Konsole in der nördlichen Chorpolygonecke.

¹⁰¹ Hier finden sich Vogeldarstellungen in floraler Ornamentik aus Blatt- und Rankenwerk sowie Blütenformen. Darüber öffnen sich an den höher gelegenen Wangenteilen maßwerkverzierte Durchbrüche. Abschließend ist ein Zinnenkranz aufgesetzt, unter dem erneut Rankenwerk in Flachschnitzerei angebracht ist. Diese Flachschnitzerei lässt sich stilistisch in die Zeit um 1500 datieren; vgl. Heinrich Kreisel: *Die Kunst des deutschen Möbels*, Bd. 1. Von den Anfängen bis zum Hochbarock, München 1968, S. 36. Das Gestühl in der evangelischen Stadtkirche in Leonberg (1481 i) zeigt dabei ebenso Flachschnitzerei wie das in der Michaelskirche in Leonberg-Eltingen (1494 i). Auch das Chorgestühl von Böblingen-Dagersheim wird auf 1491 datiert. Eine nähere zeitliche Eingrenzung der Datierung als um 1500 ist auf Basis der Vergleichsbeispiele kaum möglich.

¹⁰² Bei den Beschlagsformen handelt es sich um vogelkopffartige vernagelte Endstücke. Solche Abzweigungen der Bänder sind bereits im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts an der Sakristeitür von Limburg-Dietkirchen zu finden; vgl. Christel Schulmeyer: *Mittelalterliche Türbeschläge*, Diss. Köln 1995, S. 66 und S. 162. Auch das Beschlagssystem an den Westportalen der Sindelfinger Martinskirche (ab 1132) und der Ägidienkirche in Mittelheim im Rheingau (2. Hälfte 12. Jh.) weist bereits diese Endungen auf. Doch auch im ausgehenden 13. Jahrhundert findet sich die Beschlagsform am Dormitoriumszugang des Klosters Eberbach.

¹⁰³ Für die Absicherung meines Datierungsansatzes danke ich Frau Dr. Christel Schulmeyer herzlich.

und daher oben einer Anstückung bedarf. Zudem ist das Fenstergewände der Sakristei für die Anbringung des Fensterbeschlags teilweise ausgebrochen worden. Bis auf Weiteres kann also angenommen werden, dass die Türblätter und das Fensterblatt zwar im 15. Jahrhundert wiederverwendet worden sind, aber einen älteren Ausstattungsbestand, möglicherweise der romanischen Saalkirche, darstellen. Auch der achteckige kelchförmige Taufstein aus dem 14. Jahrhundert wurde erst durch eine spätere Anstückung im Schaftbereich auf seine heutige Höhe gebracht.¹⁰⁴

Die bisher angeführten qualitätsvollen Ausstattungselemente liefern damit wichtige Hinweise zum Aufstellungszusammenhang und zur Ausstattungsqualität. In der nachreformatorischen Phase wurde jedoch der Charakter des Kirchenraumes durch Änderungen der Ausstattung erheblich beeinflusst.¹⁰⁵ In vorreformatorischer Zeit sind neben dem Hauptaltar, von dem nur die steinerne Mensa erhalten geblieben ist, ein Nebenaltar in der Sakristei und ein *ara mobilis*, also ein beweglicher Altar, als Inventar in der Verkaufsurkunde von 1437 belegt.¹⁰⁶ Die heute noch vorhandene bzw. so



Abb. 17: Marienkirche Bronnweiler, Chorgestühl mit floraler Flachschnitzerei an den Wangen, um 1500 (Aufnahme 1966).

¹⁰⁴ Hier muss auf den Taufstein in der Pfullinger Martinskirche verwiesen werden, der ebenfalls eine spätere Veränderung im Sockelbereich aufweist und in das 14. Jahrhundert zu datieren ist; vgl. Tilmann Marstaller: Der bestehende Bau der Martinskirche, in: Barbara Scholkmann, Birgit Tuchen, Die Martinskirche in Pfullingen. Archäologie und Baugeschichte (Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg, Bd. 53), Stuttgart 1999, S. 77–90, hier: S. 88.

¹⁰⁵ Der Chor wird der Gemeinde zugänglich gemacht worden sein. Gleichzeitig verloren die Nebenaltäre im Zuge geänderter liturgischer, memorialer und theologischer Auffassungen ihre Bedeutung. Vgl. Heiko Jadtz: Mitteldeutsche Kirchen und deren Ausstattung im Jahrhundert der Reformation. Befunde in den Akten der evangelischen Kirchenvisitationen, in: Michael Beyer; Martin Teubner; Alexander Wieckowski (Hrsg.): Zur Kirche gehört mehr als ein Kruzifix. Studien zur mittelalterlichen Kirchen- und Frömmigkeitsgeschichte (Jahrbuch für deutsche Kirchengeschichte, Bd. 13), Leipzig 2008, S. 127–139, hier: S. 128.

¹⁰⁶ Es ist davon auszugehen, dass nicht nur die hölzernen Bildwerke in der Sediliennische, der nun nicht mehr benötigten Sitzgelegenheit des katholischen Priesters, eine neue Platzierung erhielten. Der bewegliche Altar wird ebenso entfernt worden sein wie auch die Malereien im Schiff und im Chor übertüncht wurden. Auch die Weihekreuze wurden wohl in diesem Zusammenhang überstrichen. Die geänderte Bild- und Raumauffassung der Reformation

rekonstruierbare Ausstattung des Bronnweiler Chorbaus belegt insgesamt den gehobenen Anspruch des Bauprojekts. Die Anwendung einer solch qualitativollen Ausstattung in einer Dorfkirche überrascht dabei ebenso wie das Vorhandensein eines Chorgestühls mit zwölf Sitzgelegenheiten in einer Kirche, für die 1432 höchstens vier Priester nachweisbar sind.¹⁰⁷

Form und Funktion der Marienkirche im historischen Kontext

Die Bronnweiler Marienkirche präsentiert sich heute als Kompositbau mit romanischen und gotischen Gebäudeteilen. Anhand der Bauinterpretation konnte herausgearbeitet werden, dass die Kirche wahrscheinlich bereits zur Zeit der Turmerrichtung in der heutigen Gestalt geplant gewesen ist. Dies belegen die beiden in unterschiedlicher Höhe in das massive Turmmauerwerk eingesetzten Gesimse zur Wasserableitung von den Dachflächen. Zusätzlich konnte ein gehobener Anspruch aufgezeigt werden, der sowohl für die Bauformen des Chores als auch für die Ausstattung des gesamten Kirchenraumes gelten kann. Es stellt sich daher die Frage nach der Funktion und der Bedeutung der Marienkirche. Welche historischen Zusammenhänge mögen zur Ausformung des Bauwerkes in der heute vorhandenen Art und Weise geführt haben?

These I: Der Bau als Wallfahrtskirche

In den bisherigen wissenschaftlichen Untersuchungen zur Marienkirche sind Besonderheiten der Baugestalt sowie des Bau- und Ausstattungsniveaus durch den Verweis auf eine mögliche Funktion und Bedeutung des Baus als Wallfahrtskirche erklärt worden. Dieser Grundidee liegt eine Quelle aus dem Jahre 1432 zugrunde. Damals stiftete der Landvogt zu Mömpelgard in der Bronnweiler Kirche eine Jahrzeit, also einen Gedächtnistag für sich, seine Frau und seine Erben.¹⁰⁸ Soweit kann für die besagte Quelle noch keine Besonderheit geltend gemacht werden. Stiftungen in der Sorge um das eigene Seelenheil sind im Mittelalter üblich, einer Zeit, in der man um die eigene Memoria, d. h. das Seelengedenken durch die Nachlebenden, besorgt war.¹⁰⁹

lässt sich an der Anbringung der Kanzel nachvollziehen, welche auf alten Aufnahmen zu sehen ist (s. *Abb. 14*), und sie wird auch im Chor durch das Ersetzen der Malereien durch das Zitat des biblischen Bilderverbotes deutlich; vgl. u. a. C. Duncker (wie Anm. 40), S. 23.

¹⁰⁷ Vgl. ebd., S. 7.

¹⁰⁸ Vgl. StadtA Rt., RUA (Regesten) Nr. 1754.

¹⁰⁹ Vgl. Irmgard Wilhelm-Schaffer: *Gottes Beamter und Spielmann des Teufels. Der Tod in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*, Köln 1999; Andreas Zajic: „Zu ewiger gedächtnis aufgerichtet“. Grabmäler als Quelle für Memoria und Repräsentation von Adel und Bürgertum im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit, Wien 2004.

Ausschlaggebend für die Interpretation der Quelle ist jedoch der Vermerk, dass der Landvogt „zu Brunwilir, da unsre liebe Frau gnädig ist“, gestiftet habe.¹¹⁰ Johannes Josenhans hat 1898 als Erster vermerkt: „Wenn, wie es danach scheint, Bronnweiler eine Wallfahrtskirche war, so hatte diese Wallfahrt jedenfalls nur lokale Bedeutung“.¹¹¹ Josenhans äußert sich hier zurückhaltend und merkt an, dass sich etwa in einem Öschinger Stiftungsbuch ebenfalls der Hinweis auf den „Heiligen St. Martin, der zu Eschingen wont und gnedig ist“ finden lasse.¹¹² Tatsächlich können beide Vermerke auch als bloßer Hinweis auf das jeweilige Patrozinium verstanden werden.¹¹³ Eine Wallfahrt scheint jedenfalls auf der Basis dieses schriftlichen Nachweises nicht mit Sicherheit nachweisbar.

Dennoch hat sich in der Folgezeit die Vorstellung vom Bronnweiler Gnadenort in der Literatur verfestigt: D. Metzger schrieb 1965 im Reutlinger General-Anzeiger einen Artikel über die Bronnweiler Kirche mit dem bezeichnenden Titel „Denkmal einer ehemaligen Wallfahrt“.¹¹⁴ Für F. Häußler, Christoph Duncker und Heinz Reiff war die Vorstellung von einer Bronnweiler Wallfahrt bereits zur Gewissheit geworden, so dass keiner dieser Autoren eine kritische Beurteilung der Quelle liefert.¹¹⁵ Auch in ihrem Vorbericht zu den archäologischen Ausgrabungen übernimmt Barbara Scholkmann die Idee der Wallfahrt von den Historikern. Für die romanische Kirche des 13. Jahrhunderts hatte sich ein Teich an der Stelle des heutigen Chores nachweisen lassen. Für Ehrenfried Kluckert steht der Teich im Funktionszusammenhang mit der Wallfahrt, da er als Wasservorrat für die Pilger angesprochen wird.¹¹⁶ Zudem stellt Kluckert das Projekt des Chorbaues in direkten Zusammenhang mit der Wallfahrt, wenn er schreibt, dass erst der Andrang der Pilger zu Platzmangel und so zur Vergrößerung des Kirchenraumes geführt habe.¹¹⁷ Der von ihm festgestellte gehobene Anspruch an das Chorbauprojekt wird ebenfalls auf dessen Bedeutung als Wallfahrtskirche zurückgeführt.¹¹⁸ Auch Bruno Kadauke vermutet im Zusammenhang mit der Malerei der Phase I, dass diese schon der regen Wallfahrt zur romanischen Kirche zu verdanken sei.¹¹⁹

¹¹⁰ StadtA Rt., RUA (Regesten) Nr. 1754.

¹¹¹ J. Josenhans (wie Anm. 4), S. 55. Die Beschreibung des Oberamts Reutlingen von 1893 (wie Anm. 19) nennt dagegen noch keine Wallfahrt in Bronnweiler.

¹¹² J. Josenhans (wie Anm. 4), S. 55.

¹¹³ Demnach belegen die beiden Quellen lediglich, dass die Bronnweiler Kirche der Gottesmutter und die Kirche in Öschingen dem heiligen Martin geweiht ist.

¹¹⁴ D. Metzger: Denkmal einer ehemaligen Wallfahrt. 550 Jahre gotischer Chor in Bronnweiler, in: Unsere Heimat. Beilage zum Reutlinger General-Anzeiger, 11.6. und 15. 10. 1965.

¹¹⁵ Vgl. C. Duncker (wie Anm. 40), S. 10; F. Häußler (wie Anm. 40), S. 15; H. Reiff (wie Anm. 29), S. 35.

¹¹⁶ Vgl. E. Kluckert (wie Anm. 65), S. 248.

¹¹⁷ Ebd.

¹¹⁸ Ebd.

¹¹⁹ Vgl. B. Kadauke, Wandbilder (wie Anm. 74), S. 176.

Auch die hölzernen Skulpturen sind im Sinne der Wallfahrt gedeutet worden. Metzger hatte bereits 1965 die Marienskulptur als „Hauptbild der Wallfahrt“ bezeichnet, und auch Claudia Lichte deutete noch 2009 die Skulpturen im Kontext einer Wallfahrt.¹²⁰

Als einziger Hinweis auf eine Wallfahrt bleibt nur die Stiftungsurkunde von 1432 anzuführen, doch muss ihre Deutung offenbleiben. Sollte sie tatsächlich eine Wallfahrt belegen, so verwundert doch, dass keine weiteren Quellen bekannt sind. Aufgrund einer einzelnen, nicht exakt deutbaren Quelle scheint die Annahme eine Wallfahrt weder beweisbar noch sicher zu widerlegen, sie kann demnach nur als These verstanden werden.

Der von Kluckert, auf Basis der Baugestalt, gelieferte Beweis für eine Wallfahrt bleibt jedoch zu diskutieren. Er hält den Neubau des Chors als dem Andrang der Pilger geschuldet, für die die einfache romanische Saalkirche nicht mehr ausgereicht hatte. Darin ist jedoch kein Beweis für eine Wallfahrt zu sehen, da Pilger als Laien den Chorraum nicht betreten durften. Nur Chorumgänge oder Chorseitenkapellen hätten den Laien eine Annäherung an den Chorraum ermöglichen können. Ein direktes Betreten des Altarraumes ist aber auch in solchen Fällen nicht anzunehmen. Als Gegenbeispiel lässt sich etwa die Kirche von Ehningen-Mauren bei Böblingen anführen, welche 1363 unter dem Patronat des Klosters Bebenhausen zur Wallfahrtsstätte erhoben wurde.¹²¹ Das Schiff ist hier, im Verhältnis zum Chor, größer ausgeführt worden, da eben dort Raum für die Pilger geboten werden musste. Die Bronnweiler Baugestalt mit dem übergroßen Chor kann folglich die Wallfahrt nicht belegen. Sowohl die Urkunde von 1432 als auch die Skulpturen und die Ausführung der Sakristei deuten zwar auf eine reiche Kirchenausstattung aufgrund hoher Altar- und Pfründstiftungen hin, doch ein eindeutiger Nachweis für eine Wallfahrt scheint dadurch nicht gegeben. Die Vorstellung von Bronnweiler als Gnadenort muss daher bis auf Weiteres eine These bleiben.

These II: Der Chorbau als Kirche in der Kirche

Ein wichtiges Merkmal der Baugestalt stellt das Verhältnis des romanischen Schiffes zum gotischen Chor dar. Dabei handelt es sich nicht nur um den bloßen Größenunterschied, zugleich scheint sich ein Wertesystem zu zeigen, durch das der Chorbau hervorgehoben wird. Ein solches Verhältnis zwischen dem Chor und dem Langhaus ist auch an anderen Bauten wie beispielsweise der evangelischen Pfarrkirche in Echterdingen (heute Leinfeld-Echterdingen) oder der Georgskirche in Schwieberdingen auffindbar. Selbst die

¹²⁰ Heimatmuseum Reutlingen (Hrsg.), *Figuren des Heils* (wie Anm. 84), S. 58; vgl. D. Metzger (wie Anm. 114).

¹²¹ Vgl. Friedrich Piel (Bearb.): *Georg Dehio. Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Baden-Württemberg*, Bd. 1, München 1979, S. 314.

Kathedrale von Beauvais stellt ein eindrucksvolles Beispiel dieser Art dar. Nicht immer lässt sich hier schließen, dass wegen der Verarmung der Bauherren auf den Neubau des Schiffes verzichtet wurde. Der gesamte Bronnweiler Chor ist reich ausgestattet und in anspruchsvollen Formen erbaut. Bis zum oberen Turmgeschoss finden sich hier Wasserspeier, welche als skulptierte Maßsteine kostenintensiv sind und damit nicht auf eine Verarmung der Bauherren während des Chorbaues hindeuten.

Eine weitere Besonderheit am Chor ist der separate Zugang in der Chorsüdwand. Dieses Portal (P 3) ist aufgrund der verwendeten Steinmetzzeichen nachweislich in die Bauzeit um 1415 zu datieren. Der gotische Baukörper erhält dadurch eine Eigenständigkeit, welche man als „Kirche in der Kirche“ beschreiben könnte. Der gesonderte Zugang erlaubt das direkte Betreten des Chorraumes von außen. Dieses Privileg stand sicherlich nur einer bestimmten Gruppe von Personen zu, etwa einer geistlichen oder gesellschaftlichen Elite. Beispielsweise findet sich ein solcher Chorzugang ebenso an der Klosterkirche von Blaubeuren (nach 1486).¹²² Für Bronnweiler lässt sich jedoch kein ansässiger Orden nachweisen. Dagegen ist für das Chorbauprojekt eine hohe Beteiligung reichsstädtischer Patrizier anzuführen. Die Kirche geht 1437 vom Besitz der Reutlinger Familie Hurnbog an den Rat und die Bürger der Stadt Reutlingen über. Heinrich Spiegel, ein Reutlinger Patrizier und Ratsangehöriger der Reichsstadt, hatte 1415 den Grundstein für den Chor gelegt (*Abb. 2*). Sein Wappen hat sich am Portal zum Turmaufgang erhalten. Ein weiteres Wappen der Spiegel kann im westlichen Schlussstein des Chorgewölbes von 1506 gesehen werden. So wird deutlich, dass der Chor vor allem durch eine finanzstarke städtische Oberschicht errichtet worden ist. Die Selbstdarstellung durch Wappen ist dafür ein aussagekräftiges Zeugnis. Als Grablege der Familie Spiegel wird der Chor dabei kaum geplant gewesen sein, da schon in Reutlingen eine Kapelle als Bestattungsort der Patrizierfamilie festgelegt war (*Abb. 3*). Heinrich/Heinz Spiegel ist folglich auch dort bestattet worden.¹²³ In Bronnweiler werden dem Richter und Ratsmitglied eher die Aufgaben des Heiligenpflegers zugefallen sein. Als solcher vertritt der städtische Patrizier auch die Interessen des Reutlinger Rates. In diesem Zusammenhang scheint erwähnenswert, dass sich auch 1471 ein Bürgermeister und ein früherer Schultheiß der Stadt Reutlingen als Pfleger der Bronnweiler Marienkirche nachweisen lassen.¹²⁴

Wichtige administrative Aufgaben im Bronnweiler Kirchenwesen, wie beispielsweise der Chor Neubau, sind also durch die gesellschaftliche Oberschicht der Reichsstadt Reutlingen ausgeführt worden. Dieser Chorbau weist

¹²² Vgl. Katharina Laier-Beifuss: Spätgotik in Württemberg. Die Kirchenbauten des Peter Steinmetz von Koblenz, Petersberg 2001, S. 107.

¹²³ Vgl. Th. Schön, Camerer-Laubenbergische Chronik (wie Anm. 41), S. 28.

¹²⁴ Vgl. J. Josenhans (wie Anm. 4), S. 56.

im Verhältnis zum einfachen Kirchenschiff eine bedeutungssteigernde Baugestalt auf. Der Bauteil drückt so einen Anspruch auf Autarkie aus und verfügt über einen separaten Eingang im Süden, der möglicherweise auf eine privilegierte Gruppe hindeutet, welche den Kirchenbau an bevorzugter Stelle direkt betreten konnte. Im Inneren des Chores hat sich ein zwölfsitziges Chorgestühl aus der Zeit um 1500 erhalten. Chorgestühle dieser Art sind meist geistlichen Würdenträgern in Kloster-, Bischofs- oder Stiftskirchen zuzuordnen. Für Bronnweiler sind 1432 nur vier Priester an der Kirche erwähnt.¹²⁵ Hinweise für einen gehobenen kirchenrechtlichen Status des Baus sind nicht vorhanden. Jedoch wäre denkbar, dass der baulich hervorgehobene Chor einer bestimmten Gruppe zugeordnet war. Diese privilegierte Gruppe mag noch zu Beginn des 16. Jahrhunderts ihren Platz im aufwendig gestalteten Chorgestühl gefunden haben. Ob es sich dabei um Geistliche handelte, die Altarpfründen besaßen, oder ob es Mitglieder der Reutlinger Oberschicht selbst waren, die nachweislich administrative Aufgaben in der „*fabrica ecclesiae*“ übernahmen, kann nur vermutet werden.

Auch für das hier als These aufgeworfene Bild einer Chorgemeinschaft, möglicherweise sogar einer privilegierten Laiengemeinschaft, lassen sich indessen keine Schriftquellen anführen. Die klare Betonung des Chores mit dem bauzeitlichen Zugang ist jedoch als Besonderheit zu betonen. Hier könnte nicht nur auf eine bauliche, sondern auch auf eine liturgische oder gesellschaftliche Sonderstellung hingewiesen sein. Diese dürfte nicht nur Auswirkungen auf die Baugestalt, sondern auch auf den Anspruch des Architekturstiles und der Ausstattungsqualität gehabt haben.

These III: Der Bau in kirchenrechtlichem und herrschaftspolitischem Kontext

Die Grundsteinlegung des Bronnweiler Chores im Jahre 1415 ist inschriftlich belegt und wird mit der Person Heinrich Spiegels verknüpft. Dieser ist, wie bereits ausgeführt, wohl identisch mit dem in der Reichsstadt Reutlingen nachweisbaren Richter und Ratsherrn, welcher, wie die erhaltene repräsentative Grabplatte zeigt, in der dortigen Katharinenkapelle bestattet worden ist.¹²⁶ Aufgrund seiner administrativen Tätigkeit für die Stadt ist auch anzunehmen, dass Heinrich Spiegel den Chorbau im Auftrag des Rates begonnen hat. Dabei scheint Spiegel die führende Rolle in dem Bauprojekt übernommen zu haben, denn die Bronnweiler Chorinschrift nennt nur ihn als Grundsteinleger. Für diesen Umstand lässt sich ein prominentes Vergleichsbeispiel finden. Auch für den Bau des Ulmer Münsters ist die selbstbewusste Darstellung des Patriziers Lutz Kraft im Sinne eines „*fundator ecclesiae*“ gleich zweimal

¹²⁵ Vgl. StadtA Rt., RUA (Regesten) Nr. 1754.

¹²⁶ Siehe in diesem Zusammenhang den redaktionellen Hinweis der Schriftleitung in Anm. 48.

am Bau bildlich festgehalten, obgleich jener nachweislich „von haissen des rates wegen“ gehandelt hat.¹²⁷ Marc Carel Schurr hat im Zusammenhang mit dem Bauprojekt des Ulmer Münsters die Möglichkeit der Einflussnahme durch den Bauherrn auf das Bauprojekt im Sinne einer medialen Strategie betont. Am Beispiel des Ulmer Münsters führt er zum einen aus, wie Neubauprojekte eine kirchenrechtliche Inanspruchnahme durch städtische Bauherren zur Folge haben konnten. Zum anderen bettet er die Bauausgestaltung als Ausdruck der politischen Position Ulms in den Zusammenhang der schwäbischen Städtepolitik ein.¹²⁸

Bereits 1987 hatte Klaus Jan Philipp die spätgotische Bautätigkeit der Städte an eigenen innerstädtischen Pfarrkirchen damit erklärt, dass diese einen kirchenrechtlichen Machtzugewinn für den Bauherrn ermöglichte. Denn der Bauausführende konnte unter günstigen Umständen, also bei einer politisch labilen Position des jeweiligen Kirchherrn, rechtliche Ansprüche an der Kirche geltend machen.¹²⁹ Durch einen gezielten Kirchenneubau oder die geschickte Erweiterung der bestehenden Bausubstanz („*reaedificatio*“) konnte er zum „*verus fundator*“ werden.¹³⁰ Als Folge konnten einzelne kirchliche Rechte oder sogar das vollständige Patronatsrecht von den Kirchherren auf den Bauherrn übertragen werden.

Bei städtischen Pfarrkirchen lag die Motivation der Bauherren nicht allein im Zugewinn dieser Kirchenrechte. Durch die Übertragung konnte die innerstädtische Machtstellung der bisherigen Kirchherren, meist außerstädtische Klöster, verringert werden. Diese Machtreduzierung lag im Interesse der Städte. Gleichzeitig beschränkte sich die Bautätigkeit der Städte jedoch nicht nur auf das innerstädtische Territorium, sondern bezog auch Bauprojekte in ländlichen Gebieten mit ein. Die Stadtgemeinschaft konnte so zum Inkorporationsherren über ländliche Pfarrkirchen werden. Der Ulmer Rat war beispielsweise im 15. Jahrhundert an die Patronatsrechte der Pfarreien von Lehr, Luizhausen, Mähringen und Scharenstetten gekommen.¹³¹ Auch für die Städte Isny, Biberach, Ravensburg, Überlingen und Buchhorn sind außerstädtische Inkorporationen belegt. Für die Stadt Ravensburg lässt sich sogar die wohlhabende Familie der Humpis als Patronatsherr in den ländlichen Pfarreien von Brochenzell, Grünkraut, Kappel, Merazhofen, Ratzenried und Siggen nachweisen.¹³²

¹²⁷ Zitiert nach Marc Carel Schurr: Ulrich von Ensingen, der Neubau des Ulmer Münsters und die „Medialität des Stils“, in: Stefan Bürger; Bruno Klein (Hrsg.): *Werkmeister der Spätgotik. Person, Amt und Image*, Darmstadt 2010, S. 106–121, hier: S. 111 ff.

¹²⁸ Ebd., S. 118.

¹²⁹ Vgl. Klaus Jan Philipp: *Pfarrkirchen. Funktion, Motivation, Architektur* (Studien zur Kunst- und Kulturgeschichte, Bd. 4), Marburg 1987, S. 62.

¹³⁰ Ebd., u. a. S. 11, 23 und 74.

¹³¹ Vgl. ebd., S. 20 und 154.

¹³² Vgl. ebd., S. 154.

Möglicherweise ist beim Bau des Chores der Bronnweiler Marienkirche ein ähnlicher Zusammenhang anzunehmen. Das von der Reutlinger Oberschicht ausgeführte Bauprojekt scheint kirchenrechtlich und machtpolitisch motiviert gewesen zu sein. Auch wenn für Heinrich Spiegel ein enger Kontakt zum Reutlinger Rat anzunehmen ist, muss, wie das Beispiel der Humpis zeigt, hier auch in Betracht gezogen werden, dass die Patrizierfamilie alleine die kirchenrechtlich motivierte Bauherrschaft übernommen haben könnte. Ob Heinrich Spiegel nun in Vertretung des Rates oder als eigenständige Person gehandelt hat, kann daher nicht mit letzter Sicherheit entschieden werden. Nicht zuletzt aufgrund der enormen Baukosten, die durch das Projekt entstanden sein müssen, wird jedoch davon auszugehen sein, dass Heinrich Spiegel nicht alleine fungierte. Als Vergleich sei hier auf den 1427 gefassten Beschluss des Rats der Stadt Nördlingen zum Neubau der städtischen Pfarrkirche verwiesen. Hier heißt es: „also haben sie darzu geordnet und gesetzt vier Pfleger, der sind zwen vom cleynen Rate – und zwen vom grossen Rate“.¹³³ Es ist also durchaus möglich, dass Heinrich Spiegel als Heiligenpfleger im Auftrag des Reutlinger Rates gehandelt hat.

Der Zugewinn an Rechten an der Bronnweiler Marienkirche wird für den Rat wie für die Einzelperson Heinrich Spiegels derselbe gewesen sein. Der Bauherr hatte als „verus fundator“ Anspruch auf verschiedene Rechte. So konnte er die „honor inscriptionis“, das Recht auf Anbringung einer Inschrift mit Wappen, beanspruchen.¹³⁴ Dies erklärt die in Bronnweiler erhaltene Inschrift an der Chornordwand (*Abb. 2*). Das eigentliche Ziel wird jedoch die Erlangung des Patronatsrechts gewesen sein, welches politische und wirtschaftliche Vorteile mit sich brachte. Zum einen konnte der Patronatsherr über die Einsetzung des Pfarrers bestimmen (Präsentationsrecht), zum anderen konnte er mit Verfügungsrechten über die Pfründen rechnen.¹³⁵ In Bronnweiler sind solche Altarstiftungen vor allem in den 1430er Jahren belegbar.¹³⁶

Marc Carel Schurr hat am Beispiel des Ulmer Münsterbaus verdeutlicht, dass die Übertragung der Rechte von den Kirchherren auf den Bauherrn als zeitintensiver Prozess verstanden werden muss.¹³⁷ So begann 1377 mit der Grundsteinlegung am Münster ein Prozess der Rechtsübertragung, in dessen Verlauf 1383 der Kirchherr, das Kloster Reichenau, zwar der Stadt Ulm das Präsentationsrecht zusprach, der Rat der Donaustadt aber erst 1395 das vollständige Patronatsrecht erhielt. Der hier aufgezeigte Prozess begann auch bei der Bronnweiler Marienkirche mit der Grundsteinlegung für den Chorbau im Jahre 1415. Dort scheint die endgültige Übertragung der Rechte aber über das

¹³³ Zitiert nach ebd., S. 22.

¹³⁴ Ebd., S. 18.

¹³⁵ Ebd., S. 23 ff.

¹³⁶ Vgl. J. Josenhans (wie Anm. 4), S. 55 ff.; vgl. auch StadtA Rt., RUA (Regesten) Nr. 1754.

¹³⁷ Vgl. M. C. Schurr (wie Anm. 127), S. 112.

für Ulm genannte Maß hinauszugehen, denn 1437 kaufen der Bürgermeister und die Bürger der Stadt Reutlingen das gesamte Dorf Bronnweiler mit dem zugehörigen Kirchensatz, der Kirche, der Kastvogtei, dem Weiler Hugenberg und dem Gut Alteburg um 330 rheinische Gulden.¹³⁸ Es bleibt hier zu fragen, weshalb sich die Reichsstadt Reutlingen nicht mit dem Erhalt des Patronatsrechts in Bronnweiler begnügte, durch das Ansprüche in kirchenrechtlichen Dingen bereits möglich waren.

Wie oben angeführt, hat Schurr den Ulmer Münsterbau nicht nur im Kontext innerstädtischer Machtpolitik verortet, sondern darüber hinaus die Architektur als mediale Strategie in einen Zusammenhang mit der städtischen Reichspolitik gebracht.¹³⁹ Das ambitionierte Bauprojekt sollte demnach im Medium der Architektur die Vorreiterrolle der Stadt im schwäbischen Städtebund verdeutlichen.¹⁴⁰ Auch Klaus Jan Philipp hat bereits 1987 die städtischen Neubauprojekte in machtpolitischem Zusammenhang charakterisiert.¹⁴¹ Auffällig, so Philipp, sei hier die Tatsache, dass die Städte die Baulast gerade für jene Bauteile übernehmen, für die laut Kirchenrecht die Kirchenherren selbst als Inhaber des Zehnts verantwortlich sind. In diesem Zusammenhang sind vor allem die überdimensionalen Choranlagen anzuführen.¹⁴²

Kirchliche Bauprojekte können demnach politisch motiviert sein, um den eigenen kirchenrechtlichen Machtanspruch zu festigen. Zum anderen kann die ausgeführte Architektur im Sinne eines machtpolitischen Statements gegenüber einer bestimmten Institution zu verstehen sein.

Doch gegen welche Institution hätte sich das Bauprojekt in Bronnweiler richten sollen? Um dieser Frage nachzugehen, muss man sich die territoriale Aufteilung des Gebietes um Bronnweiler im 14. und 15. Jahrhundert verdeutlichen. Der Ort selbst war seit 1315 im Besitz einer Reutlinger und einer Rotenburger Familie. Durch die familiären Verbindungen war es wohl erst zum Kauf des Dorfes gekommen. Dieses hatte zuvor dem Hemmendorfer Johannerorden bei Rottenburg gehört, der Bronnweiler, Hugenberg und Alteburg wiederum um 1280 von den Herren von Stöffeln gekauft hatte. Etwa um die gleiche Zeit, um 1300, verkauften die Adeligen von Stöffeln ihre Herrschaft mit der Stadt Gönningen an Graf Eberhard von Württemberg. Während also der Ort Bronnweiler Anfang des 14. Jahrhunderts an Reutlinger Bürger und später direkt in reichsstädtischen Besitz übergang, gelangte das in direkter Nachbarschaft gelegene Gönningen an das Haus Württemberg. Es verwundert daher kaum, dass diese Grenzsituation im 14. Jahrhundert, als sich der

¹³⁸ Vgl. Th. Schön, *Reutlinger Patrizier- und Bürgergeschlechter*, RGB 1893 (wie Anm. 29), S. 101.

¹³⁹ Vgl. M. C. Schurr (wie Anm. 127), S. 115 ff.

¹⁴⁰ Ebd., S. 116.

¹⁴¹ Vgl. K. J. Philipp (wie Anm. 129), S. 56.

¹⁴² Ebd.

schwäbische Städtebund gegen die Landesherren stellte, zu Streitigkeiten führte. Bereits 1372 beanspruchte die Reichsstadt Reutlingen einen Teil Gönningens und stellte sich damit gegen die Interessen des Hauses Württemberg.¹⁴³ Während des Städtekrieges hatte Reutlingen Gönningen besetzt und die Stöffelburg zerstört,¹⁴⁴ musste jedoch nach der Schlacht von Döffingen 1388 seine Besitzansprüche zugunsten Graf Eberhards von Württemberg abtreten.¹⁴⁵ Das Haus Württemberg wiederum beanspruchte noch 1459 das Vogteirecht in Bronnweiler. Die Württemberger argumentierten jedoch erfolglos, dass Bronnweiler zum württembergischen Gönningen und nicht zur Reichsstadt Reutlingen gerichtbar sei.¹⁴⁶

In diesem Zusammenhang wird deutlich, weshalb dem Reutlinger Rat das kirchliche wie das weltliche Besitzrecht am Ort und an der Kirche in Bronnweiler ebenso wichtig erschien wie die Beanspruchung des dortigen Patronatsrechts. Das Bauprojekt des Bronnweiler Chores ist als außerstädtische Inkorporation durch die Reichsstadt Reutlingen ein politisches Statement angesichts der angespannten politischen Lage im Gebiet um Bronnweiler. Hierzu präsentierte die Stadt nicht nur einen überdimensional großen Chorbau, welcher ihr Rechte über die Kirche verschaffte, sondern sie ließ ebenso eine anspruchsvolle Architektursprache in die Bauplanung mit einbeziehen. Bei der Bauausführung sind dabei bedeutungssteigernde Architekturmotive angewendet worden, die sich sonst eher an städtischen und herrschaftlichen Kirchenbauten der Zeit finden lassen. Die Anwendung dieser Formensprache an einer kleinen Dorfkirche mag sicherlich zunächst verwundern, lässt sich aber vor der dargelegten historischen Situation erklären. Den gebildeten Auftraggebern war der ikonographische Inhalt der Architektur mit seinen Bezügen zu den bedeutenden Bauzentren südwestdeutscher Reichsstädte wie Esslingen mit Sicherheit klar. Vertreter der Reichsstadt Reutlingen werden die Formensprache im Sinne einer medialen Strategie wahrscheinlich sogar mitbestimmt haben.

Der in Bronnweiler präsentierte Anspruch, der sich in der Baugestalt, aber auch in den Bauformen und der Ausstattungsqualität der Kirche offenbart, ist daher kein geringerer als der einer reichsstädtischen Architektur. Vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, dass Stiftungen in und an der Kirche in der Folge gehäuft auftreten.¹⁴⁷ Es ist in diesem Zusammenhang auch kein Widerspruch, wenn der Landvogt von Mömpelgard, der zugleich Ortsherr von Dusslingen war und dort auch residierte, 1432 eine Jahrzeit, also einen

¹⁴³ Vgl. Kreisbeschreibung Reutlingen, Bd. II (wie Anm. 39), S. 409.

¹⁴⁴ Ebd.

¹⁴⁵ Ebd.

¹⁴⁶ Ebd., S. 397; Beschreibung des Oberamts Reutlingen (wie Anm. 19), S. 313.

¹⁴⁷ Vgl. J. Josenhans (wie Anm. 4), S. 55 ff.; vgl. auch StadtA Rt., RUA (Regesten) Nr. 1754.

Gedächtnistag in Bronnweiler stiftete. Denn der Bau trägt nicht nur eine politische Aussage in seiner Architektursprache, sondern liefert mit seinem Chor zugleich einen der aufwendigsten ländlichen Sakralbauten der Region.

Zusammenfassung

Die Marienkirche in Reutlingen-Bronnweiler besteht aus einem romanischen Schiff und einem gotischen Chor. Bis zur Zeit des Chorbaus besteht das heutige Schiff als eigenständige Saalkirche. Dieser Bau ist in das 13. Jahrhundert zu datieren. In einem Steuerbuch des Bistums Konstanz, dem Liber decimationis, ist für das Jahr 1275 ein Kirchherr dieser Kirche nachgewiesen.¹⁴⁸ Ob jener Albert von Stöffeln auch als Erbauer des romanischen Kirchenbaus anzunehmen ist, bleibt unklar. 1288 wird ein Leutpriester genannt, der zum Johanniterorden von Hemmendorf gehört.¹⁴⁹ Eine geistliche Abhängigkeit der Kirche zu diesem Orden ist demnach anzunehmen.

In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ist die Kirche mit großflächigen Malereizyklen ausgestattet worden (*Abb. 11*). Die Darstellungen des Marienlebens und der Passion Christi sind im romanischen Chorbereich aufgebracht worden. Die Malereiphase I enthält neben dem sakralen Zyklus ein Randthema mit der höfischen Jagd als profanem Bildmotiv. Die Anwendung dieses ikonographischen Motivs kann als elitäre Selbstdarstellung gelesen werden. Möglicherweise repräsentierte sich hier eine die Malereien oder sogar den Kirchenbau stiftende Führungsschicht. Vielleicht ließ sich hier sogar der 1275 nachgewiesene Kirchherr von Bronnweiler, Albert von Stöffeln, ein Denkmal im Medium der Wandmalerei setzen. Weitere Veränderungen am Bau sind durch neue Malereien (Malereiphase II) und durch das Einbringen zweier spitzbogiger Fenster in der Südwand belegt. Diese Fenster sind im 14. Jahrhundert eingebaut worden und betonen noch den romanischen Chorbereich, der erst durch den gotischen Chor Neubau seine Funktion verliert. Auch die illusionistische Wiedergabe eines Wandbehangs im Medium der Wandmalerei betont noch heute an der Nordwand des Schiffes die räumliche Gestaltung des ehemaligen Sanktuariums der romanischen Kirche.

Im Jahr 1315 ging die Kirche vom Johanniterorden in den Besitz von Reutlinger Bürgern über. Hundert Jahre später nimmt die finanzkräftige Reutlinger Bürgerschaft östlich der bestehenden Kirche ein Bauprojekt in Angriff. 1415 legte Heinrich Spiegel den Grundstein für einen neuen Chor. Es konnte bauhistorisch nachgewiesen werden, dass dieser Chorbau im Osten unter Beachtung der bestehenden romanischen Baufluchten geometrisch

¹⁴⁸ Vgl. G. Person-Weber (wie Anm. 10).

¹⁴⁹ Vgl. Kreisbeschreibung Tübingen (wie Anm. 18), Band II, S. 262.

angelegt wurde. Der Bau ist dabei zunächst unabhängig von der bestehenden romanischen Kirche ausgeführt worden, so dass deren liturgische Funktion durch die Bautätigkeit nicht beeinträchtigt wurde. Die Errichtung des Chores scheint nach Ausweis der Steinmetzzeichen in einem Bauvorgang vonstatten gegangen zu sein. Dennoch ist nachweisbar, dass einzelnen Steinmetzen bestimmte Aufgaben am Bau zugeordnet worden sind. Zudem lässt sich auch nachweisen, dass die Verbindung zwischen dem neuen Chor und der alten romanischen Kirche einen der letzten Schritte vor der provisorischen Fertigstellung der Choranlage darstellte. Diese Anlage wird zusammen mit dem Turm spätestens um 1429/30 vollendet gewesen sein. Zugleich weist der Turm einen wichtigen Baubefund auf. Hier lässt sich anhand eingemauerter Gesimssteine zur Wasserableitung von den Dachflächen der Schluss ziehen, dass der Höhenunterschied zwischen gotischem Chor und heutigem Schiff bereits zu Beginn des Turmbaus vorgesehen war. Es muss im Folgenden fraglich bleiben, weshalb man aber den Chorbogen dennoch so hoch ausführte, dass das gebrochene Tonnengewölbe im Schiff den abschließenden Bogenlauf schnitt (*Abb. 14*).

Der 1415 begonnene Chor ist erst 1506 eingewölbt worden. Auch die beiden Phasen an Weihekreuzen im Chor verweisen auf eine zweifache Weihe des Chorbaus und damit auf zwei Bau- und Ausstattungsphasen hin (*Abb. 12*). Es ist davon auszugehen, dass der neue Chor bereits zu einem frühen Zeitpunkt geweiht wurde, um die liturgische Versorgung der Gemeinde sicherzustellen. Zu diesem Zeitpunkt wurde wohl ein provisorischer Deckenabschluss in Form einer Flachdecke eingezogen. Altarstiftungen der 1430er Jahre lassen jedenfalls den Schluss zu, dass nun Stiftungen am neuen Hochaltar im Chor möglich waren. Zum Anderen verweisen Spenden darauf, dass auch zu diesem Zeitpunkt Gelder für den geplanten Baufortgang benötigt wurden. Ob es sich dabei noch um die Gestaltung unvollendeter Bauelemente, die Finanzierung der aufwendigen Bauausstattung oder schon um die Kostenvorsorge für die 1506 ausgeführte Einwölbung des Chorraumes gehandelt hat, lässt sich nicht mit Sicherheit entscheiden.

Der neu gestaltete Kirchenbau wurde jedenfalls nicht nur in der verwendeten Architektursprache, die zahlreiche hochkarätige Vorbilder erkennen lässt, auf einem hohen Niveau ausgeführt, auch die Ausstattung des Kirchenbaus stellt ein Zeugnis des gesteigerten Anspruches an das Bauprojekt dar. Die Ausstattungsqualität kann dabei nicht nur mit dem Verweis auf das Patrozinium der Kirche, durch die Ausgestaltung mit einem umfassenden Marienzyklus und einer hölzernen Marienskulptur erklärt werden. Ebenso wie die kostenintensive Ausführung bedeutungssteigernder Bauformen an einer Dorfkirche, so überrascht auch der Aufwand, der für die Kirchengestaltung betrieben worden ist. Die Bronnweiler Kirche liegt im Zentrum eines kleinen Dorfes, stellt aber nach Ausweis der Bauformen und der Ausstattung einen überregionalen Anspruch vor Augen. Dieser Widerspruch ist bislang durch

den Verweis auf die Wallfahrtsfunktion der Kirche erklärt worden. Diese von den bisherigen wissenschaftlichen Bearbeitern als Gewissheit gehandelte Vorstellung ist jedoch nicht sicher belegbar und muss daher These bleiben.

Die vorliegende Arbeit schlägt ein alternatives Erklärungsmodell vor: Der Chorbau stellt mit der formalen Absetzung vom Schiff und vor allem mit seinem bauzeitlichen Zugang einen separaten Baukörper dar, der als eine Art Kirche in der Kirche verstanden worden sein muss. Diese symbolische Abtrennung des Chores ist nicht nur durch die liturgische Bedeutung des Chorraumes als Sanktuarium zu begründen. Eher wäre hierbei an eine Art Chorgemeinschaft zu denken, die ihren privilegierten Platz im Chor und im Chorgestühl gefunden haben mag. Diese Vorstellung kann durch Schriftquellen nicht belegt werden, auch ist eine geistliche Gemeinschaft nicht nachweisbar. Ob eine Gruppe von Laien als privilegierte Chorgemeinschaft angesprochen werden könnte, muss vor dem Nachweis der für die Bauausführung zuständigen Personen diskutiert werden. Hier lassen sich nur Mitglieder einer gehobenen Reutlinger Bürgerschaft ansprechen, die sicher wichtige Funktionen im Reutlinger Rat innehatten. Die Bautätigkeit am gotischen Chor muss dieser Gruppe zugesprochen werden.

Es ist darauf verwiesen worden, dass der Reutlinger Rat durch die Ausführung des Chores in den Besitz wichtiger kirchlicher Rechte kommen konnte. Zudem ist im Jahr 1437 aber auch der gesamte Ort Bronnweiler an den Rat und die Bürger der Reichsstadt verkauft worden.¹⁵⁰ Hier zeigt sich eine Entwicklung jener Zeit, in der die Reichsstadt bemüht war, ihr Territorium zu vergrößern und damit ihre Position gegenüber den Grafen von Württemberg zu festigen. Im 14. und 15. Jahrhundert sind in der Region territoriale Machtstreitigkeiten zwischen der Reichsstadt Reutlingen und dem Haus Württemberg nachzuweisen, die im Zusammenhang mit der schwäbischen Städtebundpolitik zu sehen sind.¹⁵¹ Es sind jene Streitigkeiten, welche die Reichsstadt Reutlingen in der Folge zu einem wichtigen Projekt zwingen: zur Demonstration der eigenen Macht im Grenzgebiet zum württembergischen Gönningen. Hier wird eine Kirche geplant, die mithilfe der Formensprache im Medium der Architektur auf zeitgleiche sakrale Großbauten mit herrschaftlich-repräsentativem Anspruch verweist.

¹⁵⁰ Vgl. Th. Schön 1893 (wie Anm. 29), S. 101.

¹⁵¹ Vgl. M. C. Schurr (wie Anm. 127), S. 118; vgl. generell K. J. Philipp (wie Anm. 129); Wilhelm Vischer: Die Geschichte des Schwäbischen Städtebundes der Jahre 1376–89, Göttingen 1861.

Die Geschichte der Agnes Klingenstein aus Pfullingen. Ein Kindsmord-Prozess im Jahre 1692

Hermann Taigel

Im Stadtarchiv Pfullingen und im Hauptstaatsarchiv Stuttgart finden sich Akten zu Agnes Klingenstein, geboren am 30. Januar 1653 als eheliche Tochter des Pfullinger Bürgers Matthäus Klingenstein (1620–1679).¹ Es sind alles Gerichtsakten. Denn Agnes Klingenstein war eine Frau, die in der damaligen Gesellschaft keinen festen Platz und Halt fand und deshalb immer wieder mit den Gerichten in Berührung kam, bis sie schließlich als Kindsmörderin durch das Schwert hingerichtet wurde. Ihre Geschichte erlaubt so einen Einblick in die Art und Weise, wie Ende des 17. Jahrhunderts in Württemberg mit einer am Rande der bürgerlichen Gesellschaft lebenden Frau umgegangen wurde. Und die Akten geben ein genaues Bild der damals in ihrem Fall angewendeten Gerichtsverfahren.

Aktenkundig wurde Agnes erstmals mit 19 Jahren. Am 14. März 1672 beschuldigt sie vor dem Kirchenkonvent² Pfullingen den 17 Jahre alten Hans Peter Hagmeyer (oder Hagmaier), Sohn des Sonnenwirts, sie geschwängert und ihr die Ehe versprochen zu haben. Als der Beschuldigte dies mit der Begründung leugnete, er sei „noch nit tüchtig, solche Sachen zu vollbringen“, und Agnes darauf beharrte, „daß es kein anderer als dieser Hans Peter gethan, und sei tüchtig genug darzu“, wurde er ins Gefängnis gelegt und an den Uracher Vogt berichtet. Er sollte so lange festgehalten werden, bis feststand, dass er nicht dazu zu bewegen war, sich zu der ihm vorgeworfenen Tat zu bekennen. Aus späteren Akten erfährt man über ihn, dass er nach seiner Freilassung Pfullingen verlassen und sich andernorts in fremde Dienste begeben hatte, und

¹ Siehe Friedrich Walcher: Pfullinger Sippenbuch, Pfullingen 1954, S. 64.

² Geistliches Sittengericht, in Württemberg seit 1644. Es tagte unter dem Vorsitz des Ortspfarrers meist an Sonntagnachmittagen. Beisitzer waren der Keller, der die Naturalabgaben verwaltete und auch Befugnisse eines Schultheißen hatte, oder der Schultheiß und bis zu drei Gerichtsverwandte. Der Kirchenkonvent konnte Strafen verhängen. In Pfullingen ist ab 1670 ein Kirchenkonventsprotokoll überliefert, siehe aber Gottfried Maier: Pfullingen und seine Erlebnisse in 1500 Jahren, Pfullingen 1930, S. 312 ff., wo schon aus dem Kirchenkonvent von 1665 an berichtet wird. Zum Kirchenkonvent allgemein vgl. Hermann Ehmer, Sabine Holtz (Hrsg.): Der Kirchenkonvent in Württemberg (= Quellen und Forschungen zur Württembergischen Kirchengeschichte Bd. 21), Epfendorf 2009 und Bertram Fink: Kirchenkonventsprotokolle, in: Serielle Quellen in südwestdeutschen Archiven. Eine Handreichung für die Benutzerinnen und Benutzer südwestdeutscher Archive, hrsg. von Christian Keitel und Regina Keyler (Publikationen des württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins), Stuttgart 2005. Online Publikation: www.boa-bw.de/bsz_306616858.html.



Ansicht von Pfullingen, Aquarell von Andreas Kieser, um 1680/1690.

über Agnes, dass „kein Kind an den Tag kommen“ war und sie sich von Pfullingen hinweg nach Stuttgart und Esslingen „in den Dienst begeben“ hatte. Dort soll sie sich „dem Ruf nach, mit abtragen³ und sonst sehr übel gehalten haben“.⁴

Dieser Vorgang zeigt, dass der Kirchenkonvent neben seiner Hauptaufgabe, die Lebensführung der Menschen im Sinne der Kirchenzucht zu überwachen, auch die Funktion ausübte, sittliche Konflikte zwischen den Menschen, vor allem solche der Sexualität und der Ehe, zu lösen. Agnes Klingenstein, die offenbar im Elternhaus keinen festen Halt fand – vermutlich war zu dieser Zeit ihre Mutter schon tot und der Vater hatte wieder geheiratet –, suchte in der Fleckengesellschaft festen Fuß zu fassen und wählte dazu einen Weg, den damals viele junge Frauen gingen: Sie beschuldigte sich selbst vor dem Kirchenkonvent eines Vergehens gegen die Kirchenzucht, nämlich des vorehelichen sexuellen Verkehrs, und gleichzeitig den Mann, mit dem sie verkehrt hatte, sein Eheversprechen, das sie zu dem Vergehen verleitet habe, zu brechen. Dass der beschuldigte Mann ein Sohn des Sonnenwirts war, also wohl der besser ge-

³ „Wegtragen, stehlen, namentlich aber unterschlagen“, Hermann Fischer: Schwäbisches Wörterbuch, Bd. 1, Sp. 78.

⁴ Stadtarchiv Pfullingen (künftig: StadtA Pf) A 16, Fall Agnes Klingenstein, Beilage A: Kirchenkonvents-Protokollbuch 1670–1681, S. 112, 14. März 1672, und Brief Pfarrer und Keller Pfullingen an den Vogt zu Urach, 11. Juli 1692.

stellten Schicht des Fleckens angehörte, lässt vermuten, dass Agnes ihn mit Absicht ausgesucht hatte, um ihr Ziel zu erreichen. Ob das Vergehen tatsächlich begangen wurde, geht aus dem Protokoll nicht hervor, da der beschuldigte Hagemeyer die Tat leugnete. Das musste er auch tun, um nicht zur Ehe mit Agnes gezwungen zu werden, wäre doch sein Geständnis zur Zeit der Anzeige der einzige Beweis für die Schwängerung der Agnes gewesen. Auch das Oberamt scheint sich darum nicht weiter gekümmert zu haben, wie häufig bei Männern, die des gebrochenen Eheverspruchs wegen angezeigt worden waren. Immerhin scheint der Ruf des jungen Sonnenwirts unter der Anschuldigung gelitten zu haben, so dass er wenigstens eine Zeitlang den Ort verließ, was freilich auch für seine Schuld sprechen könnte. Dass Agnes kein Kind gebar, wie sich ja erst später zeigte, spricht zwar nicht dagegen, dass sie mit Hagemeyer geschlafen, aber auch nicht dafür, dass dieser die Wahrheit gesagt hat. In jedem Fall bedeutete es, dass ihr Plan, sollte es einer gewesen sein, gescheitert war. Folgerichtig ging sie daraufhin den anderen Weg, der für ledige Frauen damals eine halbwegs geordnete Lebensgrundlage und gesellschaftliche Absicherung eröffnete: Sie ging in fremde Dienste.

Nach einigen Jahren in Stuttgart und Esslingen war sie in Reutlingen Magd bei dortigen Bürgern, bei Johann Heß und Hans Georg Pfenning. 1680 kehrte sie nach Pfullingen zurück, weil sie, nachdem sie sich habe „schwängern lassen“, aus dem Dienst gejagt worden war. Hier gebar sie ein „Hurenkind“, als dessen Vater sie Hans Georg Faßnacht von Reutlingen angab, woran allerdings jedermann Zweifel hatte. Vielmehr war in Reutlingen das „gemeine Geschrei“, „sie werde mit einem Uxorato [verheirateter Mann, H. T.] bei gehalten haben, sonderheitlich hat man ihren damaligen Meister Pfenningen – quod tamen sub rosas sit dictum⁵ – in starkem Verdacht gehabt“.⁶

Als ledige Mutter eines „Hurenkinds“ gehörte Agnes, nun dreißig Jahre alt, zu den „Eigenbrötlerinnen“⁷, gegen die mit einigen Verordnungen vorzugehen das Pfullinger Gemeindegerecht sich veranlasst sah, weil „sowohl Bürgers- wie frembde Töchter sich herumschleichen und Aigenbrötlerin, mithin Freyjungfern werden und ledige Pursch [Burschen, H. T.] reinziehen [...]“.⁸ Am 8. März 1683 tagte das Gericht und sprach für 16 Frauen Ordnungsstrafen aus. In den meisten Fällen verlangte es von den Frauen, sich zu verdingen, also irgendwo als Magd oder Tagelöhnerin zu dienen, oder stattdessen entweder „ihr Burgorth durch alle Anlag versteuren und darzu alle Frohnen leisten“ oder „den Flecken räumen“. Das hieß: Als ledige Frauen durften sie im

⁵ Sinngemäß: „Was aber nur unter uns gesagt sei“.

⁶ StadtA Pf A 16, Fall Agnes Klingenstein, Schreiben des Amtsbürgermeisters in Reutlingen an den Keller zu Pfullingen, 11. Juli 1692.

⁷ „Unverheiratete Person, die ein eigenes Hauswesen führt“, Fischer (wie Anm. 3), Bd. 2, Sp. 571.

⁸ StadtA Pf A 16, Fall Agnes Klingenstein, aus Gerichtsprotokollbuch 1682–1699; StadtA Pf B 786, Bl. 31 r, Gerichtstag gehalten d. 8 Martii 1683.

Flecken nur wohnen bleiben, wenn sie das „Burgort“ oder „Beisitzort“⁹, die Gebühr für das Recht, als „Beisitzerin“, Einwohnerin, nicht als vollberechtigte Bürgerin, im Ort zu sein, bezahlten und alle sonstigen damit verbundenen Lasten trugen. Taten sie das nicht, mussten sie den Ort verlassen. Agnes Klingenstein war bei dem Gerichtstag „beditten worden, daß sie innerhalb 14 Tag dem Vatter nachziehen und den Flecken meiden soll“.

Zum zweiten Mal in ihrem Leben war Agnes wegen unsittlichen Lebenswandels mit Instanzen der Obrigkeit in Berührung gekommen. Beide, sowohl der Kirchenkonvent als auch das Gemeindegerecht, hatten die Aufgabe, die Untertanen zu Zucht und Ordnung anzuhalten, der erste im geistlichen Bereich, das zweite im weltlichen. Oft wirkten sie auch zusammen. „Mit der Einführung der Kirchenkonvente 1642/44 wurde die Zusammenarbeit zwischen geistlicher und weltlicher Ortsobrigkeit, die Verbindung von Sittenzucht und Polizeigewalt für alle Pfarreien des Herzogtums institutionalisiert. Unter dem sich durchsetzenden absolutistischen Kirchenregiment nutzte die weltliche Obrigkeit die Gelegenheit, die Kirchenzucht in ihrem Sinne zu einem Disziplinierungsmittel zur Durchsetzung von Ordnungsvorstellungen und zur Regulierung des Untertanenverhaltens weiter auszugestalten.“¹⁰

Beim ersten Mal hatte Agnes bei der geistlichen Instanz Hilfe gesucht, um einen festen Halt in ihrem Leben zu finden, und, nachdem ihr der etwas anrühige Versuch misslungen war, den Ort mehr oder weniger freiwillig verlassen. Beim zweiten Mal sah sie sich dann als Beklagte vor dem weltlichen Gericht und wurde aus dem Ort ins Ungewisse ausgestoßen. Den Akten ist nicht zu entnehmen, was sie nach dieser Anordnung tat. Auch von ihrem „Hurenkind“ ist weiter nicht die Rede.

Ermittlungen wegen Verdachts des Kindsmords in Pfullingen

Man erfährt nur, dass sie nach Verbüßung der ihr „gebührenden Straf“ wieder in Pfullingen war, bei Anna Barbara, der Witwe des Jacob Renz, wohnte, „es allerhand böse Nachrede von ihro gegeben“ hätte, „aber alle ohne Grund“. Im Frühjahr 1692 aber ging der „gemeine Ruf alhir [...], daß sie schwanger sei“. Deshalb wurde sie zwei Mal vor den Kirchenkonvent geladen, wo sie aber die Schwangerschaft leugnete und ihr Aussehen „mit einer starken Wassersucht, so schon zu laufen angefangen“, entschuldigte. Am Freitag, dem 8. Juli 1692, aber „hat man in Erfahrung gebracht, daß sie, Klingensteinin, früe nach Reutlingen, mit ein ieglichs, der es gesehen, Verwunderung gegangen, darauf bald erschollen, man habe zu Reutlingen ein totes Kind bei der ndern Lohmüh-

⁹ Ein „Ort“ – meist ein viertel Gulden oder 15 Kreuzer. Siehe Fischer (wie Anm. 3), Bd. 5, Sp. 84.

¹⁰ Fink (wie Anm. 2).

len¹¹ in dem Wasser gefunden, da nicht wenig Argwohn auf sie kommen, daher ich, Pfarrer, gefolgtens Samstags ihro solches vorgehalten, die aber nicht das wenigste gestehen wollen, bis sie bald hernach ihrer Stiefmutter bekennet, und von uns ferner behandelt worden [...]“.¹²

Wie das Dorfgericht Pfullingen den Fall behandelte, geht aus dem „Inquisitions-Protocoll puncto impraegnationis et suspectis infanticidii parricidii contra Agnesam, Matthes Klingensteins Tochter alhier“ hervor.¹³ Das Verhör erfolgte in Gegenwart des Pfarrers Georg Seybold¹⁴, des Kellers Johann Konrad Knoll und der beiden Herren des Gerichts, des Amtsbürgermeisters Ulrich Beck und des Johann Erbe. Die Aussagen der Beklagten und der Zeuginnen gebe ich im Wesentlichen nachfolgend wieder. Agnes Klingenstein gibt vor, Hans Jacob Gumper, Seiler von Beruf und Sohn des Pfullinger Bürgers Samuel Gumper, habe mit ihr letztes Jahr (1691) um Jakobi (25. Juli) zweimal schnell hintereinander, nachdem er ihr die Ehe versprochen habe, „bei Nacht Unzucht in ihrer Kammer und Bett getrieben“. An eine Schwängerung, deretwegen sie schon zweimal vor das Gericht beschieden worden war und die sie trotz ernstlichen Verwarnens geleugnet und so „Gott und die Obrigkeit betrogen“ hätte, habe sie selbst nicht geglaubt, weil sich bei ihr eine „gefährliche Geschwulst zu einer Wassersucht“ entwickelt habe. Sie räumt ein, dass sie „im Winter, als es noch Schnee gehabt, [...] auf denen Steingen Wiesen dem Gumper herausgesagt, sie besorge, sie möchte von ihme geschwängert sein“, der aber habe dies für unmöglich gehalten. Das Kind habe sie nur ein einziges Mal gespürt, auf Nachfragen gibt sie aber zu, es vier oder fünf Tage vor der Geburt noch gefühlt zu haben. Am Sonntag, den 26. Juni [1692], „vormittags um halb 8 Uhr sei die Wassersucht angebrochen und das Kind mit daher geschossen, doch ganz tot, dabei niemand gewesen; sie habe es ständlings empfangen und weil es kein Leben gehabt, habe sie es in ein Kissen gewickelt und auf der Underbett unter die Decken gelegt, es sei ein Mägdlein gewesen, und sie solches Tag und Nacht in solchem Bett bei ihro gehabt, bis es übel anfangen zu riechen, deswegen nächst verschiedenen Freitag [8. Juli 1692, H. T.] früe umb 5 Uhren, sie solches in ein schwarzes Säcklein, darein etwa ein Vierling [etwa 5,5 Liter, H. T.] Schnitz gehen, so sie vor vielen Jahren aus einem alten Schurz gemacht, geschoben, solches mit einem blauen Bendel, so eine Naht von einem alten Schurz gewesen, zugeknüpft und in einem Kratten mit sich nach Reutlingen genommen, sei den Graben hinabgegangen bis zum Siechen-

¹¹ Heute ungefähr Bantlinstr. 6, Vereinsheim des 1. RMC.

¹² StadtA Pf A 16, Fall Agnes Klingenstein, Schreiben von Pfarrer und Keller von Pfullingen an den Vogt zu Urach, 11. Juli 1692.

¹³ „Protokoll in Sachen Schwängerung und Verdacht auf verwandtschaftlichen Kindsmord gegen Agnes, Matthes Klingensteins Tochter“, 11. Juli 1692, ebd.

¹⁴ Siehe Wilhelm Kinkelin: Das Pfullinger Heimatbuch, Reutlingen 1956, S. 46.



Der Weg Agnes Klingensteins vom „Graben“ bis zum „Siechhaus“.
Ansicht von Reutlingen im Atlas von Braun/Hogenberg, Köln 1617.

haus¹⁵, allwo sie einen Stein von ohngefähr 2 Pfund zu dem Kind hineingeschoben, in Meinung solches sollte zu Boden fallen, es aber nicht geschehen, sondern nachdem sie es in das Wasser gelegt, sei es ob dem Wasser daher geschwommen, sie aber habe es nimmer langen können.“

Anna Barbara, Witwe des Hans Jacob Renz, bei der Agnes wohnte, sagte aus, sie habe im letzten Jahr, als man Korn schnitt, einen „Kerl“ bei der Klingenstein „gespürt“, den sie an der Stimme als den Gumpper erkannt habe, gesehen habe sie ihn aber nicht. Sonst habe sie keinen „Zuwandel“ bei der Klingenstein wahrgenommen. Vergangenen Sonntag vor 14 Tagen [also am 26. Juni, H. T.], „als man das andermal in die Morgenkirch gelitten, habe sich die Klingensteinin sehr übel geklagt und sich gebärdet als wenn es Geburtswehen wären, doch habe sie an dergleichen nicht gedacht“. Die Klingenstein habe sie dann aus dem Haus geschickt, um Brot und Mehl zu holen, unterwegs aber habe sie Böses gehahnt und sei schnell wieder nach Hause gelaufen, wo sie die Klingenstein auf der Treppe sitzend angetroffen habe, die dort ihr Haar gekämmt und ihr gesagt habe, sie fühle sich wieder besser, „nachdem 2 Häfen voll Wasser von ihro geloffen“. Ihre kleine Tochter habe ihr gesagt, die Klingenstein sei, als sie, die Renzin, weg gewesen, „hinauf in ihr Kammer gegangen, bald aber wieder herabgekommen und gesagt, es sei ihr wieder besser“.

¹⁵ Der Weg, den Agnes ging, entspricht heutzutage etwa dem vom Burgplatz über die Lederstraße, den Willy-Brandt-Platz, Unter den Linden bis zum „Haus unter Linden“.



Michael Schmidts Weib, die Stiefmutter der Klingenstein, sagte aus, sie habe ihrer Stieftochter vor ungefähr sieben Wochen „vorgehalten“, weil sie anfangs so dick zu werden, sage ihr jedermann nach, „sie gehe mit einem Kind, sollte vor weltlicher großer Schand sein und es nicht verhehlen“. Diese habe aber das „durchaus geleugnet und sie deshalb angefeindet“. Am vergangenen Samstagabend [9. Juli, H. T.] sei die Klingenstein zu ihr gekommen und da sie so traurig blickte, habe sie sie gefragt, woher sie komme. Da habe sie „geantwortet: vom Pfarrhaus, habe anfangen in sich selbst zu jammern, daß sie, Schmidin, in die Wort ausgebrochen, das Kind, welches gestern [also 8. Juli, H. T.] zu Reutlingen im Wasser gefunden worden, werde vielleicht ihr gewesen sein, darüber sie ohne Antwort ganz erbleicht da gesessen, endlich hinabgegangen“. Am gestrigen Sonntag sei sie morgens um 7 Uhr wieder zu ihr gekommen. Auf ihre ernsthafte Ermahnung hin habe sie dann zugegeben, „daß sie das Kind unter dem Reutlinger Siechhaus ins Wasser geworfen, der Vater darzu sei des Gumpfers Sohn; sie habe es tot überkommen, und vorhero solches lange Zeit nie gespürt.“

Es wurden noch zwei weitere Zeuginnen, Margaretha, des Zieglers Hans Walliser Weib, und Judith, jung Johannes Rauens Weib, angehört, deren Aussagen aber nicht von Belang waren. Margaretha, die der Klingenstein gewaschen hatte, sagte, sie habe „nie nichts gesehen, das einer Kindbetterin gleich gesehen“, und Judith gab an, die Klingenstein habe letzten Dienstag von ihr eine Haue unter dem Vorwand, sie „wolle Grundbirnen Wurtz-

len¹⁶ graben“, ausgeliehen, die sie nach einer Viertelstunde wieder zurückgebracht habe.

Gleich am Tage des Verhörs forderte der Keller von Pfullingen vom Reutlinger Bürgermeister eine Abschrift des Protokolls über die „obrigkeitliche Section und Inspection“ der Kindsleiche an und bat um Nachricht hinsichtlich des Reutlinger Leumunds der Agnes Klingenstein. Offenbar erhielt er dieses Protokoll noch am selben Tag. Es lag entweder dem Schreiben bei, das Pfarrer und Keller von Pfullingen an eben diesem Tag wohl zusammen mit der verhafteten Agnes Klingenstein dem Vogt von Urach, der nächsten gerichtlichen Instanz also, zuschickten, oder es wurde diesem noch am selben Tag nachgesandt. In dem Schreiben an den Vogt beschreiben sie kurz das Verhalten der Klingenstein in der Vergangenheit, halten fest, dass sie ihrer Stiefmutter die Tat gestanden habe, geben ihr Vermögen an und teilen mit, dass sie von einer Verhaftung des Gumpfer abgesehen haben, weil er einen guten Leumund habe, die Zeit, die Agnes für den Beischlaf angibt, nicht zutreffe, Gumpfers „Glück durch seine Verheiratung und Beschützung eines feinen Hauswesens zimblich anscheinet“ und sein Vater „schlechten Vermögens“ sei. Auch eine Abschrift des Verhörprotokolls der Agnes Klingenstein vom 11. Juli legten sie dem Schreiben bei. Ein „Inventarium Agnesae Klingensteinin“ vom 13. Juli 1692 schickten sie wohl nach.¹⁷ Aus diesem geht hervor, dass ihr Besitz aus wenigen, aber sauberen Kleidungsstücken, etwas Bettwäsche und einem Bettlädlein, einem Trog und einem Küchentröglein im geschätzten Gesamtwert von 18 Gulden und 17 Kreuzern bestand.

Aus dem Reutlinger Protokoll, aufgenommen am Tag des Fundes der Kindesleiche, erfährt man die näheren Umstände. Der Lohmüller Johannes Hummel sagt aus: Als er am Vormittag dieses Tages, des 8. Juli, gegen 9 Uhr aus der Mühle an das Wasser ging, um dort seine Sense, mit der er mähen wollte, zu dengeln, und zu dem Zweck mit einem „Scherblin“ Wasser aus der Echaz schöpfen wollte, sei ihm „ein schwarz Säcklin, welches an dem Wasserabfall des daselbstigen Wehrs sich angehenkt habe, ins Gesicht kommen, warnach er dann gelangt, und damit er wissen möge, was darinnen sei, selbiges herausgezogen und aufgestriekt, da dann zuerst oben in solchem Säcklein ein zimblich großer Stein kam, 2 oder 3 Ellen [1 Elle = 0,61 m, H. T.] gestreckt, und under demselben ein hart zusammen gebundenes kugelrundes Bällin gelegen,

¹⁶ Vermutlich handelt es sich hier nicht um Kartoffeln, die in der Region erst Mitte bis Ende des 18. Jahrhunderts heimisch wurden, sondern um die Wurzel des schon von Leonhart Fuchs beschriebenen, auch „Schweinebrot“ genannten Alpenveilchens (Cyclamen), vgl. Leonhart Fuchs: *New Kreüterbuch*, Basel 1543, fol. 171 sowie Fischer (wie Anm. 3), Bd. 2, Sp. 771.

¹⁷ StadtA Pf A 16, Fall Agnes Klingenstein, Keller von Pfullingen an Bürgermeister von Reutlingen, 11. Juli 1692; Pfarrer und Keller von Pfullingen an den Vogt von Urach, 11. Juli 1692 und Verhandlung „uf der Bürgerhaus zu Reutlingen“, 8. Juli vor Bürgermeister und Rat. Das „Inventarium“, ebd.

welches er heraußen geschütt und von einander getan, hernach mit höchster Bestürzung und nicht geringem Entsetzen gefunden, daß es ein ganz zusammen getrucktes Kindbettkindlein gewesen, so ganz blau ausgesehen, weiblichen Geschlechts war, und schon mit vielen Maden geloffen, dessentwegen es einen üblen Geruch von sich gegeben.“ Da dies eine Sache sei, die der Obrigkeit sogleich anzuzeigen ist, damit diese nachforschen kann, „von wem solche erschreckliche Tat geschehen“, sei er sofort hergekommen, um dies zu berichten, das Kind aber liege noch bei der Lohmühle.

Nach dem Bericht des Müllers beauftragte die Obrigkeit dann gleich drei Hebammen, nämlich Magdalena, die Witwe Georg Wittambs, Juditha, Philipp Pfatzlers und Magdalena, Hans Georg Kerschmanns Hausfrauen, sich zu dem Kind zu verfügen und „genaue inspection vorzunehmen“. Diese kamen sofort dem Auftrag nach und berichteten, das Kind „sei weiblichen Geschlechts, rechtzeitig, auch schon vollkommen gewesen, demselben aber die Füß und Ärmeln abgebrochen, auch habe an dem Hälßlein eine Thuol [Dul – Delle, eingedrückte kleine Vertiefung, H. T.] sich gezeigt, das anderst nicht abzunemen war, als wann ihm der Kopf umbgetreht worden; under den Ärmeln habe es schon zimlich Maden gehabt und ganz schwarz blau ausgesehen, dabei auch so übel gerochen, daß man fast nicht bleiben können.“

Wegen des üblen Geruchs hat man dann das Kind nicht genauer untersucht, sondern in ein „Bährlein“ gelegt und begraben. Der Schreiner Christoph Heß, der das Särgelein gemacht und das Kind eingesargt hat, sagte, das Kind habe schon so übel gerochen, dass man es fast nicht aushalten konnte, seine Gliedlein seien „gelähmt und abgebrochen gewesen, auch der Kopf hin und her gefallen“. Oben auf dem Särgelein aber, das weiß und ungestrichen war, haben „bei dem Köpflin und zwar außen her etliche Tropfen Blut sich gezeigt, gleich als wenn selbe mit einer Bürsten hingesprützt worden, da er doch beim Kind kein Blut gesehen und also nicht gewußt, woher es kommen.“

Als Nachtrag zu diesen Aussagen ist in dem Protokoll noch angefügt, dass am 11. Juli Hans Georg Pfenning's hinterlassene Witwe, jetzt Hans Krimmels Hausfrau, nach dem Betragen der Agnes Klingenstein befragt wurde, die vor etwa 12 Jahren bei ihr in Dienst gewesen war. Sie sagt, diese habe sich hoffärtig betragen, habe „einen frechen Mund gehabt“ und nur gelacht, wenn man sie



Am linken Bildrand die außerhalb der Stadt gelegene „Lohmühle“, der Fundort der Kinderleiche. Ausschnitt aus dem Kupferstich von Ludwig Ditzinger, 1620.

deshalb zur Rede stellte, auch habe sie sich an den Sohn von Hans Georg Faßnacht gehängt und sich von diesem schwängern lassen. Als sie dies erfahren, habe sie sie entlassen. Johann Heß, bei dem Agnes auch diente, wusste nichts weiter über sie zu sagen, als dass sie hoffärtig war.

Der Reutlinger Amtsbürgermeister Johann Georg Beger legte dem Protokoll noch ein Schreiben bei, in dem er dessen Ergebnis zusammenfasst und anbietet, auf Anforderung hin das schwarze Säcklein und den blauen Bündel samt Stein auszuhändigen. Eine weitere Sektion des Kindes habe man für unnötig erachtet, „weilen das Cadaver schon ganz faul war, und propter putredinem [wegen Verwesung, H. T.] nicht hat können hin und her gelegt noch secirt werden“. Die „äußerliche Inspection“ habe „genugsam an Tag leget, daß das Hälslin und Füßlen abgebrochen worden“. Hinsichtlich des Leumunds der Klingenstein wird mit Hinweis auf ihre Schwängerung durch, wie gemunkelt werde, „ihren damaligen Meister Pfenningen“ betont, dass ihr Prädikat „in puncto stupri“ [Unzucht, H. T.] gar schlimm“ sei. Beger äußert sogar die Besorgnis, sie könnte zu ihrer Reutlinger Zeit „dergleichen Mordtaten [...] etwan mehr begangen“ haben.¹⁸

Alle die angeführten Akten gingen dem Vogt von Urach zu. Dieser forderte in einem Eilschreiben am 13. Juli den Pfullinger Keller auf, Samuel Gumpfers Sohn Hans Jacob sofort nach Urach zu schicken und bei Anna Barbara Renz, der Klingensteinin Stiefmutter Michael Schmidts Weib und der Margaretha Walliser sich zu erkundigen, „ob die incarcerirte [eingesperrte] Agnes nun bei 3, 4 und mehr Wochen an der Wassersucht krank gewesen und Wasser von ihr gangen seie“ oder, falls diese davon nichts wissen sollten, bei anderen Leuten darüber genauere Nachricht einzuholen.¹⁹

Der Pfullinger Keller kam sofort beiden Anweisungen nach. Hans Jacob Gumpper ließ er nach Urach ins Gefängnis einliefern. Und am 14. Juli wurden fünf Frauen über die Wassersucht der Agnes Klingenstein befragt. Anna Maria Freyhoferin, eine „geschworene Wehmutter“ [Hebamme, H. T.] und Nachbarin von Agnes, die sich in solchen Sachen auskennt, sagte aus, dass schwangere Frauen des Öfteren stark geschwollene Füße [gemeint sind Beine, H. T.] haben, aus denen Wasser fließe. Deshalb habe sie der Klingensteinin, als diese im Frühjahr ihr die geschwollenen Beine gezeigt hat, gesagt, das haben auch andere Weiber, damit kannst du dich nicht herausreden. Als diese dann vorgegeben habe, ihre Beine laufen aus und auch ihr Webstühlchen sei davon nass geworden, habe sie gleich angenommen, dass das lügnerische „Mensch“ Wasser zum Schein darauf geschüttet haben könnte, denn sie habe keinesfalls Wasser von ihr fließen gesehen. Dagegen habe sie an ihrem Gesicht, ihrer Gestalt und ihren Gebärden erkannt, dass sie gewiss schwanger sein müsse, was sie ihr auch öfters vorgehalten und sie ermahnt habe, es nicht länger zu verhehlen,

¹⁸ Ebd., Amtsbürgermeister von Reutlingen an Keller von Pfullingen, 11. Juli 1692.

¹⁹ Ebd., Vogt zu Urach an Pfullinger Keller, 13. Juli 1692.

worüber diese nur gelächelt. Ja, nur acht Tage vor diesem Vorfall habe sie sie nochmals ermahnt, aber wieder vergebens.

Die Stiefmutter Anna Margaretha Schmidin sagte, ihre Stieftochter habe bei ihr nie über Wassersucht geklagt. Vielmehr habe sie dieser immer wieder gesagt, sie solle die Schwängerung nicht verheimlichen, denn sie habe gut gesehen, dass es keine Wassersucht gewesen, „weil sie keinen engen Atem gehabt, auch hette sie nicht immerzu also sitzen und würcken [weben, stricken, H. T.] können“. Agnes „habe eben geist- und weltliche Obrigkeit und sonst iedermann betrogen, sie seie von Jugend auf so gewesen und ganz keine Besserung bei ihro zu hoffen, ihr gottloses Leben habe ihren Vatter sel[ig] under den Boden gebracht, als wann sie ihne mit dem Messer erstochen hette.“

Auch Anna Barbara Renz sagte aus, Agnes habe stets geaugnet, schwanger zu sein, und geschworen, sie habe die Wassersucht. Zum Beweis dafür habe sie öfters Wasser in den Schuhen und auf dem „Wirkstühlein“ gezeigt. Jeden Abend habe sie „ein Häflein voll Wasser mit in die Kammer genommen, vorgehend, sie müsse alle Mitternacht aufstehen und trinken, was sie aber damit gemacht, wisse sie nicht“. Wenn man ihr wegen der Schwangerschaft Vorhaltungen gemacht hat, „habe sie heftig getobt und geflucht“. Ähnliche Aussage machte auch Margaretha Walliser, die betonte, dass sie der Agnes nie die Wassersucht geglaubt habe, vielmehr immer nur, dass sie schwanger sei, denn „ihre große Brüst zeigen es an“.

Barbara, die Frau Burckhard Klingensteins, des Bruders von Agnes, sagte aus, Agnes habe „auch sieben Vierteljahr“ bei ihr gewohnt und in der Zeit sei dieser auch nachgesagt worden, sie sei schwanger, und die Leute hätten sie, Barbara, angehalten, auf Agnes deshalb aufzupassen, sie habe aber nichts herausfinden können. Als sie aber nun von der „entsetzlichen Tat“ der Agnes gehört habe, sei ihr der Gedanke gekommen, diese könnte damals, als sie bei ihr gewohnt hat, die gleiche Tat begangen haben. Daher habe sie mit Agnes im hiesigen Gefängnis darüber gesprochen und diese gebeten, ihr dies zu „offenbaren, daß sie nach ihrem Tod nicht etwann in ihrem Häußlein laufen müßte, also, daß beede Teil keine Ruhe voreinander hetten, sollte es ihro in höchster Geheimb offenbaren, wo sie es hingegraben hatte, damit sie es, wann es nötig, wieder ausgraben und sie erlösen könnte“. Agnes habe ihr darauf geantwortet, sie habe nicht mehr als zwei Kinder geboren und sie solle sie nun in Ruhe lassen, „sie habe zu tun genug“.²⁰ Diese Aussage bedarf wohl einer Erläuterung. Die Schwägerin der Agnes befürchtete, dass diese während der Zeit, in der sie bei ihr wohnte, auch ein Kind getötet und es heimlich begraben habe. Sie geht deshalb noch am Abend des 11. Juli zu Agnes ins Pfullinger Gefängnis, um von dieser darüber Gewissheit zu erhalten. Denn falls dies wahr wäre, so

²⁰ Ebd., „Fernerer Inquisitions-Protocoll über die verhauffte Klingensteinin“, 14. Juli 1692.

müsste Agnes in ihrem Haus als Geist „umgehen“, bis das getötete Kind ausgegraben worden wäre und ein christliches Begräbnis erhalten hätte.

Mit dieser Vernehmung endete die Zuständigkeit des Pfullinger Ortsgerichts im Verfahren gegen Agnes Klingenstein, das von nun an von der nächsthöheren Instanz, dem Uracher Vogt, weiter betrieben wurde, dem alle vorerwähnten Schreiben im Original zugegangen waren. Im Stadtarchiv Pfullingen verblieben nur Abschriften davon. Hier sind zu dem Verfahren selbst keine weiteren Akten mehr vorhanden. Bei dem Aktenbündel, das den Fall Agnes Klingenstein betrifft, liegen nur noch vier Abschriften oder Konzepte zu Schreiben, mit denen Samuel Gumpfer und seine Frau sowie Keller, Bürgermeister und Gericht zu Pfullingen beim Vogt zu Urach und der Herzogin um die Freilassung ihres Sohnes Hans Jacob aus der Haft in Urach bitten. Dieser wurde dort offenbar länger festgehalten, weil Anna Barbara Renz ihn in der Ernte 1691 in der Kammer der Agnes gehört haben will und er deshalb im Verdacht stand, als Vater des toten Kindes an dessen Tötung beteiligt gewesen zu sein, was Agnes ja, soweit es die Vaterschaft betrifft, behauptet, aber hinsichtlich der Tötung bestreitet.

Fortführung des Verfahrens in nächster Instanz

Der Vogt von Urach, Johann Martin Georgii, führte als nächsthöhere Instanz die Ermittlungen unverzüglich weiter. Nachdem er Agnes Klingenstein, die am 12. Juli 1692 ins Gefängnis in Urach eingeliefert worden war, noch zweimal verhört, auch Hans Jacob Gumpfer, der da ebenfalls einsaß, vernommen und die beiden einander gegenübergestellt hatte, berichtete er am 14. Juli an der Herzogin Oberrat²¹ über den Stand der Ermittlungen und fragte an, wie weiter vorzugehen sei. Dem Schreiben legte er das Reutlinger Protokoll vom 8. Juli, die Pfullinger Vernehmungsprotokolle der „Weiber“ und die Protokolle seiner eigenen Vernehmungen der Agnes und des Hans Jacob Gumpfer bei. Durch die beigegebenen Protokolle der Verhöre bestätigte sich die Aussage der Agnes, die sehr genau danach gefragt wurde, wie sie das Kind geboren hat. Sie erklärte, dass das Kind bei der Geburt schon tot war und all die Verletzungen, die an diesem beobachtet wurden, durch das lange Liegen im Unterbett und dadurch verursacht wurden, dass sie es in das Säcklein steckte. Außerdem blieb Agnes auch in der Gegenüberstellung mit Hans Jacob, der bei seinem Eid leugnete, mit ihr zu tun gehabt zu haben, ja, sich vor ihr „als

²¹ Wegen Unmündigkeit des gesetzlichen Nachfolgers Eberhard Ludwig regierte damals der Herzog-Administrator Friedrich Karl und in dessen Abwesenheit die Herzoginmutter Magdalena Sibylla das Herzogtum Württemberg. Oberstes Regierungsgremium war seit 1629 ein Geheimer Regimentsrat. Für die Rechtsprechung war der Oberrat zuständig, an den das Schreiben ging.



Urach um 1616. Aquarell aus dem Stammbuch des Prinzen Johann Wilhelm von Sachsen-Altenburg.

einer öffentlichen Huren“ gehütet habe, bei ihrer Behauptung, nur er könne der Vater des Kindes sein, denn sie habe seit der Zeit, da sie ihr „Hurenkind“ geboren hatte, nur mit ihm geschlafen.

Der Oberrat befahl daraufhin am 18. Juli dem Vogt, sogleich den Magistrat von Reutlingen zu ersuchen, das Kind auszugraben und einer ordentlichen „Legal Inspection, sonderlich super fractura ossium und anders“ [gesetzlichen Untersuchung, besonders hinsichtlich Bruches der Knochen, H. T.] zu unterziehen und ihm darüber einen Bericht zu schicken, den er sofort an den Oberrat weiterleiten solle, von dem er dann über weiteres Vorgehen informiert werde.²²

Schon am 16. Juli hatten die Oberräte beim Geheimen Rat ein „Anbringen und Gutachten“ vorgebracht, in dem sie über den Stand der Ermittlungen berichteten und vorschlugen, Agnes, „ihren abläugnens ohnerachtet, p[einlich] zu provoziren [befragen, H. T.], und zugleich ad torturam [mit der Folter, H. T.] anzufahren“, den angegebenen Vater aber derzeit nicht weiter zu verfolgen. Zur Begründung, dass dies auch ohne Vorlage der gewünschten formalen „Legal-Inspection“ des „entleibten Kindes“ gemacht werden sollte, führen sie an, die Verhaftete habe zum einen von Jugend auf ein „gottloses Leben“ geführt, durch welches sie ihren Vater unter den Boden gebracht haben soll,

²² Hauptstaatsarchiv Stuttgart (künftig: HStA Stuttgart) A 209 Bü 2009, Beil. 1, Oberrat an Vogt von Urach, 18. Juli 1692. Aus diesem Bestand alle weiteren Schreiben.

geistliche und weltliche Gerichte belogen und betrogen, auch schon vorher „in einem Hurenhandel und zwar mit einem Ehemann gesteckt; dafür auch einen andern zu dem damaligen unehelichen Kind als Vatter falsch angegeben“, zum andern habe sie die Schwangerschaft „wider alle Verwarnung freventlich abgelägnet“, das Kind darauf heimlich geboren und „wann es schon gesetzten Falles tod gebohren war, solches so gottlos und leichtfertig zusammen gepackt und ins Wasser geworfen, also derselben wohl zuzutrauen, daß sie mörderische Händ an das Kind gelegt habe“. Der Geheime Rat beschied den Oberräten am 19. Juli: „Es hat bey gegenwertigem Unterthänigsten Gutachten sein Verbleibens“.²³

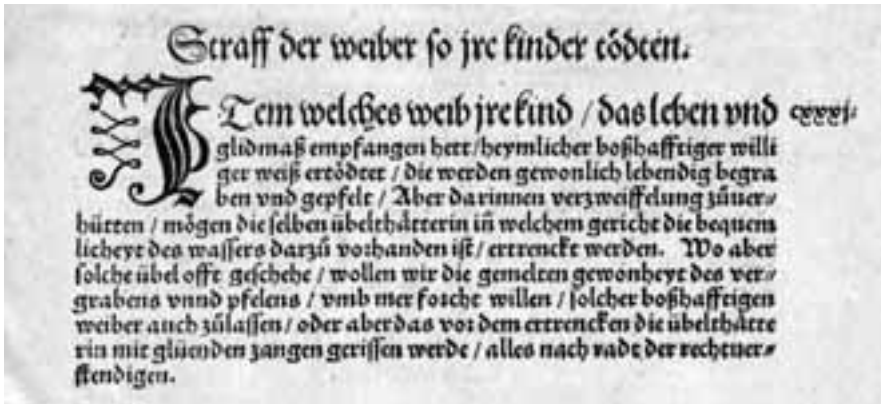
Am 20. Juli 1692, vormittags gegen 8 Uhr, nahmen die Reutlinger Ärzte Johann Philipp Elwert und Lorenz Efferen²⁴ zusammen mit den zwei Chirurgen Sebastian Schradin und Johann Georg Beck, dem Stadtschreiber Andreas Baur und den zwei Ratsverwandten Michael Bühler und Martin Schaal die angeforderte „Legal-Inspection“ des toten Kindes vor und kamen zu folgendem Ergebnis: „Weilen aber das außgegrabene Cadaver gantz corruptirt, verminos und sphaselos [wurmig und madig, H. T.] befunden worden, so, daß man die Arm und Beine gleich einer Massa oder weichen Taig mit Händen nach gefallen tractiren und wo man hingewolt umbwenden, auch nicht einmahl vor Fäulnuß eigentlich sehen oder mercken können, ob einige fractura ossium solte geschehn seyn? Und nachdeme also das Subjectum zur Section gantz indispos gewesen; alß hatt auch folgentlich prævia legaliet legitimam inspectione [nach voriger vorgeschriebener gesetzmäßiger Untersuchung, H. T.], keine weitere Section statt und platz finden können; sonsten so ist in cadavere foetus das Köpflein gantz zerfallen, daß das Hirn außgeflossen, und deß Cranii suturn [Schädelnähte, H. T.] von einander getrennt erfunden worden. Das Bäuchlein ward von corruption und Fäulnuß kaum zu erkennen.“²⁵

Nach Erhalt des Reutlinger Sektionberichts wurden am 26. Juli 1692 in Urach im Beisein des Dekans Agnes Klingenstein und Hans Jacob Gumpper nochmals verhört und einander gegenübergestellt. Dabei gestand Agnes nach eindringlichem „Zuspruch, die Wahrheit zu bekennen“, „sie habe das Kind von der Nabelschnur gerissen, damit das Kind sterbe, und sie es desto beßer vertuschen möchte“. Und auf die Frage, ob das Kind sie nicht gedauert habe, antwortete sie: „Ja, sie habe eben die weltliche Schande gefürcht, deßhalben habe sie gedacht, das Kind dergestalt hinzurichten.“ Auf der Aussage, dass Hans Georg Gumpper der Vater des Kindes sei, beharrte sie, ja, sie erweiterte

²³ Ebd., Beil. 4 „Underthänigstes Anbringen und Gutachten der Oberräthe“, 16. Juli 1692.

²⁴ Zu beiden s. Theodor Schön: Das Medicinalwesen der württembergischen Städte. 3. Das Medicinalwesen der Stadt Reutlingen, in: Medicinisches Correspondenzblatt 70 (1900), S. 170–172.

²⁵ HStA Stuttgart A 209 Bü 2009, Beil. 6 vom 20. Juli 1692.



Artikel 131 der Peinlichen Halsgerichtsordnung (Carolina).

sie sogar insoweit, er habe auch gewusst, dass sie ein Kind bekomme, nur davon, dass sie es umbringen wollte, hätte er nichts gewusst. In der Gegenüberstellung mit Hans Georg Gumper beschrieb sie „umbständlich, wie er etlich 4 oder 5 Wochen nach Jacobi zu ihr in die Cammer abends nach dem Essen kommen, und in selbiger Nacht sie zweymahlen berührt, darnach umb 1 Uhr gen Tag, wider gangen seye.“ Gumper „widerspricht ihr hefftig und sagt, es seye alles falsch, was sie vorbringt“ und bleibt dabei, „daß er mit ihr nichts zu thun gehabt, sie nicht berührt, weniger geschwängert habe.“ Nach der Vernehmung wurden die beiden wieder ins Gefängnis zurückgebracht.²⁶

Das Verfahren wurde von nun an nach dem System der Aktenversendung fortgeführt. Dieses System wurde üblich, nachdem Herzog Christoph 1551 alle Gerichte angewiesen hatte, nach der Peinlichen Halsgerichtsordnung Karls des V. (Carolina) zu urteilen. In ihr wird den Laienrichtern immer wieder „dringend angeraten, in Zweifelsfällen bei gelehrten Juristen Rat zu holen.“²⁷ Da, wie schon erwähnt, die Mitglieder der örtlichen Gerichte juristische Laien waren, kam es immer wieder zu Rechtsmissbräuchen und zu uneinheitlichen Verfahren in den Gerichten des Herzogtums. Um dem vorzubeugen, mussten die Vögte die Akten der Strafverfahren an die herzogliche Kanzlei einsenden. Der Oberrat verfügte dann, wie weiter vorgegangen werden sollte. Gewöhnlich wies er den Vogt auch an, die Akten an die Juristen der Universität Tübingen zu versenden und von ihnen ein Rechtsgutachten

²⁶ Ebd., Beil. 7 „Continuatio Inquisitionis Protocolli contra Agnes Klingensteinin von Pfullingen in puncto infanticidii“, 26. Juli 1692.

²⁷ Marianne Sauter: Aktenversendung, in: Lexikon zur Geschichte der Hexenverfolgung, hrsg. von Gudrun Gersmann, Katrin Moeller und Jürgen-Michael Schmidt. Onlinepublikation: http://www.historicum.net/no_cache/persistent/artikel/5581/ (13.02.2013). Daraus das Folgende.

einzuholen. Marianne Sauter schreibt zu diesem Verfahren: „Durch die Aktenversendung lag die frühneuzeitliche Strafrechtspflege somit de facto bei gelehrten Juristen, obwohl die offiziellen Urteiler juristische Laien waren. [...] Der Vorteil dieses Systems war zweifellos, dass die in den Fall persönlich nicht involvierten Richter im Regelfall relativ objektiv urteilen konnten. Durch genaue Befolgung und strenge Auslegung von Gesetzen konnten unter Umständen manche Verdächtige, vor allem in den Hexenprozessen, vor Folter und Tod bewahrt werden. Ein nicht zu leugnender Nachteil war jedoch, dass die Juristen auf die Glaubwürdigkeit des ihnen zugeschickten Materials (Zeugen- und Verhörprotokolle) angewiesen waren, und sich von der Lage vor Ort kein eigenes Bild machen konnten. Sie waren von der wirklichen Gerichtspraxis auch so weit entfernt, dass sie die Qualen der Gefolterten nicht hautnah miterlebten und somit ziemlich emotionslos über einen Fall urteilen konnten.“²⁸

Alle im Fall Klingenstein bisher angefallenen Akten wurden am 26. August 1692 der Juristischen Fakultät der Universität Tübingen übergeben mit der Bitte um ein Gutachten, wie nun weiter gegen Agnes Klingenstein vorzugehen sei. Das Gremium machte sich gleich am nächsten Tag an die Arbeit. Nach genauer Lektüre der Akten und reiflicher Erwägung aller Umstände kam es einmütig zu dem Beschluss, dass zur Zeit in der Sache noch nicht endgültig entschieden werden könne. Es empfahl daher, gegen die Angeklagte wie folgt vorzugehen: „In Peinlicher Rechtfertigung unseres Gnädigsten Fürsten und Herrn Anwalds, Anklägers an einem, gegen und wider Agnes Klingensteinin von Pfullingen, Peinlich Beklagte am andern Theil, ist allem Fürbringen nach, in puncto Torturae, zu Recht erkandt, daß Peinlich Beklagte zu Erlernung der Warheit peinlich gefraget werden solle.“²⁹

Dann legen die Juristen auf 33 Seiten ihre Gründe für diese Empfehlung dar. Zur Bekräftigung ziehen sie in lateinischen Zitaten ausführlich einige der damaligen Gerichtsordnungen und juristischen Autoritäten heran. Im Wesentlichen sind es folgende Gründe: Die Beklagte sei zwar von ihrer Aussage vom 26. Juli in einem weiteren Verhör am 8. August, von dem übrigens kein Protokoll vorliegt und man nur aus diesem Gutachten erfährt, insoweit abgewichen, „daß sie gesagt, wie sie das Kind empfangen, habe sie solches auf das Bett geleet, da wäre es schon todt gewesen, in den Geburtsschmerzen aber habe es noch gelebet, und im Gebähren habe sie, wie sie glaube, ihm das Leben mit der Nabelschnur verzogen, mit willen habe sie es nicht gethan, wiewohl sie allezeit gedacht, wann nur das Kind todt auf die Welt käme. [...] Sie erkenne

²⁸ Ebd.

²⁹ HStA Stuttgart A 209 Bü 2009, Beil. 12: Beglaubigte Abschrift des Uracher Stadtschreibers Wolfgang Philipp Scholl des Schreibens der Juristischen Fakultät der Universität Tübingen vom 27. August 1692 „an Herrn Stabhaltern und Urtheilsprecher deß Peinl. Halßgerichts zu Urach“, 29. 8. 1692. Hieraus folgende Zitate.

sich zwar an deß Kindes Todt schuldig zu sein, alleine es sey aus keinem Vorsatz geschehen, und in der Meinung das Kind hinzurichten, da sie die Nabelschnur gezogen habe“. Aber ungeachtet dieses Widerrufs sei ihr nach Meinung des Matthias Berlichius³⁰ die Todesstrafe zuzusprechen, da sie ihre Schwangerschaft immer geleugnet und das Kind heimlich geboren, ja, um dabei ganz allein zu sein, sogar ihre Hausfrau aus dem Hause geschickt habe, und darnach vorgab, das aus dem Wasser geborene tote Kind tot geboren zu haben. In einer Verordnung Herzog Eberhards III. vom 1. März 1658 sei zwar bei solchem Tatbestand ebenfalls die Todesstrafe vorgesehen, jedoch im Falle etwa aufkommender Zweifel werden darin, wie „von Alters her gebräuchlich und Herkommen“, die „Stabhalter und Richter der Peinlichen Halsgerichte“ angewiesen, juristischen Rat einzuholen, was in diesem Fall durch „gnädigsten Befehl“ ja jetzt geschehe. Bei genauer Erwägung der Umstände und bei Heranziehung des Artikels 131 der Peinlichen Halsgerichtsordnung Karls V., der bei Kindstötung die Verhängung der Todesstrafe vorsieht, sofern die Mutter gesteht, ein lebend geborenes Kind wissentlich und in böser Absicht getötet zu haben, könne aber dieser Artikel auf Agnes Klingenstein wegen des Widerrufs ihres Geständnisses vom 26. Juli nicht angewendet werden, so wenig wie die in der Fürstlich Württembergischen Constitution Herzog Eberhards vom 1. März 1658 für das heimliche Gebären vorgesehene Todesstrafe. Letztere verlange nämlich, dass die der Schwängerung verdächtige „Weibsperson“ nicht nur zu deren Eingeständnis ermahnt, sondern auch darauf hingewiesen werden müsse, dass sie, wenn sie das Kind heimlich gebiert und es tot gefunden wird, mit dem Tode bestraft wird. Das sei bei Agnes nicht geschehen.

Dagegen komme für sie die peinliche Befragung durch Tortur in Betracht, und zwar aus folgenden Gründen: Sie hat gestanden, mit Hans Jacob Gumpfer sich letztes Jahr zweimal „fleischlich vermischet“ zu haben; sie hat die



Anweisung zur Folter Agnes Klingensteins durch die Juristen der Universität Tübingen. Beglaubigte Abschrift des Stadtschreibers von Urach, Wolfgang Philipp Scholl vom 29. August 1692.

³⁰ Geboren am 9. Oktober 1586 in Schkölen im Herzogtum Sachsen-Weissenfels, studierte in Jena und Marburg, 1610 Dr. jur., ab 1611 in Leipzig als Advokat und Privatgelehrter tätig. Er starb am 8. August 1638. Sein Werk *Conclusiones practicabiles* (1615–1619) war von großer Bedeutung für die damaligen Strafrechtsgelehrten. Siehe *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 2, S. 97 f.

Schwängerung, der sie von vielen Personen verdächtigt wurde, stets geleugnet und dafür die Wassersucht vorgetäuscht; sie hat, um das Kind heimlich gebären zu können, ihre Hausfrau weggeschickt; das Kind also ganz heimlich und ohne Hilfe anderer Frauen geboren, das geborene Kind 13 Tage lang in ihrer Kammer unter dem Bett verborgen und es dann ins Wasser geworfen. Aus diesen Umständen ergebe sich gegen Agnes der starke Verdacht, das Kind vorsätzlich getötet zu haben, um dadurch ihre Leichtfertigkeit und Schande zu verbergen. Von diesem Verdacht könne sie sich nur durch die Tortur „purgiren“ [reinigen]. Auch wegen der häufig wechselnden und sich widersprechenden Aussagen der Klingenstein gebe es „kein ander Mittel die gründliche Warheit heraußzubringen, als die Peinliche Frage“, wie es ja im Artikel 131 der Peinlichen Halsgerichtsordnung ausdrücklich vorgesehen ist. Die Juristen schlagen auch vor, wie dabei vorgegangen werden soll: „Ehe aber selbige würcklich vorgenommen wirdt, kann die Verhaffte vom Richter in Beisein zweier deß gerichtts und deß Actuarii [Gerichtsschreibers] nochmahls nach beschehener beweglichen Erinnerung Gott und der Obrigkeit die Ehre zu geben, und ihrem Gewissen zu räumen, in der Güte gefragt werden:

1. Ob sie nicht ihr Kind ertödtet und leblos gemacht?
2. Auff was Weise?
3. Ob sie nicht demselben fürsetzlich etwas gethan?
4. Oder nothwendige Hülffe zuthun mit Fleiß unterlassen, damit es umbkommen möchte?“

Sollte sie nach diesen Fragen nicht gestehen, so kann die Folter in der Weise an ihr vollstreckt werden, dass der Scharfrichter ihr zunächst die Folterinstrumente vorzeige, sie dann, wenn das nichts bewirke, „würcklich anfasse, zuschniere, und dafern auch solches noch nichts bei ihr verfangen wollte, dreimahl auffziehe, wann es die Leibes Kräfte zulassen“. Falls sie bei Vollstreckung der Folter gestehen sollte, möge der Richter gemäß der württembergischen Ordnung weiter vorgehen.

Sofern sie aber „in der Güte ohne Tortur“ bekenne, dass sie das Kind vorsätzlich umgebracht oder es in der Absicht, es umzubringen, unterlassen habe, ihm zu helfen, wäre nachstehendes Urteil zu verkündigen: „In der Peinlichen Rechtfertigung unßeres Gnädigsten Fürsten und Herrn Anwaldes, Anklägers an einem, entgegen und wider Agnes Klingensteinin von Pfullingen, Peinlich Beklagte am anderen Theil, ist auff Klag, Antwortt, Peinlich Beklagte selbst aigene Bekantnuß, auch all ander Gerichtliches Fürbringen, nach gethanem Rechts Saz, genommenen Bedacht, und gehabtem Rath, mit Urthel zu recht erkandt, daß Peinlich Beklagte wegen ihrer Begangenen und Bekandten Mißhandlung dem Nachrichten an seine Hand und Band gelüfert, von demselben zur gewöhnlichen Richtstatt geführt, und allda, ihr zu wohlverdienter Straffe, anderen aber zum Abscheulichen Exempel, mit dem Schwerdt vom Leben zum todt gerichtet werden solle.“



Folter- und Hinrichtungsarten. Holzschnitt aus dem „Laienspiegel“ des Ulrich Tengler, 1509.

Das Gutachten³¹ der Tübinger Juristen zeigte dem Gericht den Weg, auf dem das Verfahren auf Grund juristischer Argumente fortgeführt werden sollte. Aus ihm wird auch deutlich, dass es dem damaligen Recht vor allem um den Beweis der Tat durch das Geständnis des Verdächtigen ging. Als weiteres Beweismittel galt auch dessen Leumund. Die Folter, die das Geständnis erzwingen sollte, war deshalb ein „wesentlicher Bestandteil des Beweisverfahrens“ im Strafprozess. „Die Juristen definierten sie als ein rechtlich geregeltes, richterlich angeordnetes Zufügen körperlicher Schmerzen, mit dem mangels anderer Beweise die Schuld oder Unschuld eines stark verdächtigen Angeklagten nachgewiesen werden sollte. Zulässig war die Anwendung der Folter nur bei Verbrechen, die mit einer Todes- oder schweren Leibesstrafe bedroht waren, also etwa bei Mord, Kindsmord, schwerem Diebstahl, Falschmünzerei oder Hexerei. Die Anordnung der Folter war in der Theorie an strenge Beweisregeln gebunden, die nach Möglichkeit ausschließen sollten, dass ein Unschuldiger der Tortur unterworfen wurde. Wer die Folter ohne Geständnis überstand, galt als unschuldig.“³² Die Tübinger Juristen schlugen gemäß den damals geltenden Regeln vor, die Angeklagte zuerst nochmals gütlich zu befragen und nur, wenn sie dabei nicht die Tat gestehe, die Folter in drei Stufen anzuwenden: Vorzeigen der Instrumente durch den Scharfrichter, dann Zuschnüren, d. h. „Zusammenschnüren der Unterarme mit Seilen“, und schließlich dreimaliges Aufziehen („Seilzug“). Dies waren damals die unteren Grade der Folter.

Das Consilium wurde an die fürstliche Kanzlei gesandt, wo es dem Oberrat vorgelesen wurde. Dieser berichtete am 31. August 1692 dem Geheimen Rat darüber. Die Oberräte schlossen sich dem Vorschlag der Juristen mit dem Zusatz an, „daß im Fall entstehender gütlicher confession mit der p[einlich] Beklagten die p[einliche] Frag, nach dem darinnen [in dem Gutachten, H. T.] vorgeschriebenen modo, pünktlich vorgenommen, und darbei unsere fürstliche Ordnung beobachtet, ehe und dann aber in principali weiter verfahren, der p[einlich] Beklagten gütliche aussag oder p[einlichen] Urgicht³³ vorher widerum zu unsrem fürstlichen Oberrath berichtet, und daher endlicher Bescheid erwartet werden solle.“ Nach der Bewilligung ihres Vorschlags durch den Geheimen Rat am 2. September 1692 schickten die Oberräte am selben Tag dem Vogt von Urach den Befehl, er solle „dieser unserer Resolution durchaus gemäs procediren, und den noch zu erstatten habenden ferneren Bericht möglichst beschleunigen; belangendt aber den zum Vatter des Kindes

³¹ Zum Folgenden: Marianne Sauter: Juristische Konsilien, in: Serielle Quellen (wie Anm. 2). Darin ausführlich zu den Tübinger Konsilien.

³² Robert Zagolla: Folter, in: Lexikon zur Geschichte der Hexenverfolgung, (wie Anm. 27). Online. http://www.historicum.net/no_cache/persistent/artikel/4012/ (13. 02. 2013). Daraus auch die folgenden Zitate.

³³ „Schuldbekentnis eines Gefangenen vor Gericht“, Fischer (wie Anm. 3), Bd. 6/1, Sp. 296.



Die fürstliche Kanzlei in Stuttgart, Sitz des Oberrats. Kupferstich von Theodor Hopfer 1685/86.

angegebenen Hanns Jacob Gumpper hast du denselbigen nunmehr der verhaftt wider zu erlassen.“

Diese Haftentlassung begründeten sie gegenüber dem Geheimen Rat mit dem Hinweis, dass Gumpper schon volle sechs Wochen im Gefängnis sei und so, selbst wenn er die Schwängerung zugäbe, was nach Ausweis der Akten nicht der Fall, „bereits genugsam gebüßt hätte, sonst aber in puncto infanticidii durchaus nicht gravirt [belastet, H. T.] worden.“³⁴

Offenbar haben nun die Bittgesuche der Eltern von Hans Jacob Gumpper, von denen oben die Rede war, ihre Wirkung getan. Schon am 25. Juli 1692 hatten sie in einem Schreiben an die Herzogin gebeten, ihren Sohn auf freien Fuß zu setzen gegen das Versprechen, „alles bei Verpfändung unsrer gegenwärtig- und zukünftigen ligendes und fahrendes Habs und Gueter so viel zu Bezah-

³⁴ HStA Stuttgart A 209 Bü 2009, Beil. 13, „Unterthänigstes Anbringen und Gutachten der Oberräthe“, 31. August 1692, mit Befehl an Vogt zu Urach, 2. September 1692. Die Bewilligung ist unterschrieben von den Geheimen Räten Johann Eberhard von Varnbühler und Jacob Friedrich von Rühle.

lung der Ohnkosten und zu dessen Stellung auch ohnverhoffter Bestrafung halber, beedes rechtlich erkannter maßen, nötig sein wird“ zu tun, falls und jedes Mal wenn sich ihr Sohn wegen der Beschuldigung noch einmal stellen müsste. Dieses Kautionsversprechen hatten sie von ihrem „Kriegsvogt“ [Rechtsbeistand, H. T.], dem Keller Johann Konrad Knoll, besiegeln lassen. Dieser bat dann am 13. August 1692 von sich aus den Vogt zu Urach um die Freilassung. Dasselbe taten schließlich der alte Gumpfer und Bürgermeister und Gericht zu Pfullingen in zwei getrennten Schreiben am 24. August 1692 noch einmal bei der Herzogin. Darin brachten sie auch, neben der wenig überzeugenden Beweislage gegen den jungen Gumpfer, dessen und seines Vaters schlechten gesundheitlichen Zustand und die Vermögenssituation des Vaters als Argumente ins Spiel. In dem Schreiben des Bürgermeisters und Gerichts heißt es dazu: „Die bereits 6 Wochen lang fürwehrende Zeit, deß jungen Gumpfers incarceration hat disen undertänigsten Supplicanten [gemeint ist der Vater Gumpfer], als einen üblen Gehörs halber miserablen Mann darumb in großen Schaden gebracht, weil solche die nötigste Feld- und Erndgeschäftzeit für gewehret, er auch großes Ohnnglück mit 2 Pferden gehabt, seiner Nahrung wie er sollte oder wollte nicht nachzukommen vermag, mit seinem vielen Hin- und Herlaufen noch darzu edle Zeit versäümet, er selbst Ohnkosten anwendet, und noch darzu solch seinen Sohn in teurer Kost zu Urach solche lange Zeit über erhalten solle und bei längerer Gefängnis solche Ohnkosten sich häufen, der vielleicht ohnschuldige junge Gumpfer an seiner Gesundheit und Nahrung sehr geschwächt würdt, sein, deß alt Gumpfers, herrschaftliches Lehenguet, welches alhisiger Kellerei dreißig Simri [1 Simri = 22,15 Liter] lauter Kernen [reiner gegerbter Dinkel] erträgt, nach und nach in Ohnbaw fällt, wie dann, weil er alle Mittel auf seinen Sohn verwenden muß, er zu seinem Feldgeschäft sich nach keinem Zug mehr richten kann, negst dem er vorhin bei bisherigen schweren Kriegszeiten in einer darüber der maßen schweren Schuldenlast steckt, also nach und nach also consumiret würdt, daß weder ihme noch seinen Gläubigern mehr kann geraten noch geholfen werden.“³⁵ Am Schluss des Briefes wird die Herzogin gebeten, damit Gumpfer vor dem „gänzlichen Ruin“ bewahrt werden möchte, einzuschreiten und nach Urach den Befehl zu geben, dem jungen Gumpfer seine harte und bei den jetzigen Zeiten sehr teure Gefängnisstrafe zu erlassen.

Dieser Befehl erging, wie oben erwähnt, am 2. September 1692 an den Vogt zu Urach.

³⁵ StadtA Pf A 16, Fall Agnes Klingenstein, Zitat aus dem Schreiben von Bürgermeister und Gericht zu Pfullingen an die Herzogin, 24. August 1692. Die anderen Bittschreiben ebd.

Peinliche Befragung, Folterung und Todesurteil

Dem erhaltenen Befehl gemäß berief der Uracher Vogt am 7. September 1692 einen zweiten „peinlichen Rechtstag“ ein, auf dem Agnes Klingenstein noch einmal verhört wurde, diesmal so, wie das Gutachten der Juristen es verlangte, wozu auch gehörte, dass ein Protokoll darüber verfasst wurde.³⁶ In diesem wird das Verhör Schritt für Schritt beschrieben. Zunächst erinnerte der Anwalt den Richter daran, dass beim letzten peinlichen Gerichtstag Agnes Klingenstein zur Folter verurteilt wurde, inzwischen aber das Fiskal-Amt³⁷ einen Bescheid darüber verlange, und daher bat er bei diesem Rechtstag um dessen Niederschrift. Dann stellte der Stadtgerichtsprokurator Johann Georg Sigler, der die Angeklagte vertrat, diese vor und bat, sie noch einmal „auf ein und andern Umständ“ gütlich zu verhören, und dafür um Bewilligung eines „Abtritts“, einer besonderen Vorführung der Beklagten, mit Beziehung einiger „des Gerichts“ und des Gerichtsschreibers. Der Anwalt bewilligte dies und ordnete zu dem „Abtritt“ den Bürgermeister Matthias Müller, Johannes Schwarz und Johann Georg Weckerlin, beide „des Gerichts“, und den Gerichtsschreiber ab. Nachdem die Angeklagte ermahnt worden war, „forderist Gott, sodann der Obrigkeit die Ehre zu geben, mit der Warheit grad herauß-zugehen“, wurden ihr die vier Fragen gestellt, die im Gutachten der Juristen formuliert sind. Ihre Antworten fielen wieder so aus, dass sie zwar einräumte, „Thäterin und Ursächerin an des Kindes Todt gewesen“ zu sein, aber zugleich darauf beharrte, „daß sie kein Leben an dem Kind verspührt“ und „auch mit Fleiß oder vorsezlich nichts gethan“ habe. Der ihr zugeordnete Stadtgerichtsprokurator Johann Georg Sigler bat trotzdem, sie von der Folterung loszusprechen, und hielt mit Hinweis auf ihr kürzlich erfolgtes negatives Geständnis und ihr gutes Gewissen um ein „gnädiges Urtheil“ an. Es wurde aber folgendes Urteil gesprochen: „In peinlicher Rechtfertigung Unseres Gnädigsten Fürsten und Herrn Anwalds, Anklägers an einem, gegen und wider Agnes Klingenstein von Pfullingen, p[einlich] B[eklagte] am andern Theil, ist allem fürbringen nach, in puncto torturae, zu Recht erkandt, daß peinlich Beklagte zur Erlernung der Warheit peinlich gefraget werden solle.“

Nochmals ermahnte dann das Gerichtsgremium „in pleno“ die Angeklagte, „wahre und runde Bekandtnuß zu thun“, um sich „selbsten die Marter der Folter ab dem Halß zuziehen, und sich davon loß zumachen. Die beharrte

³⁶ HStA Stuttgart A 209 Bü 2009: „Anderte Peinliche Rechts Tag zwischen Hochfürstl. Herrn Anwalden, Johann Martin Georgii Hochverdientem Vogt alhier contra Agnes Klingensteinin, gebürtig von Pfullingen, alhisigen Uracher Ambs puncto Infanticidii dolosi“, verhandelt am 7. September 1692. Aus dem „Anderte“ [zweite] geht hervor, dass ein Verhör vorausgegangen war, zu dem offenbar kein Protokoll geschrieben wurde, wohl das im Gutachten der Juristen genannte am 8. August 1692.

³⁷ Eigentlich ein Amt für Wahrung der Interessen des Herzogs, fungierte auch als öffentlicher Ankläger.

aber noch führohin uff ihrem Abläugnen, mit Vermelden sie habe einmahl kein Leben an dem Kind uff der Welt verspührt [...] könne aber wohl sein, daß sie allem Vermuthen nach, indem ja sonst niemand darbei gewesen oder damit umgangen, ahn deß Kindes Todt Ursach seye, habe aber doch nichts vorsezlicher weiße gethan.“

Da nun gesehen wurde, dass gütliches Zusprechen bei der Angeklagten „nichts fruchten wolle“, bestimmte man, dass neben dem Anwalt oder Ankläger die beiden Bürgermeister Wolfgang Conrardt Scholl und Matthias Müller, die Gerichtsherren Johann Schwarz und Johann Georg Weckerlin, Georg Ludwig Enßlin und der Gerichtsschreiber als Richter der Folterung beiwohnen sollen.

Dann, vormittags um 9 Uhr, wird die Angeklagte zum Folterturm geführt und die Verhandlung fortgesetzt. Nachdem sich die deputierten Herren am Folterplatz eingefunden haben, wird die Angeklagte in „ein besonder Stüblen gefordert“, wo ihr der Herr Fiscali noch einmal vor Augen führt, wie weit es nun mit ihr gekommen ist, dass jetzt die tatsächliche Tortur an ihr vollzogen werden müsse und sie an die Folter gehängt werde, wodurch ihr „alle Adern bewegt, auch die Beine auseinander gezogen werden“. Wenn sie aber wollte, „sollte sie Gott die Ehre geben, ihrem Leib vor Schmerzen sein, und die Seele zur Seligkeit bringen, zumahlem ihrem Gewissen raumen“. Die Angeklagte aber bleibt bei ihrem Ableugnen mit der Aussage, „sie könne genug thun, daß das Kind uff der Welt kein Leben an sich gehabt, [...] zwar vor der Geburth und in denen Geburthsschmerzen, habe sie gespührt, daß das Kind lebendig.“

Weil sie trotz der ernststen Ermahnung wieder kein bestimmtes Geständnis ablegen wollte, „wurde die andere Nebenthür in die Folterkammer eröffnet, und ihro der Scharfrichter, auch die aufgemachte Folter vor Augen gestellt. Alß sie aber dessen allen nicht geachtet, wurde dem Scharfrichter befohlen, sie anzugreifen, und obwohl er sie anfahen zu constringiren [zusammenzuschnüren, H. T.], achtete sie selbiges auch nit sonders, sondern lamentirte je länger je mehre mit Vermelden, wann sie müßte sterben könne sie nicht anderster sagen, sie habe einmahl die Schnur nit abgeschnitten, und wann man sie hangen lasse, wie lang man wolle; sobalden er nun der Scharfrichter sie anfahen auffzuziehen, und sie den Boden verlohren, hat dieselbe anfahen zu schreien, sollte sie doch loß lassen, sie wolle es gestehen [...]“.

Man ließ sie los und stellte ihr wieder die vier Fragen. Die erste, ob sie ihr Kind getötet habe, beantwortete sie so: „Weilen sie mit dem Kind gegangen, habe sie wohl gedacht und gewünscht, wann nur das Kind nit lebendig uff die Welt käme, damit sie nicht in der zeitlichen Schande leben müsse.“ Auf die zweite, auf welche Weise dies geschehen, gab sie die Antwort: „In wehrenden Geburtsschmerzen habe sie wohl gespührt daß das Kind lebendig, seie aber ein Augenblick gewest, daß das Kind und das Waßer zumahl hergeschossen, und wie sie das Kind genommen, wäre die Schnur von selbstn loß worden.“ Zur dritten, ob sie dem Kind nicht etwas vorsätzlich getan habe, sagt sie:

„Wann sie sterben müßte, könne sie nicht anderster sagen“ und auf die vierte, ob sie notwendige Hilfe zu tun absichtlich unterlasse habe, gab sie die Antwort: „Nein, ganz und gar nichts, weilen es gar geschwind vorgangen, und sie ihme etwas zuthun nit Zeitt gehabt [...]“, fügte aber noch, ohne dass sie danach gefragt worden wäre, von sich aus hinzu, „daß der angegebene Gumper der Vatter seie, mann möge auch ihro thun, was man wolle.“

Die Richter anerkannten dies wieder nicht als „cathegorische und absolute Confession“ und befehlen dem Scharfrichter, auch weil die Angeklagte sich eine ganze Viertelstunde lang auf dem Stuhl unter der Folter sitzend ausruhen konnte, sie aufzuziehen. Als sie etwa drei oder vier Schuh [1 Schuh = 28,65 cm] über dem Boden hing, fing sie an zu schreien „O Gott stehe mir bei! O barmherziger Gott verlaß mich nicht! Mann solle doch umb deß Jüngsten Gerichts willen sie looß machen, sie möge sich nicht so quälen lassen, sie wolle es nunmehr gestehen [...]“. Wieder wurden ihr die vier Fragen gestellt und sie bekannte: „Ja, sie habe es gethan, habe auch vor Abreissung der Nabelschnur gespührt, daß das Kind geschnauft, und das Leben gehabt, habe auch [...] alßdann die Nabelschnur mit Fleiss dem Kind abgerissen, und ihme dardurch das Leben entzogen, daß es darvon sterben, und sein Leben verlieren müssen, habe auch nachgehends kein Leben mehr an dem Kind verspührt [...] Ja, sie habe es mit Fleiss gethan, damit sie von der weltlichen Schande kommen möchte; sie seie aber nunmehr schon darinn [...]“ und „sobalden sie die Nabelschnur abgerissen, habe sie gespührt daß das Kind todt.“

Dann wurde sie nicht nur von der Schnürvorrichtung losgemacht, sondern auch von der Folterbank befreit und in dem besonderen Stübchen nochmals, nachdem sie gefragt wurde, ob sie durch das Geständnis nicht sich selbst Unrecht zugefügt habe, aufgefordert, die vier Fragen zu beantworten. Sie wiederholte ihr Geständnis mit den Worten: „Ja sie seie geständig, daß sie das Kind umgebracht. [...] Sie habe eben die Nabelschnur abgerissen, daß das Kind dardurch das Leben verlieren müsse, und sie der zeitlichen Schande entgehen möchte: habe auch die theure und schwehre Zeitt angesehen, auch wohl in achtgenommen, daß das Kind gewußelt und geschnauft. [...] Die Nabelschnur hätte sie eben mit Fleiß abgerissen“, und: „Sie habe mit allem Fleiß alle Hülff, so sonst ein Mutter thun solle, und erforderlich gewesen, underlassen.“

Darauf wurde die weiter vorgehabte Tortur und das dritte Aufziehen unterlassen und die Angeklagte wieder ins Gefängnis zurückgebracht. „Und mithin der Actus Torturae seine Endtschafft erraicht.“

Am Tage darauf, Donnerstag, den 8. September 1692, vormittags zwischen 8 und 9 Uhr, fand auf dem Rathaus zu Urach, wie gesetzlich vorgesehen, die „Besiebnung“³⁸ statt. Dabei musste die peinlich Angeklagte vor sieben ge-

³⁸ Dem Angeklagten wird vor sieben ehrlichen Männern sein Geständnis, das er unter der Folter gemacht hat, noch einmal verlesen. Siehe Deutsches Rechtswörterbuch, Bd. 2, Sp. 142.

richtlich abgeordneten Zeugen nach 24 Stunden ihr Geständnis wiederholen. Vor dieser Abordnung, bestehend aus dem Bürgermeister Wolfgang Conradt Scholl, den Gerichtsverwandten Heinrich Beckh, Johann Schwarz und Johann Weckerlin und den Ratsverwandten Johann Georg Häußler, Christoph Adam Eyrich und Daniel Braun unter dem Vorsitz des Uracher Vogts Johann Martin Georgii, wurde Agnes Klingenstein zuerst der Vorgang erklärt, dann ihr gestriges Geständnis „punctatim, und von wortt zu wortt außtruckentlich vorgelesen“. Sie bestätigte daraufhin „frei und offen“ ihr Geständnis und beantwortete noch einmal die ihr wieder einzeln gestellten vier Fragen im Wesentlichen wie am Tag zuvor. Nachdem ihr dies abermals getane Geständnis „von puncten zu puncten“ vorgelesen worden war, wurde sie wieder ins Gefängnis zurückgebracht, „und hatte dieselbe in dem Hinaußgehen sehr geweinet, womit auch dieser Besibnungs actus sich endet.“

Zwei Tage später, am Samstag, dem 10. September 1692, wurde der dritte Akt der peinlichen Vernehmung vorgenommen. Ein Hochfürstliches Generalausschreiben vom 23. Juni 1621 schrieb vor, dass dem Verhafteten drei oder vier Tage nach der Besiebnung seine „in der Marter gethane Urgicht“, die er bei der Besiebnung bestätigt hat, vor dem Richter „widerumb vorgehalten“ werden soll. Damit soll beim Verhafteten jeder Zweifel beseitigt werden, dass er bei seinem Geständnis etwas gesagt habe, was ihm selbst Unrecht tut.³⁹ Agnes Klingenstein wurde also an diesem Tag, einem weniger nach der Besiebnung, als in der Verordnung vorgesehen, aus dem Gefängnis aufs Rathaus gebracht. Dort wurde ihr vor den versammelten Malefizrichtern⁴⁰ unter Vorsitz des Vogtes das in der Folter abgelegte Geständnis „ganz beweglich vorgehalten“. Dann wurde sie gefragt, ob sie es wiederholen, „auch ob sie mit Verneinen daß sie ihro dardurch Unrecht gethan habe, erklären werdte“, und schließlich wurde ihr noch einmal das Geständnis vorgelesen. Und als sie alles bejaht hatte, musste sie noch einmal die vier Fragen einzeln beantworten. Sie blieb bei ihrem Eingeständnis, ihr Kind vorsätzlich getötet zu haben, und fügte hinzu, „und reüe sie die gethane Bekanntnuß nicht“. Zuletzt gab sie auf die Frage, wer denn eigentlich der Vater des Kindes sei, die Antwort: „Sie könne einmahl keinen andern alß den Gumpper anzaigen, sie wolle das Heilige Abendmahl darauff empfangen, er seie auch bei die 2 mahl, und zwar 6 wochen nach Jacobi bei ihro gewest. Sie lebe etwann noch zwei oder drei Tag, sie thüe ihme nicht Unrecht, er mög auch fluchen und schwören wie er wolle, und wann sie auch ihr Leben darob retten könnte, könne sie ihn nit darvon absolviren und loßsprechen.“

³⁹ August Ludwig Reyscher (Hrsg): Vollständige, historisch und kritisch bearbeitete Sammlung der württembergischen Gesetze, Teil 2, Bd. 5, Stuttgart 1832, S. 386.

⁴⁰ Richter der hohen Gerichtsbarkeit, zuständig für Rechtsfälle, die Leben, Ehre, Freiheit und Eigentum betrafen.

Danach bat der Anwalt die Richter um Abfassung eines endgültigen Urteils. Und damit war auch dieser „Actus“ beendet.⁴¹

Die „Stabhalter und Urteilssprecher des peinlichen Halsgerichts“ Urach holten sich, bevor sie das Urteil abfassten, wiederum den Rat der Juristen der Universität Tübingen ein. Dazu übersandten sie diesen die Protokolle der peinlichen Befragung. Die Juristen kamen nach deren Überprüfung in ihrem das Verfahren abschließendem Consilium zu dem Schluss, dass „durch diße, der peinlich Beklagten nach ausgestandener tortur, so oft freiwillig widerholte, und confirmirte Bekhandtnus, sowohl das Materiale, alß formale accusati Infanticidii [Anklage des Kindsmords, H. T.], nunmehr seine in rechten und von den Lehrern erforderte richtigkeit erlangt.“ Sie begründen dies mit Zitaten aus Werken der damals berühmten Gelehrten, des Juristen Dionysius Gothofredus (1549–1622)⁴² und des Arztes Paul Amman (1643–1691)⁴³. Daraus folgerten sie, dass demnach weiter nichts übrig bliebe, „alß daß ihr der peinlich Beklagten, die verschuldete Straf dictirt werde, welche nach bißheriger Observanz, dißes unßers Herzogthumbs, die Schwerdtes Straff ist [...].“.

Die in der Peinlichen Halsgerichtsordnung (Carolina) vorgesehenen Strafen Pfählung, Ertränkung und poena cul[lei] (Säckung), bei der die Täterin mit vier Tieren, nämlich mit einem Hund, einem Hahn, einer Schlange und einem Affen in einen ledernen Sack eingenäht und in diesem zusammen mit den Tieren ins Meer oder in einen Fluss geworfen und auf diese Weise hingerichtet wird, seien, so schreiben sie, „zur Verhütung der Seelen Gefähr- und verderblichen desperation gleich wie in vielen andern orthen, also in dem Hochlöblichen Herzogthumb ab- und in desuetudinem [aus der Gewohnheit, Übung, H. T.] kommen, und an deren statt, oberührte poena Gladii [Schwertstrafe] von ohnvordencklicher Zeith dictiret worden.“

Aus den angeführten Gründen könnte daher der Angeklagten Agnes Klingenstein folgendes Urteil „andictiret werden“, das sie, die Juristen, „den rechten und der Sachen Bewandtnus gemäs zu sein erachten, und im Fall selbst tragenden blutrichterlichen Ambts, zu publiciren und exequiren zu lassen, kein Bedenckhen hätten“:

„In Peinlicher Rechtfertigung unßers Gnädigsten Fürsten und Herren Anwaldts, Anklägers an einem, entgegen und wider Agnes Klingensteinin von Pfullingen, puncto Infanticidii Peinlich Beklagten am andern Theil, ist auf Klag, Antwortt, der Peinlich Beklagten Bekandtnus, und all ander Gerichtlich Fürbringen, nach gethanem Rechtsatz, genommenem und gehabtem Rath, mit Urtheil zu recht erkant, daß Peinlich Beklagtin, wegen ihrer began-

⁴¹ Zur Besiebnung und dem letztem Akt der „peinlichen Vernehmung“ siehe HStA Stuttgart A 209 Bü 2009 (wie Anm. 36), verhandelt am 8. September 1692 und den Vorgang vom 10. September 1692 ebd.

⁴² Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 9, S. 448; Neue Deutsche Biographie, Bd. 6, S. 656 f.

⁴³ Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 1, S. 402.



Das Todesurteil. Dekret der Herzogin Magdalena Sibylla vom 20. September 1692.



Herzogin Magdalena Sibylla (1652–1712), 1677–1693 regierende Herzogin von Württemberg. Kupferstich von 1712.

genen und bekandten Mißhandlung, dem Nachrichter an seine Handt und Band gelüfert von demselben zuer gewöhnlichen Richtstatt geführt, allda ihr zurr wohlverdienten Straff, andern aber zum abscheülichen Exempel, mit dem Schwerdt, vom Leben zum Todt gerichtet werden solle.“⁴⁴

Nun ging es vollends schnell. Der Uracher Vogt schickte am 17. September 1692 das Tübinger Consilium an den Oberrat zusammen mit einem Begleitschreiben direkt an die Herzogin und fragte an, wie er und das Gericht „sich ferner zu verhalten“ haben. Der Oberrat gab am 19. September dazu seine Stellungnahme ab. Er schloss sich ganz der Beurteilung des Falls durch die Tübinger Juristen an und war der „unvorgreiflichen undertänigsten Meinung [...], daß dise Urthel an der Verhafttin behörig zu publiciren sein möchte“. Am 20. September 1692 unterschrieb die Herzoginmutter Magdalena Sibylla das Todesurteil. Es lautet: „Weilen die peinlich Beklagte in dem gefuhrten Proces sowohl des materialis als formalis delicti dergestalt überwiesen, daß sie es nichtmehr ableugnen können, dannenhero auch die Consulenten ihr die Todes Straff zu erkennen, so loßen es der Verwittibten Frau Herzogin Hochfürstliche Durchlaucht auch bei solch Consilio, mit welchem sich die Fürstlichen Oberräthe conformirt, gnädigst benemen, und ist die in der Urthel exprimirte Straff des Schwerds an ihr fordelist zu vollziehen. Decretum Stuttgart den 20. September 1692. Magdalene Sibylle von Hessen“.

Und am selben Tag gaben die Oberräte mit Übersendung des von der Herzoginmutter unterschrieben Urteils dem Uracher Vogt den Befehl: „Du sollst dem Richter bei dir an hand geben, daß gedachte Urthel nunmehr fürwerlich

⁴⁴ HStA Stuttgart A 209 Bü 2009, Beil. 17: Beglaubigte Abschrift des Consiliums vom 16. September 1692 durch den Uracher Stadtschreiber Scholl, 18. September 1692.

publicirt und an der Peinlich Beklagtın ihres inhalts gebührend exequirt [ausgeführt] werde, du aber hast hernach, wie es abgelauffen, underthst. zu berichten, auch über die auffgewandte Unkosten behörigst specificam [besonders] gewöhnlicher maßen einzuschiken [...]“.⁴⁵

Es ist anzunehmen, dass das Urteil bald darauf vollstreckt wurde. In dem Aktenbestand über den Fall Agnes Klingenstein fehlt der dem Uracher Vogt befohlene Bericht über die Vollstreckung und deren Unkosten.⁴⁶

⁴⁵ Ebd., Beil. 16: Schreiben des Vogts an Oberrat und Herzogin, 17. September 1692, Stellungnahme des Oberrats, 19. September 1692, Dekret der Herzogin vom 20. September 1692 und Erlass des Oberrats, 20. September 1692.

⁴⁶ Nach der freundlichen Auskunft des Hauptstaatsarchivs Stuttgart vom 26. 1. 2012 ist der Vollzugsbericht auch an anderer Stelle nicht überliefert.

Auswandererbriefe aus Ost- und Südosteuropa nach Reutlingen und Umgebung*

Mit einem Dokumentenanhang

Marionela Wolf

1. Vorbemerkungen

Wanderungsvorgänge weisen vielschichtige Aspekte auf. In ihrem Verlauf lassen sie den Zielraum der Migranten in einem veränderten Licht erscheinen: zunächst als Vorstellungsraum von Auswanderern, dann als Erfahrungsraum von Einwanderern. Quellenmäßig ist diese Doppelperspektive schwer zu fassen. Die herkömmliche Migrationsgeschichte beruht vor allem auf Archivquellen, die rechtserhebliche Tatsachen spiegeln. Ihr Quellenmaterial bilden im Wesentlichen Aktengattungen, die aus dem Bedürfnis entstanden sind, den Rechtshandlungen der sich mit Aus- und Einwanderung befassenden staatlichen Institutionen durch schriftliche Aufzeichnungen Gültigkeit zu verleihen. Es handelt sich somit um Auswanderungsbestimmungen, Prozeduren zur Erlangung der Auswanderungsgenehmigung, um Entlassung aus Orts- und Staatsbürgerschaft oder um Reise- und Erbschaftsdokumente. Private Schriftstücke hingegen sind im Aktenmaterial staatlicher und kommunaler Einrichtungen, die in den Vorgang der Auswanderung involviert waren, eher zufällig anzutreffen.

Ein verändertes Methodenverständnis und das damit einhergehende Interesse für schriftliche Mitteilungen persönlichen Inhalts hat dazu geführt, dass vor allem die jüngste Forschung zur Übersee-Auswanderung zunehmend Selbstzeugnisse von Auswanderern – Briefe und sogenannte Ego-Dokumente (Dokumente mit Ich-Bezug) – in den Mittelpunkt erfahrungs-, migrations- und familiengeschichtlicher Fragestellungen gerückt hat.¹ Für die Auswanderungen nach Ost- und Südosteuropa wurde diese

* Grundlage des vorliegenden Beitrags ist ein vom Reutlinger Geschichtsverein zusammen mit dem Stadtarchiv Reutlingen veranstalteter Vortrag mit dem Titel „... hab in Freudenthal eine bibel gekauft, eine evangelische“ – Selbstzeugnisse von Migranten aus Reutlingen und Umgebung nach Ost- und Südosteuropa“, der auf Anregung von Dr. Heinz Alfred Gemeinhardt zustande gekommen ist und am 19. 10. 2009 im Haus der Volkshochschule Reutlingen stattgefunden hat.

¹ Für die Über- und Südsee-Auswanderung liegt ein umfangreicher Briefkorpus vor, wenn auch noch viele in Gemeindearchiven und Privatsammlungen aufbewahrte Schriftstücke ihrer Entdeckung oder wissenschaftlichen Verwertung harren. Unter den zahlreichen Editionen seien hier nur einige genannt: Wolfgang J. Helbig: Briefe aus Amerika. Deutsche Auswanderer schreiben aus der Neuen Welt, 1830–1930, München 1988; Walter D. Kamphoefner: News from the land of freedom. German immigrants write home (Documents in American social

Quellengattung bisher weniger herangezogen. Dies liegt auch an der spärlichen Überlieferung, die bei Weitem nicht so ertragreich ist wie jene bezüglich der zeitlich später einsetzenden Massenauswanderung nach Amerika. In den ost- und südosteuropäischen Zielgebieten südwestdeutscher Auswanderer sind Schriftstücke, die als Ergebnis der Kommunikation von Menschen entstanden sind, welche in einer rein persönlichen und weniger in einer amtlich oder geschäftlich bedingten Beziehung zueinander standen, selten anzutreffen. Häufiger sind sie hingegen in Archivbeständen des Herkunftsgebietes zu finden. Anlass für den Erhalt der meisten überlieferten Briefe württembergischer Auswanderer waren Erbschaftsangelegenheiten wie auch Fragen im Zusammenhang mit der staats- und ortsbürgerrechtlichen Situation von Aus- und Rückwanderern.

Im Mittelpunkt des Aufsatzes steht der kulturhistorische Dokumentationswert dieser Quellengattung am Beispiel der Auswanderung aus dem Raum Reutlingen und Umgebung, die an mehreren südost- und osteuropäischen Zielgebieten (Banat, Batschka, die Schwäbische Türkei, Siebenbürgen, Altrumänien und Südrussland) festgemacht wird. Dabei soll der Entstehungskontext der ausgewählten Briefe und Briefreihen an mehreren Fallbeispielen untersucht werden.

2. Auswanderungen aus Reutlingen und Umgebung im ost- und südosteuropäischen Kontext

2.1 Grundzüge der Auswanderung nach Ost- und Südosteuropa im 18. und 19. Jahrhundert

Im vorgegebenen Rahmen kann keine Geschichte der Auswanderung aus Württemberg oder aus dem Reutlinger Raum nach Ost- und Südosteuropa geboten werden.² Dennoch sollen ihre Entwicklungslinien skizziert

history), Ithaca [u. a.] 1991; David Fitzpatrick: *Oceans of Consolation. Personal accounts of Irish migration to Australia*, Cork 1995; Ariane Bruneton-Governatori; Jacques Staes: *Cher père et tendre mère... Lettres de Béarnais émigrés en Amérique du Sud (XIXe siècle)*, Biarritz 1996; Jürgen Masha; Marlene Nikolay-Panter; Wolfgang Herborn (Hrsg.): *Wir verlangen nicht mehr nach Deutschland. Auswandererbriefe und Dokumente der Sammlung Joseph Scheben 1825–1938 (Sprachgeschichte des Deutschen in Nordamerika, 2)*, Frankfurt a. M. 2003; Roland Paul: „Hier hat man ein viel besseres Leben wie in Deutschland“. Briefe pfälzischer Auswanderer aus Nordamerika 1733–1899 (Schriften zur Wanderungsgeschichte der Pfälzer, 42), Kaiserslautern 2008.

² Zur Auswanderung aus dem Reutlinger Raum sei auf folgende Literatur verwiesen: Gustav Haffner: *Schicksalswege Reutlinger Auswanderer nach Helenendorf*, in: *Reutlinger Geschichtsblätter NF 1 (1958/1959)*, S. 81–86; Ulrich Karsten: *Die Auswanderung Reutlinger Bürger im 19. Jahrhundert*, masch.schriftl. Zulassungsarbeit PH Reutlingen 1967 (StadtA Reutlingen, DB Nr. 1171); Ulrich Mohl: *Vergessene Schicksale schwäbischer Auswanderer in*

werden. Der habsburgische Gebietserwerb im Osten des Kontinents im Gefolge des Großen Türkenkrieges (1683–1699) löste auch in den südwestdeutschen Territorialstaaten eine seit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges ungekannte Migrationswelle aus. Die Ansiedlung setzte zwar noch während des Türkenkrieges ein, doch erst mit dem Ende des Rákóczi-Krieges 1711 wurden die Rahmenbedingungen für einen „nachhaltigen Ansiedlungsprozess“ geschaffen.³

In den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts verließen mehrere tausend Menschen ihre Heimat, zumeist Angehörige der landarmen Unterschichten der Städte und Dörfer, um in den unmittelbar unter habsburgischer Herrschaft stehenden Gebieten wie dem Königreich Ungarn, dem Temeswarer Banat oder der österreichischen Militärgrenze eine neue Existenz zu finden. Wenn auch die Auswanderung in die südosteuropäische Peripherie zunächst vornehmlich aus dem deutschen Südwesten, vor allem aus dem Einzugsbereich der oberen Donau – Oberschwaben, nördlicher Bodenseeraum, Südschwarzwald,⁴ vereinzelt auch aus Würt-

Rußland, in: *Reutlinger Geschichtsblätter* NF 36 (1997), S. 265–335; ders.: Schwäbischer Pioniergeist im Kaukasus. Die russlanddeutsche Kolonie Helenendorf, in: *Schwäbische Heimat* 2003, Heft 3, S. 312–327; Edgar Reitenbach (Hrsg.): *Vom Kaukasus nach Kasachstan. Deutsche Dörfer und Schicksale in Erinnerungen und Bildern*, Bd. 1–3, Duisburg 2004–2007; Eva-Maria Auch: *Öl und Wein am Kaukasus. Deutsche Forschungsreisende, Kolonisten und Unternehmer im vorrevolutionären Aserbaidschan*, Wiesbaden 2001; Eva-Maria Auch (Hrsg.): *Deutsche Winzer im multikulturellen Umfeld Aserbaidschans. Erinnerungsbericht des Julius Vohrer 1887–1979* (Schriftenreihe des Kultur- und Wissenschaftsvereins Euro-KaukAsia e. V., 1), Berlin 2011.

³ Zur Ansiedlung in Ungarn von 1711 bis 1790 siehe Gerhard Seewann: *Geschichte der Deutschen in Ungarn*, Bd. 1: *Vom Frühmittelalter bis 1860* (Studien zur Ostmitteleuropaforschung, 24/I), Marburg 2012, S. 114–237, hier: S. 114; Márta Fata: *Einwanderung und Ansiedlung der Deutschen (1686–1790)*, in: *Deutsche Geschichte im Osten Europas*, Bd. 5, *Land an der Donau*, hrsg. von Günter Schödl, Berlin 1995, S. 59–196; Imre Wellmann: *Die erste Epoche der Neubesiedlung Ungarns nach der Türkenzeit (1711–1761)*, in: *Acta historica Academiae Scientiarum Hungaricae* 26 (1980), S. 241–304.

⁴ Siehe Werner Hacker: *Die Auswanderung nach Südosteuropa aus der Sicht Südwestdeutschlands im 18. Jahrhundert*, in: *Südostdeutsches Archiv* 14 (1971), S. 122–143; ders.: *Südwestdeutsche Auswanderer nach Ungarn als Durchwanderer in den Kirchenbüchern von Ulm und Günzburg im 18. Jahrhundert*, in: *Südostdeutsches Archiv* 12 (1969), S. 118–199; ders.: *Auswanderungen aus Oberschwaben im 17. und 18. Jahrhundert*, archivalisch dokumentiert, Stuttgart/Aalen 1977; ders.: *Auswanderungen aus dem nördlichen Bodenseeraum im 17. und 18. Jahrhundert*, archivalisch dokumentiert (Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 6, Hegau-Bibliothek, Bd. 29), Singen 1975; ders.: *Auswanderer vom Oberen Neckar nach Südosteuropa* (Buchreihe der Südostdeutschen Historischen Kommission, 23), München 1970; ders.: *Auswanderung aus dem Raum der späteren Hohenzollerischen Lande nach Südosteuropa im 17. und 18. Jahrhundert. Eine Dokumentation*, in: *Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte* 92 (1969), S. 45–230; ders.: *Auswanderungen aus dem südöstlichen Schwarzwald zwischen Hochrhein, Baar und Kinzig insbesondere nach Südosteuropa im 17. und 18. Jahrhundert* (Buchreihe der Südostdeutschen Historischen Kommission, Bd. 29), München 1975; ders.: *Auswanderungen aus Baden und dem Breisgau*

temberg⁵ – erfolgte, waren die Reichsterritorien am linken Rheinufer dennoch früh am Auswanderungsgeschehen beteiligt.⁶ Bereits im frühen 18. Jahrhundert wurden alle nichtösterreichischen Siedler und deren Nachkommen als „Schwaben“ bezeichnet.⁷

Schon in der frühen Kolonisation spielte Konfessionszugehörigkeit eine große Rolle. Kaiserliche Verordnungen aus den Jahren 1689, 1733 und 1777 räumten Katholiken bei der Ansiedlung in den königlichen Freistädten Vorrang ein. Aus Loyalitätsgründen sollten die Siedler in den neu eroberten Gebieten gleichen Glaubens wie der Landesherr selbst sein. Kurz nach seiner Konstituierung Anfang 1718 erhielt der deutsche Magistrat von Temeswar eine Weisung, die für den Geist des späten konfessionellen Zeitalters bezeichnend ist: „Zu förderst alle und jede Ungläubige, als da seynd heyden, Juden, Türckhen, Lutheraner und Calvinisten, ja sofort alle andere Ketzer, was Orths und Nahmens dieselbe seyn mögen, von der Stadt gleich abzuschaffen und auf keine Weys gedulden.“⁸ Im Ansiedlungsvorgang kam diese Ausschlussvorstellung grundsätzlich zwar zur Anwendung, wenn sie sich auch im Alltag vielfach als undurchführbar erwies: Zu sehr war die Banater Landesadministration auf die handwerklichen und intellektuellen Fähigkeiten von nichtkatholischen Einwanderern angewiesen. Im Unterschied zu der Batschka wurden im Banat größere Konzentrationen von Protestanten auch in der theresianischen Zeit nicht geduldet. Lediglich in

(obere und mittlere rechtsrheinseitige Oberrheinlande im 18. Jahrhundert), archivalisch dokumentiert, Stuttgart/Aalen 1980. Weiterhin ist Franz Wilhelm; Josef Kallbrunner: Quellen zur deutschen Siedlungsgeschichte in Südosteuropa (Schriften der Deutschen Akademie, 11), München [1936] das migrationsgeschichtliche und genealogische Standardquellenwerk für die Auswanderung nach Ungarn.

⁵ Zum Stellenwert Württembergs in der Ungarn-Auswanderung siehe Johann Weidlein: Baden-Württemberg und die Donauschwaben, in: J. Weidlein: Die Schwäbische Türkei. II. Beiträge zur ihrer Geschichte, Sprach- und Volkskunde, München 1980, S. 7–16.

⁶ Friedrich Karl Hüttig: Die pfälzische Auswanderung nach Ost-Mitteleuropa im Zeitalter der Aufklärung, Napoleons und der Restauration (Wissenschaftliche Beiträge zur Geschichte und Landeskunde Ost-Mitteleuropas, 31), Marburg an der Lahn 1958; W. Hacker: Auswanderungen aus dem früheren Hochstift Speyer nach Südosteuropa und Übersee im 18. Jahrhundert (Schriften zum Wanderungsgeschehen der Pfälzer, Folge 28), Kaiserslautern 1969.

⁷ Vgl. dazu Josef Wolf: Gruppenbildungsprozesse im Banat des 18. und frühen 19. Jahrhunderts. Zum Sprach-, Kommunikations- und Migrationsverhalten deutscher Einwanderer, in: J. Wolf (Red.): Historische Regionen und ethnische Gruppenbewusstsein in Ostmittel- und Südosteuropa, Grenzregionen – Kolonisationsräume – Identitätsbildung (Danubiana-Carpathica. Jahrbuch für Geschichte und Kultur in den deutschen Siedlungsgebieten Südosteuropas, Bd. 3/4 (50/51), München 2010, S. 263–326, hier: 265–280. Die einschränkende Bezeichnung „Donauschwaben“ kam erst nach dem Ersten Weltkrieg auf.

⁸ Verordnung der Landesadministration an den deutschen Magistrat Temeswars vom 1. Januar 1718; zit. nach Viktor Schemmel: Geschichte der Evangelischen Kirchengemeinde zu Timișoara, Timișoara 1935, S. 24.

dem Banater Abschnitt der österreichischen Militärgrenze⁹ entstand 1774 die ungarisch-reformierte Grenzgemeinde Debeljača (später Torontál-vásárhely).¹⁰

Für Ungarn ist die württembergische Auswanderung weniger relevant. In der Schwäbischen Türkei¹¹ hingegen, vor allem im Komitat Tolna¹², ließen sich im frühen 18. Jahrhundert auf Privatgütern zahlreiche protestantische Siedler aus den hessischen Territorialstaaten nieder,¹³ manchmal sogar über Weiterwanderung aus dem Banat.

Eine neue Qualität erreichte die Auswanderung nach dem Österreichischen Erbfolgekrieg (1740–1748). Die regionalen Schwerpunkte der staatlich organisierten Einwanderung der thesesianischen und josephinischen Zeit nach Ungarn lagen im Banat¹⁴ und in der Batschka¹⁵. Die institutionelle Vervollkommnung des Ansiedlungssystems und veränderte räumliche sozioökonomische Voraussetzungen in den Zielgebieten führten

⁹ Vgl. dazu Erik Roth: Die planmäßig angelegten Siedlungen im Deutsch-Banater Militärgrenzbezirk 1765–1821 (Buchreihe der Südostdeutschen Historischen Kommission, 33), München 1988.

¹⁰ Andreas Lutz: Über die Entstehung einiger deutsch-evangelischer Ansiedlungen in den Gebieten der ehemaligen k. k. Militärgrenze (Sonderabdruck aus Jahresbericht des k. k. Staatsgymnasiums in Landskron, 38), Landskron 1910; zur Frühphase der Banater Militärgrenze siehe E. Roth (wie Anm. 9), S. 223–235.

¹¹ M. Fata (Hrsg.): Die Schwäbische Türkei. Lebensformen der Ethnien in Südwestungarn. Ergebnisse der Tagung des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde in Tübingen vom 10. und 11. November 1994 (Schriftenreihe des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, 5), Sigmaringen 1997; Rudolf Hartmann: Die schwäbische Türkei im 18. Jahrhundert (Schriftenreihe der Neuen Heimatblätter, 2), Budapest 1935.

¹² János [Johann] Weidlein: A tolnamegyei német telepítések [Ansiedlung der Deutschen im Komitat Tolna], Szekszárd 1973; László Szita: A lutheranus németiség bevándorlása és településtörténete Tolna megyében a XVIII. században [Einwanderung deutscher Lutheraner im Komitat Tolna im 18. Jahrhundert], in: Tolna Megyei Levéltári Füzetek 5 (1996), S. 5–163.

¹³ Inge Auerbach: Auswanderung aus Kurhessen nach Südosteuropa, in: Migration nach Ost- und Südosteuropa vom 18. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Ursachen – Formen – Verlauf – Ergebnis, hrsg. von Mathias Beer und Dittmar Dahlmann (Schriftenreihe des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, 4), Stuttgart 1999, S. 193–208; Anton Reimann: Auswanderungen aus hessischen Territorien nach Südosteuropa im 18. und 19. Jahrhundert (Schriftenreihe zur donauschwäbischen Herkunftsforschung, 13), Darmstadt 1986; Heinrich Kéri: Franken und Schwaben in Ungarn. Aufsätze zur Siedlungsgeschichte der Tolnau und der Oberen Baranya, Budapest 2002; Zoltán Csepregi: Der Pietismus in Ungarn und das Luthertum in der Tolnau. Evangelische Kolonistenprediger in Transdanubien (1718–1775), in: Die Ansiedlung der Deutschen in Ungarn. Beiträge zum Neuaufbau des Königreiches nach der Türkenzeit, hrsg. von G. Seewann [u. a.] (Buchreihe der Kommission für Geschichte und Kultur der Deutschen in Südosteuropa, 40), S. 173–194.

¹⁴ E. Roth: Die planmäßige Besiedlung des mittleren Donautals, insbesondere des Banats, im 18. Jahrhundert, in: Südostdeutsches Archiv 32/33 (1989/1990), S. 90–111.

¹⁵ Oskar Feldtänzer: Joseph der Zweite und die donauschwäbische Ansiedlung. Dokumentation der Kolonisation im Batscherland 1784–1787 (Donauschwäbisches Archiv, Reihe 3, Beiträge zur Volks- und Heimatforschung, 44), Linz a. d. Donau 1990.

zu Verschiebungen in der Auswandererstruktur im Sinne eines nennenswerten Anteils vermögender Schichten. Gleichzeitig bekam die Auswanderung in die östliche Habsburgermonarchie die Konkurrenz anderer Ansiedlungsräume in Preußen und Russland zu spüren, was letztendlich durch verbesserte Auswanderungsbedingungen auch den Migranten selbst zugute kam. Die Wiener Hofkammer als wichtigster institutioneller Akteur begann zunächst die Reise- und Verpflegungskosten zu erstatten sowie das für die Existenzgründung benötigte Startkapital (Antizipationsgeld) vorzustrecken, um während der josephinischen Ansiedlung und später für sämtliche Ansiedlungskosten der gezielt vor allem in West- und Südwestdeutschland angeworbenen Siedler aufzukommen. Die ersten Auswanderer machten die Reise noch auf eigene Kosten, auch bauten sie ihre Häuser selbst, wie sie auch für das lebende und tote Inventar selbst aufkommen mussten. Die Vorliebe der Auswanderer für die Ansiedlung auf Kammerdomänen ergab sich gerade auch aus den Beihilfen zur Existenzgründung. Privatgrundherrschaften¹⁶ boten zum einen diese Beihilfen nicht an, zum anderen forderten sie oft einen Vermögensnachweis als Voraussetzung für die Niederlassung auf ihren Gütern.¹⁷ Von nicht unerheblicher Bedeutung war, dass das Königreich Ungarn zur Habsburgermonarchie gehörte, Kaiser und König in Personalunion standen, und den Auswanderern aus Südwestdeutschland – zumal in Vorderösterreich und in den reichsunmittelbaren Territorien – die kaiserliche Herrschaft vertraut war.

Die josephinische Kolonisation wirkte sich vor allem in der Batschka aus, wo sich mehrere große protestantische Siedlungen wie Werbass¹⁸, Siwatz¹⁹,

¹⁶ Vgl. dazu Irma Steinsch: Die Ansiedlung der privaten Grundherrschaften der Schwäbischen Türkei in Ungarn im 18. Jahrhundert (Schriftenreihe der Deutschen Forschungen in Ungarn, 9), Budapest 1942; Karl Peter Krauss: Deutsche Auswanderer in Ungarn. Ansiedlung in der Herrschaft Bóly im 18. Jahrhundert (Schriftenreihe des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, 11), Stuttgart 2003.

¹⁷ Privatherrschaftliche Ansiedlungen unterschieden sich von den staatlichen dadurch, dass sie häufig auf Verträgen zwischen Herrschaft und Grunduntertanen beruhten, während Ansiedlungen auf Staatsgütern sich an den Ansiedlungsverordnungen und Verwaltungsinstruktionen wie auch an den Urbarialbestimmungen ausrichteten. Durch die Grundentlastung 1848/53 wurden die bäuerlichen Hofstellenbesitzer zu vollberechtigten Eigentümern, während die Vertragsbauern leer ausgingen, weil das bei der Ansiedlung ausgehandelte vertragsrechtliche Verhältnis unverändert blieb.

¹⁸ Gerhard Hein: Die Auswanderung nach Neu-Werbass in der Batschka 1784–1786, Köln 1976; Werbass 1785–1975. Zur Geschichte der Doppelgemeinde Alt- und Neuwerbass, hrsg. vom Werbasser Heimatausschuss, Stuttgart-Fellbach 1975.

¹⁹ Philipp Eng: Eine pfälzisch-deutsche Siedlung: Novi Sivic. Eine deutsch-reformierte Gemeinde und die ihr abstammten Deutschen in Stari Sivic, Neu- und Alt-Sivic 1796–1936. Zur 150-jährigen Ansiedlungsfeier, Weidenheim 1936; Johann Bär: Siwatz 1786–1944: Geschichte einer deutschen Gemeinde in der Batschka (Donauschwäbische Beiträge, 50), Freilassing 1963.

Tscherwenka²⁰ und Jarek²¹ befanden, an deren Entstehung Auswanderer aus Württemberg beteiligt waren, ebenso wie an den im ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhundert in der Slawonischen Militärgrenze und Syrmien gegründeten Ansiedlungen (Neupasua²² und Ruma²³).

Im Unterschied zu den vorderösterreichischen Gebieten war das protestantisch geprägte Herzogtum Württemberg an den Auswanderungen in die östliche Habsburgermonarchie bis in die josephinische Zeit (1780–1790) kaum beteiligt.²⁴ Unter anderem lag es daran, dass erst das josephinische Toleranzedikt vom 13. Oktober 1781 protestantischen Auswanderern neue Ansiedlungsmöglichkeiten eröffnen sollte.²⁵ Von nun an war es auch für sie möglich, sich in der Habsburgermonarchie ungehindert anzusiedeln. Mit dem Toleranzpatent änderte sich nämlich die Rechtslage protestantischer Einwanderer grundlegend, wenn auch noch keine Gleichbehandlung im öffentlichen Leben erreicht wurde. Nicht nur deutsche, sondern auch ungarische und slowakische Protestanten strömten in das Land zwischen Donau, Theiß und Marosch wie auch in die Militärgrenze. 1786 wurde im Zentralbanat die erste, vor allem aus württembergischen Einwanderern

²⁰ Roland Vetter; Hans Keiper (Hrsg.): Unser Tscherwenka. Der Weg einer batschkadeutschen Großgemeinde in zwei Jahrhunderten, Tuttingen 1980.

²¹ Joachim G. Boeckh: Der Anteil württembergischer Protestanten an der Besiedlung von Jarek, Südslawien, in: Jahrbuch für die Sippenkunde des Deutschtums im Ausland 3 (1938), S. 63–73; Johann Schmidt [u. a.]: Geschichte der letzten josephinischen Siedlung Batschki-Jarak/Jarek 1787–1937. Festschrift zur Hundertfünfzigjahrfeier, Jarek 1937.

²² Franz Stanglica: Ansiedlungsgeschichte von Neu-Pasua und Neu-Banovci in der Militärgrenze, in: Hans Hirsch dargebracht als Festgabe zu seinem 60. Geburtstag von seinen Kollegen, Mitarbeitern und Schülern (Mitteilungen des Österreichischen Instituts für Geschichtsforschung, Ergänzungsband 14), Wien 1939, S. 471–476; Neu-Pasua 1790–1945. Chronik einer donauschwäbischen Großgemeinde in der ehemaligen k. k. Militärgrenze, hrsg. vom Heimat-ausschuss, Reutlingen 1981; E. Roth (wie Anm. 9), S. 217–220.

²³ Carl Gustav Christoph Bischof: Die Geschichte der Marktgemeinde Ruma (Donauschwäbische Beiträge, 25), Freilassing 1958; Slavko Gavrilović: Ruma. Trgovište u Sremu 1718–1848/49 [Ruma. Marktflecken in Syrmien, 1718–1848/49], Novi Sad 1969.

²⁴ Zur württembergischen Außenmigration siehe: Wolfgang von Hippel: Auswanderung aus Südwestdeutschland. Studien zur württembergischen Auswanderung und Auswanderungspolitik im 18. und 19. Jahrhundert (Industrielle Welt, 36), Stuttgart 1984; Karl Büttner: Die Auswanderung aus Württemberg. Ein Beitrag zur Bevölkerungsgeographie Württembergs (Veröffentlichungen des geographischen Instituts der Technischen Hochschule Stuttgart, Reihe A, Stuttgarter geographische Studien, 64/65), Stuttgart 1938; Eugen Philippovich (Hrsg.): Auswanderung und Auswanderungspolitik in Deutschland. Berichte über die Entwicklung und die gegenwärtigen Zustände des Auswanderungswesens in den Einzelstaaten und im Reich (Schriftenreihe des Vereins für Socialpolitik, 52), Leipzig 1892.

²⁵ Peter F. Barton (Hrsg.): Im Lichte der Toleranz. Aufsätze zur Toleranzgesetzgebung des 18. Jahrhunderts in den Reichen Josephs II., ihren Voraussetzungen und ihren Folgen (Studien und Texte zur Kirchengeschichte und Geschichte, 2. Reihe, 9), Wien 1981, S. 131–169; Josef Karniel: Die Toleranzpolitik Kaiser Josephs II., Gerlingen 1985.

bestehende deutsch-evangelische Gemeinde Liebling gegründet.²⁶ Im gleichen Jahr kam die nach wenigen Jahrzehnten ungarisch-reformiert überformte deutsch-evangelische Gemeinde Rittberg (Tormac, Végvár) hinzu.²⁷ Die erste große im westlichen Banat – dem späteren serbischen Banat – liegende deutsch-evangelische Gemeinde war Franzfeld (Kačarevo).²⁸ Liebling und Franzfeld waren die einzigen deutsch-evangelischen Gemeinden im Banat, deren Ursprung in die Kolonisationszeit des 18. Jahrhunderts zurückreicht. An ihrer Entstehung waren württembergische Einwanderer maßgeblich beteiligt. Alle übrigen deutsch-evangelischen Gemeinden im Banat (Mramorak, Heideschütz/Hajdučica, Birda) oder im Arader Gebiet (Semplak) sind im 19. Jahrhundert als Tochttersiedlungen im Rahmen der Innenkolonisation entstanden.

Seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert, im Kontext der territorialpolitischen und gesellschaftlichen Veränderungen im Gefolge der Revolutions- und der Napoleonischen Kriege – im zeitgenössischen Volksmund „Franzosenkriege“ –, war auch im Herzogtum bzw. Königreich Württemberg eine erhöhte Auswanderungsintensität zu verzeichnen. Württembergische Auswanderer waren an der staatlichen Kolonisation beteiligt, die im Zuge der drei polnischen Teilungen in den in preußische²⁹, österreichische³⁰ und russische Hände gefallenen Gebieten im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert durchgeführt wurde. Die große Emigrationswelle von 1801/04 in die polnischen Gebiete Preußens und Russlands erfasste auch den Reutlinger Raum. In dem 1793 in preußischen Besitz gelangten östlichen Wartheland

²⁶ Balthasar Glas: Geschichte der deutschen Kolonistengemeinde Liebling 1786–1936. Festschrift zum 150-jährigen Gründungsjubiläum, Temeswar 1937; Konrad Blum: Liebling. Geschichte einer schwäbischen Gemeinde des Banats, Weilheim 1958.

²⁷ Vgl. dazu Anton Büchl: Die Herausbildung der ungarischen ethnischen Gemeinschaft im Banat, in: Ungarn-Jahrbuch 21 (1993/1994), S. 111–127, hier: S. 117.

²⁸ Michael Lieb; Friedrich Kühbauch (Red.): Franzfeld 1792–1945. Geschichte einer donauschwäbischen Großgemeinde im Banat, hrsg. von der Franzfelder Kulturellen Interessengemeinschaft e. V., Reutlingen 1982; Hans Krotz (Red.): Festschrift zum 200jährigen Gründungsjubiläum der deutsch-evangelischen Gemeinde Franzfeld im Banat, 1792–1992, Reutlingen, den 5. September 1992, hrsg. von der Ortsgemeinschaft Franzfeld in der Patenstadt Reutlingen, Reutlingen 1992.

²⁹ Max Müller: Die Auswanderung der Württemberger nach Westpreußen und dem Netzegau 1776–1786 (Veröffentlichungen der württembergischen Archivverwaltung, 1), Stuttgart 1935; Erich Keyser: Die Ansiedlung von Schwaben in Westpreußen 1776–1805, in: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 7 (1959), S. 169–175; Walther Maas: Preußische Siedlungen in Westpreußen und dem Netzedistrikt 1772 bis 1848, in: Deutsche Ostsiedlung in Mittelalter und Neuzeit (Studien zum Deutschtum im Osten, 8), Köln/Wien 1971, S. 197–218; Eugen Oskar Koßmann: Die Stammheimat der „Schwaben“ Mittelpolens, in: Der Auslandsdeutsche 1937, S. 83–88.

³⁰ Hermann Roemer: Die Auswanderung der Württemberger nach Galizien 1782–1785 und 1803–1805, in: Jahrbuch für Sippenkunde des Deutschen Ausland-Instituts 5 (1940), S. 133–173.

(Südpreußen) wurden auf den staatlichen Domänen, außer einigen polnischen „Inländern“, vorwiegend „ausländischen“ Ansiedlern, darunter vielen württembergischen Auswanderern, Kolonistenstellen übertragen.³¹ Weitere württembergische Migranten wurden 1803–1805 von der Gebiets- und Domänenkammer Posen³² in der Provinz Südpreußen, im Gebiet von Zaborowo³³ und Gnesen³⁴ angesiedelt. Für Auswanderer aus dem neu erworbenen württembergischen Landesgebiet blieb 1803–1807 das Königreich Ungarn und vor allem das Banat ein attraktives Zielgebiet.

Die hohe Auswanderungsintensität an der Schwelle vom 18. zum 19. Jahrhundert veranlasste 1807 die Verabschiedung eines Auswanderungsverbots. Der Übergang zum Konstitutionalismus 1815 führte im Königreich Württemberg wieder zur Aufhebung des Verbots und zur gesetzlichen Festschreibung der Auswanderungsfreiheit, die nur aus staatspolizeilichen und privatrechtlichen Gründen eingeschränkt oder versagt werden konnte. Im frühen 19. Jahrhundert entwickelte sich Württemberg zu einem Hauptauswanderungsgebiet. Seit 1816/18 lösten Russland und Zielgebiete in Übersee die östliche Habsburgermonarchie und Preußen als wichtigste Kolonisationsräume ab.³⁵ Die Wiederbesiedlung Ungarns galt an der Wende zum 19. Jahrhundert zum größten Teil als abgeschlossen, die Werbung um Einwanderer wurde mit Ausnahme der Militärgrenze eingestellt.

Das Manifest der Kaiserin Katharina II. vom 4. Dezember 1762, das in der Schlussphase des Siebenjährigen Krieges im römisch-deutschen Reich verbreitet wurde, hatte die Einwanderung an der unteren Wolga eingeleitet. Im Unterschied zu den hessischen Territorialstaaten war das Herzogtum Württemberg in diese erste deutsche Massenauswanderung nach Russland kaum einbezogen worden.

Seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert verlagerte sich die deutsche Auswanderung nach Russland von der Einzel- und Familien- zur Gruppen-

³¹ E. O. Koßmann: Die Schwabensiedlung im östlichen Wartheland in südpreussischer Zeit (1793 bis 1806), in: Deutsche Monatshefte 7 (1941), S. 469–498; ders.: Die Anfänge des Deutschtums im Litzmannstädter Raum. Hauländer- und Schwabensiedlungen im östlichen Wartheland (Deutsche Gauen im Osten, 11), Leipzig 1942.

³² Poznań, Woiwodschaft Großpolen (Wielkopolska), Polen; vgl. Erich Weise: Die Schwabensiedlungen im Posener Kammerdepartement 1799–1804 (Marburger Ostforschungen, 13), Würzburg 1961; siehe auch Joseph Häßler: Die Auswanderung aus Baden nach Rußland und Polen im 18. und 19. Jahrhundert (Beiträge zur Familien- und Heimatkunde in Baden, 1), Grafenhausen bei Lahr 1959.

³³ Woiwodschaft Großpolen, Polen, im Wartheland, südöstlich von Jutrosin gelegen.

³⁴ Gniezno, Woiwodschaft Großpolen, Polen.

³⁵ Zum Vergleich der Migrationsräume siehe Arnold Scheuerbrandt: Die Auswanderung aus dem heutigen Baden-Württemberg nach Preußen, in den habsburgischen Südosten, nach Russland und Nordamerika zwischen 1683 und 1811, in: Historischer Atlas von Baden-Württemberg (1985), 10. Lief., Nr. 12, 5.



Kartenskizze von Podolien, Bessarabien und des westlichen Schwarzmeergebiets. Die handgezeichnete kolorierte Karte wurde von einem durch den russischen Kommissar Franz Ziegler 1804 angeworbenen Auswanderungswilligen beschlagnahmt.

migration. Die Ansiedlung auf dem Lande erhielt Vorrang vor der Niederlassung in den Städten. Auch die räumlichen Schwerpunkte der deutschen Ansiedlung im russischen Kaiserreich verlagerten sich während der Regierungszeit Alexanders I. Die mit den Napoleonischen Kriegen einhergehenden territorialen Veränderungen im Zusammenhang mit der Auflösung des römisch-deutschen Reiches, drückende Abgaben, wirtschaftliche Stagnation und Geldentwertung lösten in den Jahren 1803/04 und 1808/09 Auswanderungswellen aus, die von russischen Werbern unter Bezugnahme auf das Edikt vom 20. Februar 1804³⁶ in Gang gebracht wurden und vor allem den deutschen Südwesten erfassten. Die erste Migrationswelle umfasste preußische Mennoniten und Kolonisten unterschiedlicher Konfession aus

³⁶ Ingeborg Fleischhauer: Die Deutschen im Zarenreich. Zwei Jahrhunderte deutsch-russische Kulturgemeinschaft, Stuttgart 1986, S. 157.

dem Herzogtum Baden, dem Königreich Württemberg, aus Preußen, dem Elsaß, der bayrischen Pfalz und Rheinpfalz, Sachsen, Thüringen und der Schweiz. Als Ergebnis dieser Einwanderung entstanden neue Kolonien im Gouvernement Cherson – im Hinterland von Odessa der Großliebenthaler Kolonistenbezirk (ab 1805),³⁷ zwischen Bug und Dnjepr (Transnistrien) der Kutschurganer (1808)³⁸ und Beresaner Bezirk (1809)³⁹ –, im Gouvernement Taurien – am Westufer der Molotschna – und auf der Krim.⁴⁰ Die Ortsnamen erinnerten an die Herkunftsorte der Einwanderer: Im Kutschurganer Kolonistenbezirk entstanden die Siedlungen Selz, Kandel, Baden, Straßburg, Mannheim und Elsaß, im Beresaner Bezirk die neuen Dörfer Waterloo, Speyer, Landau, Sulz, Karlsruhe, Katharinenthal sowie am Oberlauf des Beresan die Kolonien Johannisthal, Rohrbach, Worms, Rastatt und München.

Nach dem Erwerb des ehemals moldauisch-osmanischen Bessarabiens 1812 und des Königreichs Polen – im damaligen Begriffsgebrauch „Kongresspolen“ oder „Russisch-Polen“ – im Rahmen der vom Wiener Kongress (1815) festgelegten europäischen Neuordnung wurde auch in diesen Provinzen die Einwanderung zielgerichtet gefördert. „Warschauer“ Kolonisten (1814/15)⁴¹ und württembergische Einwanderer (1817/18) errichteten ihre Siedlungen in den südlichen donanahen Provinzgegenden, vor allem im Budschak⁴². Württembergische Kolonisten gründeten die Siedlungen Teplitz (1818), Katzbach (1821) und Sarata (1822), die in der nachfolgenden Zeit unter Nikolaus I. auf die gesamte Siedlungslandschaft und Kolonistengesellschaft ausstrahlen sollten.⁴³ Das von Alexander I. 1816 erlassene sowie 1817 und 1820 ergänzte Einwanderungsedikt dehnte die

³⁷ Jakob Stach: Die deutschen Kolonien in Südrußland. Kulturgeschichtliche Studien und Bilder über das erste Jahrhundert ihres Bestehens. Dem ältesten deutschen Kolonistenbezirk Großliebental mit den evangelischen Gemeinden der Kirchspiele Großliebental, Freudental und der Odessaer Filiale Lustdorf zur Jubiläumsfeier gewidmet, Prischib 1904.

³⁸ Konrad Keller: Die Kutschurganer deutschen Kolonien in Südrußland. Zum hundertjährigen Jubiläum ihres Bestehens, in: Deutsche Erde 7 (1908), S. 213–217.

³⁹ K. Keller: Die Beresaner deutschen Kolonien in Südrußland. Zu ihrem hundertjährigen Jubiläum 1809/10–1909/10, in: Deutsche Erde 8 (1909), S. 206–212; 9 (1910), S. 104–108.

⁴⁰ Zur räumlichen Systematik der Ansiedlungen siehe Karl Stumpp: Die deutschen Kolonien im Schwarzmeergebiet, dem früheren Neu(Süd-)Rußland. Ein siedlungsgeschichtlicher und wirtschaftsgeographischer Versuch (Schriftenreihe des Deutschen Ausland-Instituts Stuttgart, Reihe A, 7), Stuttgart 1922.

⁴¹ Für die mehr als 1500 aus den früheren Ostprovinzen Preußens ausgewanderten Bauernfamilien wurden zwölf Siedlungen gegründet.

⁴² ukr. Буджак [Budžak], rum. Bugeac. Die Region liegt heute auf dem Staatsgebiet der Ukraine, in der westlichen Oblast Odessa.

⁴³ Immanuel Wagner: Zur Geschichte der Deutschen in Bessarabien, Stuttgart 1958; Ute Schmidt: Bessarabien. Deutsche Kolonisten am Schwarzen Meer (Potsdamer Bibliothek Östliches Europa, Geschichte), Berlin 2008; Cornelia Schlarb: Tradition im Wandel – Die evangelisch-lutherischen Gemeinden in Bessarabien 1814–1940, Köln 2007.

Ansiedlungsbestimmungen für Südrussland und Bessarabien auf das „Königreich Polen“ aus. Bis 1820 hatten sich nahezu 10 000 deutsche Auswanderfamilien in Polen niedergelassen.⁴⁴

War der württembergische Anteil bei diesen ersten Einwanderungen schon bedeutend, so sollte die große Auswanderungswelle von 1816 bis 1818 hauptsächlich von württembergischen Migranten getragen werden. Eine Vorrangstellung nahmen die widerständischen „erweckten“ chiliastischen Gruppen ein, die sich seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert in den pietistischen Milieus der württembergischen evangelischen Kirche herausgebildet hatten. Auslöser war die unter dem Einfluss der Baronin Juliane von Krüdener erzeugte Auswanderungsstimmung in chiliastischen Kreisen. Vor dem Hintergrund von Kriegsfolgen, Steuererhöhungen und der Hungerkrise des Jahres 1816/17 entfaltete sie ihre volle Wirkung.⁴⁵ Ziel der von Endzeit-Vorstellungen geprägten württembergischen Chiliasten war der Berg Ararat im Kaukasus.⁴⁶ Die russischen Einwanderungsbehörden konnten dennoch einen Teil der Einwanderer in das Schwarzmeergebiet lenken.⁴⁷ Allein von Januar bis Juli 1817 haben mehr als 17 200 Württemberger das Land verlassen,⁴⁸ wobei die Mehrzahl in die kaum ein Jahrzehnt zuvor angelegten südrussischen Siedlungsgebiete und in den Kaukasus auswanderte.⁴⁹

Während in der frühen Neuzeit Auswanderung vielfach von religiösen Beweggründen bestimmt wurde, waren diese bei der Auswanderung im 18. und frühen 19. Jahrhundert – sieht man von Zwangsmigrationen und der religiösen Motivation der Russland-Auswanderung ab – von nachgeordneter Bedeutung. Ausschlaggebend waren vorwiegend wirtschaftliche Motive. Massenauswanderung stand zumeist in engem Zusammenhang mit

⁴⁴ I. Fleischhauer (wie Anm. 36), S. 168.

⁴⁵ Zur räumlichen Intensität der württembergischen Russlandauswanderung siehe Sonderkarte aus der Auswanderungskarte Württemberg mit den Kreisen Stuttgart, Ludwigsburg, Heilbronn, Vaihingen, Leonberg, Böblingen, Esslingen, Waiblingen, Backnang, Öhringen, Nürtingen, Tübingen u. Reutlingen. Auswanderung in den Jahren 1804–42, bearb. von Dr. K[arl] Stumpp, [S. l.], [1991].

⁴⁶ Siehe dazu Paul Hoffmann: Die deutschen Kolonien in Transkaukasien, Berlin 1905.

⁴⁷ Detlef Brandes: Einwanderung und Entwicklung der Kolonien, in: Deutsche Geschichte im Osten Europas. Russland, hrsg. von Gerd Stricker, Berlin 1997, S. 35–110, hier: S. 74–75.

⁴⁸ Siehe dazu K. Stumpp: Ostwanderung. Akten über die Auswanderung der Württemberger nach Rußland 1816–1822, 1941, S. XIII–XIX; die Angaben von August bis Oktober 1817 fehlen; für den Zeitraum 1817–1820 wurden 35 558 Auswanderer ermittelt. Heinz Becker: Die Auswanderung aus Württemberg nach Südrußland 1816–1830, Diss. Tübingen (Masch.) 1962, S. 111–126, hier: S. 116, geht vor allem von einer geringeren Zahl von „Separatisten“ aus.

⁴⁹ Zum Auswanderungsvorgang siehe Georg Leibbrandt: Die Auswanderung aus Schwaben nach Rußland 1816–1823. Ein schwäbisches Zeit- und Charakterbild (Schriftenreihe des Deutschen Ausland-Instituts Stuttgart, Reihe A, 21), Stuttgart 1928; K. Stumpp: Die Auswanderung aus Deutschland nach Rußland in den Jahren 1763–1862, Tübingen 1972.

akuten Notlagen, hervorgerufen durch Ernteauffälle bis Missernten und mit Kriegsfolgen (Einziehung zum Militärdienst, Einquartierungen, steigende Steuerlasten, Verheerungen und Plünderungen). In der württembergischen Russlandauswanderung des frühen 19. Jahrhunderts überlagern sich zwei Migrantentypen: der Wirtschaftsmigrant und der Glaubensmigrant⁵⁰. Die positive Bilanz der Ausländerkolonisation unter Alexander I. erhöhte die Attraktivität Südrusslands als Einwanderungsraum. Südrussland und vor allem Odessa wurde zum Ziel zahlreicher Handwerker und Gewerbetreibender, die in den österreichischen Gebieten kein Auskommen fanden und die Weiterwanderung einer Rückkehr in ihre Heimat vorzogen. Das Auswanderungsfieber erfasste nach 1814 aber auch bäuerliche Kolonisten, die sich zuvor im Banat und in der Batschka niedergelassen hatten und landwirtschaftliche Erfahrung aufweisen konnten.⁵¹

2.2 Die Mittelstädter Familie Schlotterbeck im Banat

Türkenkriege und deutsche Ansiedlung stehen seit dem „Großen Türkenkrieg“ in engem Zusammenhang. Am 9. April 1790 suchte der Bempflinger Bürger und Weber Jacob Glaß beim Uracher Oberamt „unterthänigst“ wegen der Auswanderung nach Belgrad eigenhändig an: „Ich bin Vater von 5 unerzogenen Kindern und bin in Ansehung meiner Armuth nicht mehr im Stande, die meinige mit Tagelöhnen, worinnen meine einzige Verrichtung bestehet, zu ernähren, und schmeichle mir hingegen unter Gottes Seegen meine Nahrung in Belgrad verbessern zu können.“⁵² Wenige Tage später von der Obrigkeit vernommen, konnte der verarmte Weber auf die Frage, „was ihn veranlasse, in ein fremdes Land zu ziehen, das wirklich mit Krieg überzogen seye, und wo er seines allenfaltigen Eigenthums der Zeit noch keinen Augenblick sicher seye, und darwegen ein Land zu verlassen, wo man einen jeden in seinem Eigenthum schütze“, eine schlüssige Antwort geben: Nicht etwa Klagen gegen „seine Vorsteher und höhere Obrigkeit“ veranlassten ihn zu diesem Entschluss, sondern allein „seine Armuth und starke Familie habe ihm diesen Plan an die Hand gegeben“.⁵³ Wenn der

⁵⁰ Zum Problemfeld vgl. Ralph Tuchtenhagen: Religiöser Dissens, Staat und Auswanderung nach Osteuropa im 18. und frühen 19. Jahrhundert, in: M. Beer, D. Dahlmann (wie Anm. 13), S. 145–162; Joachim Bahlke [u. a.] (Hrsg.): Migration und kirchliche Praxis. Das religiöse Leben frühneuzeitlicher Glaubensflüchtlinge in alltagsgeschichtlicher Perspektive (Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands, 40), Köln 2008.

⁵¹ Vgl. K. Stumpp: Weiterwanderung deutscher Kolonisten aus Ungarn (Batschka) und dem Banat nach Südrussland in den Jahren 1804 bis 1816, in: Südostdeutsches Archiv 19/20 (1976/77), S. 70–85.

⁵² HStA Stuttgart, A 413 Bü. 133, Bericht des Oberamtmannes zu Urach Johann Christian Schott an Herzog, Beilage Nr. 1 vom 9. April 1790.

⁵³ Ebd., Verhörprotokoll vom 15. April 1790.



Die 1795 in Wien erschienene „Kriegs-Geschichte in Kupferstichen zwischen den drey Kaiserhöfen nämlich den Römisch-Kaiserlichen, den Rußischen und Türkischen“ enthält auch ein Blatt von der Belagerung Belgrads. Die osmanische Festung Belgrad wurde am 8. Oktober 1791 von der kaiserlichen Armee eingenommen, konnte jedoch nur für kurze Zeit gehalten werden.

Bittsteller sein Ziel erreichen wollte, war er gut beraten, keine Motive des Aufbegehrens gegen die Obrigkeit durchscheinen zu lassen und lediglich seiner Unzufriedenheit mit der eigenen existenziellen Lage Ausdruck zu verleihen – das sprach sich überall herum. Der Auswanderungswillige war sich bewusst, dass sein bisschen Vermögen (50 Gulden) über die Reisekosten kaum hinausreichte. Dennoch war sein Entschluss auszuwandern unerschütterlich. Die Attraktivität der im Türkenkrieg neu erworbenen Gebiete – Belgrad war vor kurzer Zeit erobert worden – lag in den Ansiedlungsbedingungen: „[...] man bekomme ja in derg[leichen] Colonien unentgeltlich Güter zum Anbau, von welchen er sich und seine Familie, da er gerne arbeite, zu ernähren hoffe“.⁵⁴ Zu Wohlstand zu kommen, erwartete der Bempflinger Ortsbürger wohl kaum.

Die kurzzeitige Einnahme Belgrads hatte tatsächlich einen mentalen Umschwung der Öffentlichkeit im Hinblick auf den bis dahin in breiten

⁵⁴ Ebd.

Bevölkerungskreisen unpopulären Türkenkrieg herbeigeführt.⁵⁵ Ähnlich wie nach 1718 strömten viele Einwanderer in das neu eroberte Gebiet. Die Aussage des in existenzielle Not geratenen Handwerkers zeigt, dass der militärische Erfolg auch Auswanderungswillige beflügelte. Jetzt konnten sie die mit der Einstellung der Kolonisation im Banat 1787 verhinderte Durchführung ihres Auswanderungswunsches verwirklichen. Wie viele andere hoffte auch der Bempflinger Weber, Nutznießer des Krieges durch Neuerschließung von Kolonisationsräumen zu sein. Die Rückmeldungen mehrerer Familien, die aus dem Württembergischen ausgewandert waren, bestärkten ihn zunächst in seinem Entschluss. Allein die von der Obrigkeit in Aussicht gestellte Unterstützung und die Hoffnung auf „bessere Zeiten“ hielten ihn vorerst davon ab, diesen umzusetzen.

Die Wahl des Zielgebiets – Belgrad, das nördliche Serbien im weitesten Sinne – weist auf das große Interesse der Bevölkerung an den aktuellen militärischen Ereignissen hin. In gebildeten Kreisen hatte der Raum, in dem sich das „Kriegstheater“ abspielte, einen abschreckenden Ruf. Das von einem Dichter der Spätaufklärung (vermutlich Johann Ludwig Gleim, 1719–1803) verfasste „Lied eines Bauern an der türkischen Grenze“, das 1789 in der Stuttgarter Wochenschrift „Der Beobachter“ (Musikalische Beilage VI) erschien, gab dieser Empfindung Ausdruck: „S’ist Krieg! S’ist Krieg/Wie grässlich tönt das Wort in unsern Ohren! In Strömen fließt schon das Blut/Ach! Uns entfallen ist der Mut. Herr hilf! Wir sind verloren [...] sagt an, ihr Mächtige/Ruht’s sanft auf weichen Küssen, Wenn tausend Menschen um euch her/Versenkt in einem Treibsandmeer Für Eure Grillen büßen? [...]“⁵⁶ Kein anderer als Wolfgang Amadeus Mozart hat es vertont. Einfache Leute waren jedoch weniger auf die Zeitungsmeldungen mit Kriegsnachrichten angewiesen als auf Informationen anderer Art. Es war nicht die Presse, die die öffentliche Aufmerksamkeit auf dieses Gebiet lenkte, sondern eher die postalische und verbale Kommunikation: Briefe an zurückgebliebene Familienangehörige und Freunde sowie mündliche Berichte von Rückkehrern oder auch von Handwerkern, die sich ein anerkanntes Wissen über die östlichen kaiserlichen Provinzen auf ihrer langjährigen Walz angeeignet hatten. Beides sind wichtige Formen von Kommunikation der am Auswanderungsgeschehen beteiligten sozialen Schichten. Diskussionen über die Kriegsnachrichten und über die der Kolonisation neu erschlossenen Gebiete fanden jedoch auch auf dem Lande statt.

⁵⁵ Zum letzten Türkenkrieg mit Beteiligung Österreichs siehe Michael Hochedlinger: *Krise und Wiederherstellung. Österreichische Großmachtspolitik zwischen Türkenkrieg und „Zweiter Diplomatischer Revolution“ (1787–1791)* (Historische Forschungen, 65), Berlin 2000.

⁵⁶ Gerhard Ammerer: *Der letzte österreichische Türkenkrieg (1788–1791) und die öffentliche Meinung in Wien*, in: *Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs*, hrsg. von der Generaldirektion, 45 (1997), S. 59–88, hier: S. 66.

Der unglückliche Verlauf des Türkenkrieges und die Änderungen des Reformkurses nach dem Tode des Kaisers Anfang 1790 taten der wieder entfachten Auswanderungsbewegung keinen Abbruch. Der Kriegsausgang bedeutete immerhin eine Stabilisierung der strategischen Position des Habsburgerreiches. Wenn sich nicht neue Ansiedlungsgründe im Süden ergaben, so bot das Banat noch immer Platz für Zuwanderer, vor allem in der Militärgrenze und in den Privatansiedlungen, die allmählich in den westlichen Gebietsteilen infolge der Privatisierung des Staatsbesitzes nach 1781 entstanden. Für Kolonistennachschub sorgte allein schon die am Rhein durch die Auswirkungen der Französischen Revolution herbeigeführte Kriegssituation. Sie förderte zusätzlich die Auswanderung aus den vorderösterreichischen Gebieten des Oberrheins, des Schwarzwalds wie auch aus dem Herzogtum Württemberg. Die Gerüchteküche über die Revolutionswirren und die beginnende Kriegsrüstung verstärkten bestehende Existenzängste. Im April 1791 erfolgte die französische Kriegserklärung, die zu Alltagsnöten in den grenznahen Gebieten führte.⁵⁷

Am 2. Mai 1791 berichtete der Schultheiß Müller aus Mittelstadt (heute Ortsteil von Reutlingen) an den Oberamtmann über die Bürger, die „nach Ungarn ziehen wollen“ und legte dabei auch deren Anträge für die Ausstellung eines Reisepasses („Legitimation“) bei, in denen sie ihren Entschluss rechtfertigten, warum „sie außer Land reißen“ wollten. Der Schultheiß war der Auffassung, dass ein herkömmlicher, handschriftlich ausgestellter Reisepass angesichts des sich abzeichnenden Krieges gegen das revolutionäre Frankreich nicht ausreichen würde und die Reisedokumente auch mit dem oberamtlichen Siegel versehen werden sollten. Zugleich Reisepass und Führungszeugnis (Leumundszeugnis) war der „von der Stadtschreiberei ausgestellte Wegzugsbrief“ das Personaldokument der Auswanderer schlechthin. Für das „Prädikat“, das dem jeweiligen Passinhaber zugewiesen wurde, war der Schultheiß zuständig.

Noch während des Winters, am 10. Februar 1791, suchten mehrere Untertanen aus Bempflingen (Ludwig Reiter, Georg Friedrich Rauch, Jacob Glaß) und Mittelstadt (Johann Georg Schlotterbeck, Jakob Armbruster, Johann Martin Müller, Gottlieb Lipp) – Bauern und Handwerker – bei ihrem württembergischen Landesherrn um die Erlaubnis nach, „nach Ungarn emigriren zu dürfen“.⁵⁸ Wenige Tage darauf, am 19. Februar, wurde das Uracher Oberamt aufgefordert, über den Vorgang Bericht zu erstatten.

⁵⁷ Vgl. Alfred von Vivenot: Die Politik des österreichischen Staatskanzlers Fürsten Kaunitz-Rietberg unter Kaiser Leopold II. bis zur französischen Kriegserklärung. Jänner 1790 – April 1792 (Quellen zur Geschichte der deutschen Kaiserpolitik Österreichs während der französischen Revolutionskriege, 1790–1801, 1), Wien 1873.

⁵⁸ HStA Stuttgart, A 413 Bü. 133.

Die Bittsteller wurden mit der Absicht vorgeladen, überzeugt zu werden, ihren Auswanderungsentschluss rückgängig zu machen. Auf die Frage, „was denn die Ursachen ihres Entschlusses seien“, antworteten sie im Einklang: „angebohrne Armuth, großer Kinderhauf, Nahrungssorgen, Schulden, Verlust der Obst- und Bäumen“ – so fasste man ihre Motive zusammen. Vorsichtshalber unterließen sie es, etwa ihrem „Missvergnügen“ über die Obrigkeit als Auswanderungsgrund Ausdruck zu verleihen. Alle waren nämlich „überzeugt, daß es ihnen in Ungarn besser gehen werde als in ihrem Vaterland“. ⁵⁹ Ihre Gewissheit beruhte auf den Kenntnissen, die ihnen über die Zielregion ihrer Wanderung von einem Landsmann übermittelt wurden. Vor einem Jahr war nämlich ein Bürger aus Neckartenzlingen, Eberhard Preusch (Breisch), nach Ungarn gezogen und habe ihnen „die vorteilhafteste Nachrichten geschrieben“. Ausschlaggebend für ihren Entschluss war jedoch nicht die Glaubwürdigkeit seiner Schilderung, sondern ihre augenblickliche und für die Zukunft erwartete Lebenssituation: „Und wenn es deme auch nicht ganz so wäre; so könne es ihnen doch nicht härter ergehen als in ihrem Vatterlande“. ⁶⁰ Die auswanderungswilligen Bempfänger wurden über die Folgen ihres Handelns aufgeklärt. Durch den Wegzug würden sie nicht nur ihr Untertanenrecht – die Rechte, die sich aus der Zugehörigkeit zum Herzogtum Württemberg ergaben – verlieren, sondern auch das Ortsbürgerrecht. Bei einer eventuellen Rückkehr könnten sie nicht mehr mit einer Wiederaufnahme rechnen. Dabei würde man weder landesfürstliche Milde noch christliche Nächstenliebe walten lassen, „es möge ihnen auch ergehen, wie es wolle“. Auch während der Befragung beharrten sie auf ihrem Entschluss und zeigten keine Reue: Alle waren fest „mit Gott entschlossen, mit Weib und Kindern fort zu ziehen“, schließlich „seien [sie] nicht die ersten und werden auch nicht die letzten [Auswanderer] sein“. ⁶¹ Schon am 5. März 1791 berichtete der Amtmann über das Scheitern seiner Bemühungen, die Bittsteller von der Durchführung ihres Auswanderungswunsches abzuhalten. Nur einer der Antragsteller, der Bauer Gottlieb Lipp, sah von seinem ursprünglichen Vorhaben ab und entschied sich für den Verbleib in der angestammten Heimat.

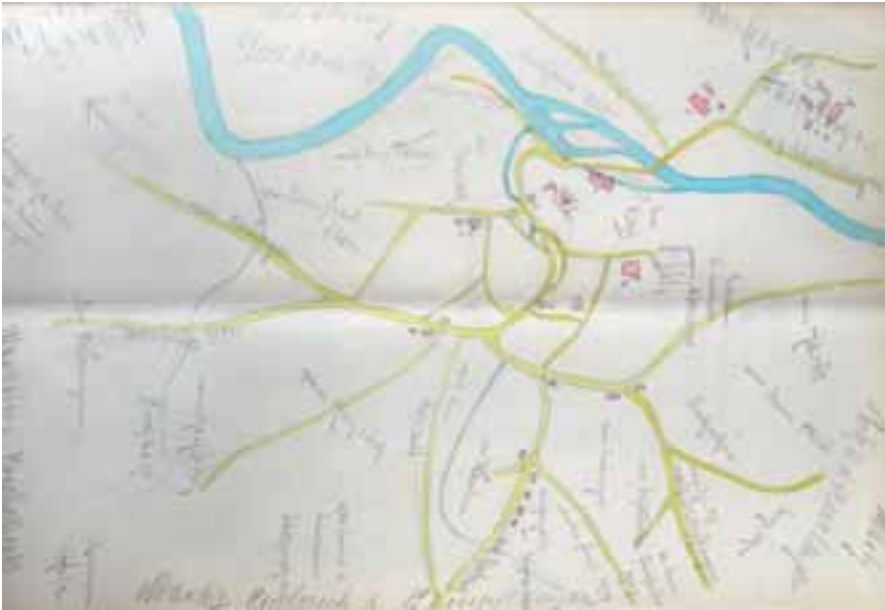
Die Auswanderungsstimmung beschränkte sich nicht nur auf das Oberamt Urach, auch das Oberamt Böblingen war davon betroffen. ⁶² Am 20. Mai 1790 brachen 35 Personen aus Schönaich ins Banat auf, einen Tag

⁵⁹ Ebd.

⁶⁰ Ebd.

⁶¹ Ebd.

⁶² M. Fata: Auswanderung aus Württemberg nach Südosteuropa zwischen dem 17. und 19. Jahrhundert (Projektbeschreibung mit einer Fallstudie), in: Materialien (hrsg. vom Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde), Heft 1, Tübingen 1993, S. 30.



Handgezeichneter Ortsplan von Mittelstadt, um 1908.

darauf folgten ihnen 20 aus Holzgerlingen. Am 4. Juni machten sich weitere 50 Auswanderungswillige aus Holzgerlingen auf den Weg nach Ulm mit dem Ziel Banater Militärgrenze.

Die vorhandenen Quellen erlauben Rückschlüsse auf die Ursachen der Auswanderung und die Motivation der Migranten. Dennoch müssen die Aussagen der Auswanderer kritisch hinterfragt werden. Die Bittschriften von Untertanen zur Genehmigung der Auswanderung und Ausstellung eines Reisepasses sind als wichtigstes Instrument der Vertretung von Wegzugsinteressen zu betrachten. Die in den Verhörprotokollen enthaltenen Aussagen dürften die herrschende Stimmung in vielen württembergischen Orten zum damaligen Zeitpunkt treffen und Auswanderungswünsche sichtbar machen. Sie geben jedoch kaum Auskunft über den politischen und militärischen Horizont, vor dem die Auswanderung erfolgte.

Vor diesem allgemeinen und regionalen Hintergrund sind die Auswanderungen aus dem Württembergischen, Hohenzollerischen und Badischen ins Banat während der leopoldinischen und frühen franziszeischen Zeit zu betrachten, von denen uns ein Schriftstück ein Zeugnis besonderer Art ablegt, handelt es sich doch nicht um ein amtliches Aktenstück, sondern um die Wahrnehmungen und Empfindungen eines Auswanderers: Johann Georg Schlotterbeck schreibt aus Freudenthal an seine Eltern und die in

The image shows a handwritten letter in German, written in a cursive script. The text is dense and fills most of the page. There is a vertical column of text on the left side, possibly a marginal note or a separate address. The paper appears aged and slightly yellowed.

Brief des Johann Georg Schlotterbeck aus Freudenthal an seine Eltern und Schwiegereltern sowie an die Verwandten in Mittelstadt, 1791.



Heiratsschein des Auswanderers Martin Merklin mit Anna Maria, Tochter der Mittelstädter Eheleute Johann Martin Müller und Maria Müller, ausgestellt am 20. August 1801 in Franzfeld.

Mittelstadt verbliebene „Freundschaft“.⁶³ Die vorübergehend in Freudenthal einquartierte Familie sollte in einen anderen Ort verlegt werden. Bereits im Juni 1790 hatte der Hofkriegsrat beschlossen, eine Siedlung für die aus Württemberg, Baden, dem Elsass und der deutschsprachigen Schweiz eingetroffenen Familien im Deutsch-Banater Regimentsbezirk⁶⁴ nördlich von Pantschowa (Pančevo) zu errichten. Entsprechend den damals gängigen Staatsmaximen konfessioneller und sprachlicher Abgrenzung wollte die Wiener Zentralstelle die zahlreichen evangelischen Familien nicht in den bestehenden Grenzorten mit orthodoxer oder katholischer Bevölkerung ansiedeln. Ende Juni 1792 konnten die evangelischen Einwanderer aus Württemberg ihre Häuser im neuen Kolonistendorf Franzfeld beziehen.

⁶³ Dokumentenanhang 1. Eine Auswahl von Migrantenbriefen bietet Marionela Wolf: Alte und neue Heimat. Briefe südwestdeutscher Banat-Auswanderer des 18. Jahrhunderts, in: Walter Engel (Hrsg.): Kulturraum Banat. Deutsche Kultur in einer europäischen Vielvölkerregion, Essen 2007, S. 85–141.

⁶⁴ E. Roth (wie Anm. 9), S. 181–221 und 236–251.

Die Bindungen an den Herkunftsort und der verwandtschaftliche Zusammenhalt blieben auch im Zielgebiet wirksam: Die Auswanderer aus Schönaich wurden ebenso wie jene aus der Reutlinger Gegend größtenteils in Franzfeld angesiedelt, jene aus Holzgerlingen im Regimentsstabsort Pantschowa (Pančevo).

Nicht allen Auswanderern war das ersehnte Glück in der neuen Heimat beschieden. Maria Katharina Mertz wanderte mit ihrem Mann und fünf Kindern am 21. Mai 1791 ins Banat aus. Der Tod ihres Mannes erschwerte der Witwe das Einleben in die Kolonistengesellschaft als Voraussetzung des Heimischwerdens. In einem Brief vom 16. Oktober 1793 an ihre Verwandten in Holzgerlingen klagte sie über ihr trostloses Schicksal und riet von der Auswanderung entschieden ab: „[...] bleibe im Land und nähre dich redlich.“⁶⁵ Die Erwartungen der Briefschreiberin, paradiesische Zustände im Banat anzutreffen, hatten sich nicht erfüllt. Von Ernst Moritz Arndt ist eine überspitzte Anekdote überliefert, die auf die Kluft zwischen Wunsch und Wirklichkeit in der Erwartungshaltung vieler Migranten verweist: Während seiner Ungarnreise 1798 antwortete ihm der Sohn einer schwäbischen Auswandererfamilie auf die Frage nach dem Zielort ihrer Wanderung, dass dies das „Paradies“ schlechthin sei. Der Vorfall veranlasste den philosophierenden jungen Schriftsteller zu folgendem Kurzkommentar: „Diese armen Schwaben gehen häufig als Kolonisten ins Banat, und träumen goldne Berge.“⁶⁶

2.3 Württembergische Auswanderer nach Siebenbürgen

Die württembergische Auswanderung nach Siebenbürgen im Vormärz⁶⁷ war Teil einer umfangreichen Migrationswelle, die seit Beginn der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts die südwestdeutschen Gebiete ergriffen hat. Wenn auch die wichtigste Zuwanderungsbewegung nach Siebenbürgen seit der Einwanderung der Durlacher⁶⁸ und der Landler⁶⁹ Mitte des 18. Jahr-

⁶⁵ M. Fata (wie Anm. 62), S. 72.

⁶⁶ Ernst Moritz Arndt: *Reisen durch einen Theil Teutschlands, Ungarns, Italiens und Frankreichs in den Jahren 1798 und 1799*, 2. verb. u. verm. Aufl., Bd. 4. [o. O.] 1804, S. 306.

⁶⁷ Georg Adolf Schuller: *Über die Einwanderung von Württembergern in das Sachsenland in den Jahren 1845–1848*, in: *Landwirtschaftliche Blätter* 50 (1922), Nr. 28–34, 36–37, 43, 47, 49 und 52–53; Michael Kroner: *Die Schwabenkolonisation in Siebenbürgen 1845–1846. Unbekannte dokumentarische Beiträge zum Wirken St. L. Roths*, in: *Siebenbürgisch-sächsischer Hauskalender*, Jahrbuch 1982, S. 95–106.

⁶⁸ Christian Möckel: *Die Durlacher und Hanauer Transmigranten in Mühlbach*, in: *Jahrbuch des ev. Gymnasiums in Mühlbach 1884*, S. 3–32; Theobald Streitfeld: *Durlachisch-Hanauisches aus Mühlbach*, Bukarest 1984; W. Hacker: *Zur Herkunft der Hanauer Kolonisten in Siebenbürgen*, in: *Zeitschrift für siebenbürgische Landeskunde* 4 (1981), 1, S. 73–80.

⁶⁹ Erich Buchinger: *Die „Landler“ in Siebenbürgen. Vorgeschichte, Durchführung und Ergebnis einer Zwangsumsiedlung im 18. Jahrhundert* (Buchreihe der Südostdeutschen Historischen Kommission, 31), München 1980; Dieter Knall: *Aus der Heimat gedrängt. Letzte*

hunderts, war sie zahlenmäßig nur eine sekundäre, von der massiven Auswanderung in die „deutsche Adelskolonie“ Texas in den Jahren 1844/47 bei weitem übertrifftene Auswanderungsrichtung.⁷⁰ Bei der Entscheidung, nach Siebenbürgen auszuwandern, kam zwei Motivationsfaktoren eine wichtige Rolle zu: zum einen die mit den Zuwanderungsräumen in Übersee vergleichsweise geringe Distanz und die damit verbundene vermeintliche Möglichkeit der Rückkehr, zum anderen die identitätserhaltende Besonderheit der Konfessionslandschaft, da die Siebenbürger Sachsen bekannterweise Evangelische lutherischer Konfession sind. Weniger das quantitative Ausmaß des Wegzugs als das ungewohnte, auf dem alten Kontinent liegende Zielgebiet der Auswanderer sowie die hohe Anzahl von Rückwanderern verschafften dem Vorgang öffentliche Aufmerksamkeit.

Die Auswanderung wurde vom siebenbürgisch-sächsischen Pfarrer Stephan Ludwig Roth (1796–1849) angestoßen. Auswanderer anzuwerben bedeutete schon immer, das Auswanderungsziel attraktiv zu präsentieren. Der Niemescher Pfarrer hielt sich an diese Regel: Er veröffentlichte im Stuttgarter „Schwäbischen Merkur“ eine „Anzeige für Auswanderer“.⁷¹ Ihr Inhalt bot eine Beschreibung von Land und Klima Siebenbürgens und zeigte Möglichkeiten für günstige Entwicklungen auf. Außerdem sagte Roth den Einwanderern die Unterstützung durch den neuen siebenbürgisch-sächsischen Verein zur Hebung der Landwirtschaft zu. Er unterließ es nicht, auf die Möglichkeit einer bleibenden Verbindung zu der relativ nahe gelegenen alten Heimat hinzuweisen, um damit einen wichtigen Standortvorteil im Vergleich zu Amerika oder Russland hervorstreichend. Die „Anzeige“ erweckte ein vielfaches Interesse. Bei seinen Gesprächen mit Auswanderungsinteressenten – u. a. auch in Tübingen und Reutlingen – wurden immer wieder die gleichen Fragen gestellt, was ihn veranlasste, die

Zwangsumsiedlung steirischer Protestanten nach Siebenbürgen unter Maria Theresia (Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde der Steiermark, 45), Graz ³2003; M. Beer: Konfessionsmigration als identitätsstiftender Faktor. Transmigranten in Siebenbürgen, in: Kirchen als Integrationsfaktor für die Migranten im Südosten der Habsburgermonarchie im 18. Jahrhundert, hrsg. von Rainer Bendel und Norbert Spannenberger (Kirche und Gesellschaft im Karpaten-Donauraum, 1), Berlin 2010, S. 145–162.

⁷⁰ Von 1846 bis 1848 wanderten aus dem Königreich Württemberg 35 000 Personen aus, von 1849 bis 1852 waren es 67 000, im Zeitraum von 1852 bis 1855 70 000 Auswanderer; siehe Franz C. Huber: Auswanderung und Auswanderungspolitik im Königreich Württemberg, in: Auswanderung und Auswanderungspolitik in Deutschland. Berichte über die Entwicklung und den gegenwärtigen Zustand des Auswanderungswesens in den Einzelstaaten und im Reich, hrsg. Erich von Philippovich, Leipzig 1892 (Schriften des Vereins für Socialpolitik, LII), S. 233–284, hier: S. 237.

⁷¹ Schwäbischer Merkur Nr. 248, 10. September 1845.

öffentliche Werbungs- und Aufklärungsarbeit fortzusetzen.⁷² Der räumliche Schwerpunkt der Auswanderung nach Siebenbürgen lag im Raum Tübingen–Balingen–Reutlingen, aus dem 1228 dokumentierte Auswanderer stammen,⁷³ die meisten davon aus dem Steinlachtal. Allein aus Belsen bei Mössingen wanderten im April 1845 25 Familien mit 162 Personen nach Siebenbürgen aus, weitere elf Familien kamen aus dem nahegelegenen Ofterdingen.⁷⁴

Der Höhepunkt der württembergischen Siebenbürgen-Auswanderung war in der ersten Hälfte des Jahres 1846 erreicht. Obwohl schon frühzeitig (Juni 1846) zwei größere Migrantengruppen nach Württemberg zurückgekehrt waren, hat die österreichische Regierung die Einwanderung nicht eingestellt, sondern lediglich die Einwanderungsbestimmungen verschärft,⁷⁵ was zur schlagartigen Reduzierung der Zahl der Auswanderungswilligen führte.⁷⁶ Beim derzeitigen Forschungsstand kann die Zahl der württembergischen Migranten – abgesehen davon, ob der Wegzug tatsächlich vollzogen wurde – auf 2800 bis 3000 geschätzt werden.⁷⁷ Diese Zahlen weichen erheblich von den statistischen Erhebungen ab, die im Zielgebiet von den Nutznießern der Einwanderung vorgenommen wurden. Bis Juni 1846 wurden 307 Einwandererfamilien mit 1460 Personen erfasst, deren Zahl zum Jahresende auf 1620 anstieg.⁷⁸ Damit waren die Erwartungen der im siebenbürgisch-sächsischen Verein zur Hebung der Landwirtschaft⁷⁹

⁷² Schwäbischer Merkur Nr. 258, 20. September 1845, sowie Beobachter Nr. 278, 2. Oktober 1845, Nr. 288, 12. Oktober 1845, und Nr. 311, 4. November 1845.

⁷³ 518 aus dem Oberamt Balingen, 383 aus dem Oberamt Tübingen und 327 aus dem Oberamt Rottenburg; siehe StA Sigmaringen, Wü 65/29, Bd. 1, Bü. 199, Qu. 11, Schwarzwald-Kreis Oberamt Rottenburg, Verzeichniß über die in fremde Staaten ausgewanderten Personen, angefangen am 30. April 1825 und beendigt am 7. September 1847.

⁷⁴ Balduin Herter: Württembergische Einwanderer in Siebenbürgen um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Der genealogische Ansatz, in: M. Beer, D. Dahlmann (wie Anm. 13), S. 405–426, hier: S. 408.

⁷⁵ Regierungs-Blatt für das Königreich Württemberg, Nr. 38, 5. August 1846, S. 356–357. Württembergische Migranten hatten künftig einen Vermögensnachweis von 800 Gulden zu erbringen wie auch eine Aufnahmebestätigung seitens der Aufnahmegemeinde im Einwanderungsland.

⁷⁶ Michael Kroner: Die Ansiedlung von Schwaben in Siebenbürgen in den Jahren 1845 bis 1848 aus württembergischer Sicht, in: Zeitschrift für Siebenbürgische Landeskunde 20 (1997), S. 121–137, hier: S. 133–134.

⁷⁷ Marionela Wolf: Aus Württemberg nach Siebenbürgen und retour oder in die weite Welt hinein. Aus- und Rückwanderer am Fallbeispiel des Oberamts Brackenheim, in: Siebenbürgische Familienforschung. Mitteilungen der Sektion Genealogie im Arbeitskreis für Siebenbürgische Landeskunde e. V. 23 (2006), Nr. 1 und 2, S. 81–91, hier: S. 82.

⁷⁸ M. Kroner (wie Anm. 76), S. 130; zur Zahl der Einwanderer vgl. auch B. Herter (wie Anm. 74), S. 405–426.

⁷⁹ Zu den Zielsetzungen vgl. auch die Werbungsschrift des Vereins: Aufklärung über die Auswanderung nach Siebenbürgen, und zwar in denjenigen Theil des Landes, welchen die Deutschen, insgemein Sachsen genannt, seit mehr als 700 Jahren eigenthümlich besitzen. Heraus-

zusammengefassten Initiatoren des Siedlungswerks weit übertroffen. Wegen der hohen Todesrate unter den Einwanderern und der kurz nach der Ankunft im Zielgebiet eintretenden Weiter- und Rückwanderung reduzierte sich die Zahl der tatsächlich angesiedelten Personen zum Jahresende 1846 auf 1010, die auf dem Verwaltungsgebiet der sächsischen Nationsuniversität, wie sich die politische Selbstverwaltung der „Gesamtheit“ (universitas) der Siebenbürger Sachsen nannte, angesiedelt wurden.⁸⁰ Trotz kräftigem Rückhalt durch die siebenbürgisch-sächsische Nationsuniversität scheiterte das von Stephan Ludwig Roth angestoßene Unternehmen – weniger an den defizitären institutionellen Organisationsgrundlagen als an den strukturellen Gegebenheiten.⁸¹ Wegen uneingelöster Ansiedlungsversprechen und Anpassungsschwierigkeiten im Zielgebiet machten sich viele Migranten auf die Rückreise. Die hohe Weiter- und Rückwandererquote brachte das Zielgebiet schnell in Verruf.⁸²

Das Fallbeispiel einer Mössinger Auswandererfamilie nach Siebenbürgen belegt nicht nur die Komplexität des Wanderungsvorgangs, das Zusammenreffen bzw. die Verknüpfung mehrerer Wanderungsformen, sondern es gibt auch Aufschluss über den Stellenwert von Raumvorstellungen bei Auswanderungsentscheidungen. Die Wanderungsbewegung wurde auch von württembergischen Handwerkergelesen, die sich auf Wanderschaft in den östlichen Teilen der österreichischen Monarchie befanden, wahrgenommen. Der sich in Königfelden (Kanton Aargau) aufhaltende Handwerkergele Johann Balthes Streib nahm zum Jahresbeginn 1846 in einem Brief an seine in Mössingen lebenden Eltern auf deren Auswanderungsabsicht in vergleichender Sicht Bezug: „Euer Schreiben habe ich richtig erhalten, und gesehen, das ihr Lust habt nach Siebenbürgen zu reisen, das ich schon in einem Brief vernommen habe, und ich habe mich genau erkuntigt, bey dem Herrn Weitz, der mir klaren Aufschluß darüber gegeben hat. Er sagte, Siebenbürgen sey ein sehr gutes Land, und seye beßer einern anzurathen als sonst an ein Ort, zum Beispiel nach Amerika oder nach Rußland, oder nach Galicien oder auch selbst nach Ungarn. Diese Länder haben selbst eine

gegeben von der Oberverwaltung des siebenbürgisch-sächsischen Vereins zur Hebung der Landwirtschaft, Tübingen 1847. Der Verfasser der anonym erschienenen Werbungsschrift, in der auch die Vereinsstatuten enthalten sind, ist vermutlich Stephan Ludwig Roth oder sein Tübinger Werbeagent Peter Wolf.

⁸⁰ Die Verteilung der Ansiedler nach Stühlen stellt sich wie folgt dar: Mühlbach 226, Kronstadt 205, Hermannstadt 204, Mediasch 137, Broos 95, Bistritz 58, Leschkirch 43, Großschenk 24, Reußmarkt 8, Reps 8, Schäßburg 4; siehe B. Herter (wie Anm. 74), S. 425, und M. Kroner (wie Anm. 76), S. 103–104.

⁸¹ Zur Situation in Siebenbürgen s. Konrad Gündisch: Siebenbürgen und die Siebenbürger Sachsen, München 1998 (Studienbuchreihe der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat, 8), S. 127–133.

⁸² Eugen Friedenfels; Joseph Bedeus von Scharberg: Beiträge zur Zeitgeschichte Siebenbürgens im 19. Jahrhundert, Teil 1: 1783–1847, Wien 1885.

besondere Bedeutung, die ich nicht nennen will, weil ihr keine Lust dazu habet. Siebenbürgen dagegen hat ihre [!] eigene Gesetze, wen sie schon unter Oesterreichische Statten gehören, so besitzt die in Siebenbürgen ihre eigene Rechte. Evangelisch ist es, wie ihr mir geschrieben habt, und ein Pfarrer ist auch in Stuttgart gewesen, um Leute anzuwerben,⁸³ und es ist, wie ihr mir geschrieben habt. Auch der Herr Weitz will es nicht abrathen, und sagte es sey recht guten Verdinst dort. Ich herentgegen will es auch nicht versagen, wenn ihr sollt einen vesten Entschluß gefaßt haben darzu, doch überlegt es recht, es ist keine Kleinigkeit, ob ihr auch mit dem Gelt auskommt oder nicht.“⁸⁴

Bei der Niederschrift des Briefes war die Entscheidung des Wagners Streib, aus Mössingen mit seiner Familie nach Siebenbürgen auszuwandern, bereits gefallen. Der Antrag stieß auf keine bürokratischen Hindernisse: Schon am 17. Februar 1846 wurde ihm die Erlaubnis erteilt, zusammen mit seiner Ehefrau, drei Söhnen und drei Töchtern auszuwandern.⁸⁵ Zu diesem Zeitpunkt meldeten bürgerliche Kollegien aus mehreren Orten, dass auswanderungswillige Familien mit dem Ziel Siebenbürgen die Unterstützung der Gemeinden beantragt haben, um die Reisekosten zu bestreiten.⁸⁶

Am 3. März 1846 machte sich die neunköpfige Familie des Webers Johann Georg Haldenwang aus Ofterdingen gemeinsam mit anderen Familien mit wenigen Habseligkeiten, aber im Besitz eines Vermögens von 2400 Gulden auf den Weg nach Siebenbürgen. Seligstadt war das Ziel, die Familie sollte sich in Deutsch-Pien niederlassen.⁸⁷ In seinen zum Lebensende vom Ortspfarrer festgehaltenen Erinnerungen⁸⁸ erzählt der erfolgreiche Einwanderer – er wurde in Deutschpien (Pianu de Jos) nicht nur zum wichtigsten Steuerzahler, sondern die Ortsbewohner wählten ihn auch zum Kirchenkurator und zeitweilig fungierte er auch als Notar –, dass er bis zu seinem Wegzug aus der Heimat von „Siebenbürgen“ nicht einmal gehört hatte. Amerika war dagegen „für uns kein unbekanntes Land“, wobei die Familie ihre Raumvorstellungen und Landeskenntnisse aus den Briefen ausgewanderter Freunde und Bekannter bezog. Von Siebenbürgen hingegen hatten sie bis dahin keine Kenntnis. Erst die Zeitungsanzeigen

⁸³ Bezug auf Stephan Ludwig Roth.

⁸⁴ StA Sigmaringen, Wü 65/29, Bd. 1, Bü. 207, Qu. ad 113: Brief des Johann Balthes Streib aus Königsfelden an seine Eltern in Mössingen vom 18. Januar 1846.

⁸⁵ StA Sigmaringen, Wü 63/69, Bd. 1, Bü. 199.

⁸⁶ StA Ludwigsburg, E 177 I, Bü. 4377, Qu. 3.

⁸⁷ Dem Fallbeispiel wendet sich M. Fata zu: Aus dem Steinlachtal nach Siebenbürgen. Die letzte organisierte deutsche Auswanderung in den habsburgischen Osten im Spannungsfeld von Anpassung und Beharrung, in: Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde 41 (1998), S. 1–21.

⁸⁸ Johann Martini: Aus den Lebenserinnerungen des Württemberger Einwanderers Johann Haldenwang 1846, Hermannstadt 1906.

Stephan Ludwig Roths machten auf dieses alternative Wanderungsziel aufmerksam, nachdem die russischen Zielräume württembergischer Auswanderer seit dem Massensterben in Ismail 1818 in schlechtem Ruf standen. Der Weber wandte sich daher an den Ofterdinger Gemeindepfarrer, der ihn in die Beschaffenheit von Land und Leuten einführte. Wie zuverlässig die in der empfohlenen Landesbeschreibung enthaltenen Informationen waren, konnte er alsbald durch eigene Erfahrung feststellen: In Siebenbürgen angekommen, nahm die Familie erstaunt die ethnische und konfessionelle Vielfalt des Landes zur Kenntnis. Siebenbürgen reduzierte sich nicht auf das Verwaltungsgebiet der sächsischen Nationsuniversität, das „Sachsenland“: Neben Sachsen lebten hier Ungarn und Szekler und vor allem Rumänen.

Dem Einwanderungsappell des Pfarrers Stephan Ludwig Roth folgten nicht nur Landwirte, sondern auch zahlreiche Handwerker. Die schwierige wirtschaftliche Situation des württembergischen Handwerkerstandes war eine wichtige Ursache der Auswanderung überhaupt. Trotz lokaler und kleinräumlicher Unterschiede lieferten Schneider, Schuhmacher, Maurer, Bäcker und Weber das Hauptkontingent der Auswanderer nach Siebenbürgen. Aufgrund der im Sommer 1846 von der österreichischen Regierung erlassenen neuen Einwanderungsbestimmungen sollte Handwerkern die Niederlassung in Siebenbürgen völlig verwehrt werden. Zahlreiche württembergische Antragsteller sahen daher von ihrem Vorhaben ab oder entschieden sich für die Auswanderung nach Übersee. Jene, die schon nach Siebenbürgen aufgebrochen waren, ließen sich vor allem auf adligen Grundherrschaften im Banat⁸⁹ und im binnenungarischen Raum oder auf siebenbürgischem Komitatsboden nieder. Christian Kurz aus Sondelfingen hatte Glück, dass ihm eine kleine Hofstelle in der Nähe von Schäßburg (Sig-hișoara) noch zugewiesen wurde und er sich stolz als „Bürger und Bauer“ bezeichnen konnte.⁹⁰ Der Bäcker Johann Georg Geiger aus Riederich beantragte 1845 eine zeitlich auf sechs Jahre begrenzte Auswanderung und blieb für immer.⁹¹ Der Schneidergeselle Marx Löffler aus Gniebel fand kein Auskommen in Siebenbürgen und wanderte noch vor Revolutionsbeginn in die benachbarte Walachei nach Braila (Brăila)⁹² unterhalb der Donau-

⁸⁹ Vgl. dazu den vom Sammler Banater Märchen und späteren Amerikaauswanderer, Geologen und Botaniker Arthur Schott aus Orawitza (Oravița) gezeichneten kritischen Bericht über die Zustände im Ansiedlungsgebiet in der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 21. Mai 1846; siehe Gottfried Fittbogen: St. L. Roth und die Augsburger „Allgemeine Zeitung“. Mit einem unbekanntem Aufsatz von Roth, in: Nation und Staat. Deutsche Zeitschrift für europäische Nationalitätenprobleme 14 (1941), S. 368–378.

⁹⁰ Dokumentenanhang 5.1 und 5.2.

⁹¹ Dokumentenanhang 6.

⁹² In Braila und in der stromaufwärts, am letzten Donauknie liegenden Stadt Galatz (Galați) konstituierten sich mit der Ausweitung des Dampfschiffverkehrs unterhalb des Eisernen

mündung weiter: „Wie ich von Hause mit meiner Schwester nach Siebenbürgen abreiste“, schrieb er an das Waisengericht in Gniebel, „das ist ja bekannt. Ich hielt mich auch 2 Jahre dort auf, und reiste dann in die Walachey, wo ich heut zu Tage mich noch befinde. Ob meine Schwester noch lebt, das weiß ich nicht, denn nach der Revolution von [1]848 schrieb ich ihr einige Mahle, habe aber niemahls eine Antwort erhalten. Vielleicht können Sie mir nähere Nachricht ertheilen.“⁹³

2.4 Handwerker in Ungarn

Einzelmigration von Handwerkern aus dem süd- und mitteldeutschen Raum nach Ungarn kennzeichnet die kontinentale West-Ost-Migration seit dem frühen 18. Jahrhundert. Die Anzahl der Wandergesellen und -handwerker verzeichnete im Laufe des Jahrhunderts einen kontinuierlichen Anstieg. Wie die württembergische Auswanderung nach Russland und Siebenbürgen zeigt, war der Anteil dieser Berufsschicht am Wanderungsgeschehen, gemessen an der Gesellschaftsstruktur, jedoch überdurchschnittlich. Das in Südwestdeutschland übliche Realteilungsrecht minderte die individuellen landwirtschaftlichen Anbauflächen ständig, so dass die Existenzgrundlage nicht mehr gegeben war. Viele Bauern waren zu Kleinbauern geworden und wichen zur Steigerung ihres Einkommens auf handwerkliche Berufe aus. Damit war eine Überbesetzung von Berufen wie Weber, Schuster, Schneider, Maurer, Zimmerer, Bäcker oder Metzger verbunden, die ein erhebliches Auswanderungskontingent stellten.

Wegen der Begrenzung der Aufnahme in städtische Zünfte hatten um 1830 im Grunde nur Berufe Chancen zur Niederlassung, die im Ort noch nicht zahlreich vertreten waren. War die Konkurrenz im städtischen Bereich zu stark, beschränkten sich Handwerker auf das vor- und kleinstädtische oder sogar auf das ländliche Handwerk. In den wichtigsten Städten wie Pest und Ofen (Buda), Fünfkirchen (Pécs), Szegedin (Szeged), Arad, Temeswar (Timișoara) und in den städtischen Kommunitäten der Banater und Slawonischen Militärgrenze waren bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts die meisten Handwerker deutsche Einwanderer.⁹⁴ Infolge von Revolution und Frühindustrialisierung vollzogen sich Mitte des Jahrhunderts Änderungen in der Zunftordnung. Bis 1859 wurde der Zunftzwang schrittweise aufgehoben, in den ersten Jahren nach dem Ausgleich zwischen Österreich und Ungarn 1867 setzte sich die Berufsfreiheit als Organisationsprinzip

Tores starke deutsche Einwanderergemeinden, bestehend aus Handwerkern, Kaufleuten und Beschäftigten der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft.

⁹³ Dokumentenanhang 7.

⁹⁴ Vgl. dazu Vera Bácskai: *Városok Magyarországon az iparosodás előtt* [Die Städte in Ungarn vor der Industrialisierung], Budapest 2002.



Kundschaft der Säckler- und Handschuhmacherzunft zu Stuttgart, 1806.

gewerblichen Handelns vollständig durch. Mit Ausnahme der südungarischen Städte begann das deutsche Bürgertum⁹⁵ in vielen Fällen schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der dritten Generation, sich sprachlich und kulturell der staatstragenden ungarischen Bevölkerung zu assimilieren.⁹⁶

⁹⁵ István Fried: Das deutschsprachige Bürgertum in Pest-Ofen in den 1840er Jahren, in: Ungarn-Jahrbuch 18 (1990), S. 19–42.

⁹⁶ Siehe zu diesem Fragenkomplex Ludwig von Gogolak: Zum Problem der Assimilation in Ungarn in der Zeit von 1790 bis 1918, in: Südostdeutsches Archiv 9 (1966), S. 1–44; aus ungarischer Perspektive: Péter Hanák: Verbürgerlichung und Assimilation in Ungarn im 19. Jahrhundert, in: P. Hanák (Hrsg.): Ungarn in der Donaumonarchie. Probleme der bürgerlichen Umgestaltung eines Vielvölkerstaates (Schriftenreihe des Österreichischen Ost- und Südosteuropa-Instituts, 10), Wien [u. a.] 1984, S. 281–319; Bertalan Andrásfalvy: Der kulturelle Anpassungsprozess der Donauschwaben, in: Suevia Pannonica. Archiv der Deutschen aus Ungarn 5 (15), 1987, S. 31–46.

Bei den für das Zielgebiet Ungarn ausgewählten Beispielen handelt es sich vornehmlich um Gesellen auf Wanderschaft und Handwerker auf Arbeitssuche. Oft blieben diese vormodernen Arbeitsmigranten nach vielfachem Ortswechsel in Gebieten entlang ihrer Reiseroute hängen und ließen sich in Städten und Markorten nieder, in denen sich ihnen temporäre bis dauerhafte Zukunftsaussichten für die Ausübung ihres Berufes boten. Dabei waren Weiter- oder Rückwanderung nie ausgeschlossen. Für die vorliegenden Fallbeispiele sind nur spärliche Daten für eine individuelle Kontextualisierung der erhaltenen Briefe vorhanden, daher sollen für ihre Einordnung die regionalen und lokalen siedlungs- und migrationsgeschichtlichen Zusammenhänge wie auch die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen skizziert werden.

Aus Murga (dt. dial. auch Murgau) im südosttransdanubischen Komitat Tolna schreibt Johann Lang von 1850 bis 1853 mehrere Briefe⁹⁷ an seine Verwandtschaft in Walddorf. Die Umstände seiner Auswanderung oder Wanderschaft sind nicht bekannt. Wahrscheinlich hat er sich erst kurz vor dem Ausbruch der Revolution in dem Ort niedergelassen. In den Bauernstand dürfte er erst am zufälligen Zielort aufgerückt sein. Nach der Freigabe des Verkehrs von Grund und Boden durch die Grundentlastung war der von vielen schwäbischen Handwerkern angestrebte Statuswechsel jedenfalls vielfach leichter zu verwirklichen als früher.⁹⁸

Der in ein Tal eingebettete, abseits der Hauptverkehrswege und im Winter schwer erreichbare, um 1500 urkundlich belegte Ort Murga ist eine der 22 deutschen Siedlungen, die zur Tolnaer Gebirgskette gehören. In der osmanischen Zeit von Raitzen und Slowaken bewohnt, war er im Besitz der oberungarischen Adelsfamilie Jeszensky (Komitat Neutra). Beginnend mit dem Jahre 1745 siedelte der Gutsherr János Jeszensky evangelisch-lutherische Kolonisten aus dem Kurfürstentum Mainz und aus Hessen-Nassau an, Binnenwanderer aus Kalazno kamen hinzu. Die ethnokonfessionelle Trennlinie verläuft mitten durch das Straßendorf mit stumpftürmig gestampften Lehmhäusern: Den Dorfkern bilden die beiden Gassen Sommerseite und Winterseite, wo die Lutheraner wohnten, während in der „Schlawakagass“ zum Großteil in der spättheresianischen und josephinischen Zeit (1784) zugewanderte slowakische und deutsche Katholiken sesshaft waren.⁹⁹ 1786 wurde die evangelische Gemeinde selbständig, um sieben Jahre später in den homogenen deutsch-evangelischen Nachbarort

⁹⁷ Dokumentenanhang 3.1–3.5.

⁹⁸ J. Weidlein: *Die Schwäbische Türkei*, 1. Beiträge zu ihrer Geschichte und Siedlungsgeographie, [München] 1967, S. 144–152; Johann Müller; Harald Goldschmidt: *Die Gemeinden Kéty und Murga im Komitat Tolna*, in: *Unser Hauskalender*, 1985, S. 104–105 (mit Herkunftangaben!); Eisenbrunner [Pseudonym; Anton Reppmann]: *Murga/Murgau in der Tolna*, in: *Unser Hauskalender*, 1989, S. 62–64.

⁹⁹ Eisenbrunner (wie Anm. 98), S. 63.



Kundschaft der Wiener Bäckerzunft, 1809.

Kéry eingepfarrt zu werden.¹⁰⁰ Das Dorf war arm: Die wohlhabendsten Bewohner waren Achtelbauern – die unterste bäuerliche Grundbesitzstufe –, die Hälfte (landlose) Häusler mit und ohne Haus.¹⁰¹ Dennoch konnte 1795 die evangelische Kirche errichtet werden, 1844 wurde sie mit einer bemalten Chorbalustrade ausgestattet. Die gemeinsame Darstellung von Martin Luther und Joseph II. prägt die Erinnerung an die einstige kirchenrechtliche Diskriminierung, mithin an die Ansiedlung und die Anfänge der Kirchengemeinde.

Die sporadischen Nachwanderungen vor allem von Handwerkern – Schuster, Weber und andere Anbieter von Produkten und Dienstleistungen für den Alltagsbedarf – gehen aus den Eintragungen in den Kirchenregis-

¹⁰⁰ J. Müller, H. Goldschmidt (wie Anm. 98), S. 104.

¹⁰¹ In der Frühphase der in diesem Gebiet um 1720 einsetzenden Kolonisation wurden die deutschen Einwanderer meist bestehenden Siedlungen mit kleinflächigen Gemarkungen zugewiesen. Durch natürliches Bevölkerungswachstum und anhaltende Zuwanderungen wurden die Bauernhufen (Sessionen) von der Herrschaft stets neu verteilt, was zur Entstehung bäuerlicher Klein- und Zwergwirtschaften führte.

tern hervor. Die späten Zuwanderer kommen aus Hessen-Darmstadt, Hessen-Kassel, dem südlichen Westfalen (Preußen), aus der Umgebung von Würzburg (Bayern), Württemberg, dem Kanton Appenzell (Schweiz) und Mähren. In dieser überschaubaren Reihe ist auch der Auswanderer Johann Lang aus Walddorf zu verorten.

Ein anderes Fallbeispiel führt nach Ráckozár (dt. Raitzisch-Kozar, dial. Kosart) im Komitat Baranya. Der Ort gehört zu der seit 1692 bestehenden Dombóvärer Domäne der gräflichen Familie Esterházy, die sich in der nördlichen Baranya und südlichen Tolna erstreckte. In der Schlussphase des „Großen Türkenkriegs“ (1683–1699) wurden diese Landstriche von serbischen Kriegsflüchtlingen aus dem Balkan besiedelt.¹⁰² In Ráckozár ist die Anwesenheit serbischer Viehzüchter (Raitzen) spätestens 1717 aktenkundig. Die Siedlung ist ein Ergebnis der Binnenwanderung und – aus der Perspektive der deutschen Ansiedlung im Königreich Ungarn – eine Sekundärsiedlung. Allmählich siedelte die Grundherrschaft hier auch kroatische, deutsche und ungarische Bauern an. Ein erster Versuch, in der Tolna niedergelassene hessische Einwanderer anzusiedeln, scheiterte 1751. Im Zuge der Umorganisation der Domänenverwaltung wurden die zahlreichen Streusiedlungen zusammengelegt und die Ansiedlung wieder aufgenommen. Drei aufeinanderfolgende Zuwanderungswellen, von 1756 bis 1784, führten zur Entstehung eines bevölkerungsreichen Marktfleckens mit wirtschaftlichen und administrativen Funktionen. Zunächst erfolgte ein kräftiger Zuzug deutscher evangelischer Bauern aus den „Hessendörfern“ der Tolna und Baranya, vor allem aus den Nachbardörfern Tófú, Izmény und Kismányok.¹⁰³ Ihnen folgten evangelisch-lutherische Zuwanderer unterschiedlicher mittel- und südwestdeutscher Herkunft aus den ebenfalls in der karolinischen Zeit entstandenen deutschen Ansiedlungen Varsád, Kalaznó, Kistormás, Felsőnána, Kismányok und Majos.¹⁰⁴ Zeitgleich erfolgte die Niederlassung der meist aus der Umgebung kommenden deutschen und kroatischen (bunjewatzischen) Siedler.¹⁰⁵ Auch die dritte Zuwanderungsphase während der josephinischen Ansiedlung wurde 1784 nebst Einwanderungen von der regionalen Binnenmigration getragen. Die Nachwanderungen klangen im frühen 19. Jahrhundert ab.

¹⁰² G. Seewann: Südslawische Süd-Nord-Migration als Voraussetzung für die deutsche Siedlung nach der Türkenzeit in Ungarn, in: *Jahrbücher für Geschichte und Kultur Südosteuropas* 1 (1999), S. 139–160; zur „raitzischen“ Ansiedlung in Transdanubien siehe G. Seewann (wie Anm. 3), S. 95–100.

¹⁰³ Die drei Ansiedlungen sind zwischen 1715 und 1722 entstanden.

¹⁰⁴ Johann Pfeiffer: *Egyházaskozár – Angaben zur Geschichte eines Dorfes* (Lenau-Hefte, 1), Fünfkirchen 1986, S. 28–30; J. Pfeiffer: *Egyházaskozár története a szerb falu keletkezésétől a németek kitelepítéséig* [Geschichte von Egyházaskozár von der Entstehung des serbischen Dorfes bis zur Aussiedlung der Deutschen], *Egyházaskozár* 1997, S. 103–114.

¹⁰⁵ Zu den ethnokonfessionellen Beziehungen siehe G. Seewann (wie Anm. 3), S. 234–237.



Kundschaft der Handschuhmacherzunft zu Pressburg, 1808.

Im ausgehenden 18. Jahrhundert wies die Bevölkerung des Marktfleckens eine stabile Struktur auf. Knapp die Hälfte der Einwohner war evangelisch-lutherischer Konfession, mit einer eigenen Pfarrei seit 1783. Aus Anlass der öffentlichen Verkündung des josephinischen Toleranzedikts am 20. September 1783 wurde der Grundstein der Kirche gelegt. Es war das erste evangelische Gotteshaus im Königreich Ungarn, das – ab 1787 – mit Straßeneingang und Turm versehen war.¹⁰⁶

Die Brandkatastrophe, von der das Dorf im Jahr 1800 heimgesucht wurde – eine der schwersten in Transdanubien –, erforderte einen langjährigen Wiederaufbau, somit einen erhöhten Bedarf an Fachkräften. Der Ort wurde gezielt von Gesellen und Handwerkern auf Wanderschaft angesteuert. Der Übergang von der Dreifelderwirtschaft zur sogenannten mecklenburgischen Wechselwirtschaft führte seit den 1820er Jahren – im

¹⁰⁶ Die Bestimmungen des Toleranzediktes für Ungarn sahen trotz der verkündeten Religionsfreiheit nur einen Seiteneingang vor, der Turm war nicht gestattet.

ungarischen Geschichtsbild als frühliberale „Reformära“ („Reformkor“) bezeichnet – zu einem beträchtlichen Anstieg der Agrarproduktion. Die Stallviehzucht setzte sich auch bei der orthodoxen serbischen Bevölkerung durch, die bis dahin die extensive Weidewirtschaft betrieb, Tabakanbau und Weinbau ergänzten den Getreideanbau, die Einbindung der Bauernwirtschaften in den Warenverkehr schritt voran. Ráckozár wurde der zentrale Verwaltungsort für den Esterházy'schen Domänenbesitz in 15 umliegenden Dörfern, dazu auch noch Bezirksvorort. Im historischen Rückblick wurde die mit der Revolution von 1848 endende Reformära zur „Blütezeit“ und das Dorf ein Wirtschaftszentrum von überlokaler Bedeutung.¹⁰⁷ Dies erklärt dessen Attraktivität für den Schneidermeister Rudolf Sebald aus Grötzingen. Seine Briefe¹⁰⁸ fallen indessen schon in eine Zeit des beginnenden wirtschaftlichen Niedergangs. Am marktwirtschaftlichen Aufschwung, der mit der Grundentlastung 1848/53 und der frühen Industrialisierung des Komitatsvororts Fünfkirchen und der Entwicklung des regionalen Kohlebergbaus einhergeht, konnte der verkehrsisolierte Ort nicht mehr teilhaben. Ein Ergebnis des unverkennbaren wirtschaftlichen Rückschritts waren die sich in Ráckozár ab 1870 häufenden Ab- und Auswanderungen in andere transdanubische Orte, nach Slawonien¹⁰⁹ und nach Deutschland.

Trotz des Entwicklungsgefälles hatten württembergische Wandergesellen und Handwerker aus traditionellen Berufen geringe Chancen, im Königreich Ungarn Fuß zu fassen. Der Weber Jakob Veit aus Großböttlingen suchte sein Glück daher in Südungarn, und zwar nicht in den großen protestantischen Siedlungen der Batschka (Werbass, Jarek, Tscheb, Siwatz), sondern im katholischen Maria Theresiopel (Subotica).¹¹⁰ Die bevölkerungsreiche Stadt mit einem bis heute beträchtlichen bunjewatzischen Bevölkerungsanteil hatte kaum ein urbanes Aussehen. Ähnlich wie andere zentrale Orte der Batschka unterschied sich die äußere Gestalt der aufstrebenden Agrarstadt kaum von einem größeren Dorf. Viele gewerbliche Tätigkeiten waren hier vorwiegend mit der Landwirtschaft verbunden. Neben den vielen Stätten der Hanfverarbeitung und Seilereien boten die Webereien vergleichsweise aussichtsreiche Erwerbschancen.

¹⁰⁷ Der Lokalhistoriker J. Pfeiffer (wie Anm. 104), S. 201–242, greift auf die Kapitelüberschrift „Blütezeit des Marktflckens“ zurück.

¹⁰⁸ Dokumentenanhang 4.1 und 4.2.

¹⁰⁹ Siehe Ferenc Szili: *Kivándorlás a Délkelet-Dunántúlról Horvát-Szlavónországba és Amerikába 1860–1914* [Auswanderung aus Südostransdanubien nach Kroatien-Slawonien und Amerika 1860–1914], Kaposvár 1995.

¹¹⁰ Dokumentenanhang 2.

2.5 Der lange Weg der Grötzingener Auswandererfamilie Hutt zum Sesshaftwerden in Südrussland

Am 19. Mai 1817 erteilte das württembergische Departement des Innern dem Grötzingener Jakob Hutt und seiner Ehefrau die Auswanderungserlaubnis.¹¹¹ Im ursprünglichen, an das Schultheißenamt zu Grötzingen gerichteten Auswanderungsantrag war noch Russisch-Polen als Zielgebiet genannt, auch wollte der Antragsteller seine alte Mutter mit sich nehmen.¹¹² Bei der Ausreise konnte die Familie Hutt ein Vermögen von 300 Gulden vorweisen.¹¹³ Gemeinsam mit zwei weiteren auswanderungswilligen Familien aus Grötzingen schlossen sich die Huttts der Esslinger Kolonne an¹¹⁴, obwohl die räumliche Nähe es doch geboten hätte, mit der Walddorfer, Plattenhardter, Pliezhäuser oder Reutlinger „Harmonie“ mitzureisen. Die Esslinger „Harmonie“ stellte mit 186 bzw. 51 Auswandererfamilien (901 bzw. 303 Personen) die beiden ersten Transporte von insgesamt neun. Die Kolonne begann ihre Reise am 7. bzw. 19. Mai 1817 in Ulm.¹¹⁵ Ursprünglich war geplant, den Wasserweg bis Pest und danach den Landweg bis Radziwillow (Radziwiłłów) zu nehmen. Die Auswanderer setzten jedoch eigenmächtig die Fahrt auf der Donau bis nach Galatz (Galați) fort, was angesichts der dort wütenden Pest eine folgenreiche Entscheidung war.¹¹⁶

Fünf Jahre nach dem Verlassen der Heimat sendete Jakob Hutt aus Friedrichsthal durch einen Briefüberbringer ein erstes Lebenszeichen an seine Verwandten und Bekannten in Grötzingen.¹¹⁷ In der Auswandererfamilie hatten sich Veränderungen ergeben: Ein Sohn war an der „auszehrenden Krankheit“ gestorben, zwei Töchter linderten ihr den Schmerz. Im Brief wird die abenteuerliche Donaureise in anderen Zusammenhängen und nur nebenbei erwähnt, ja geradezu verdrängt. Der Hinweis auf die Quarantäne in Odessa ist jedoch ein Anhaltspunkt für die eingeschlagene Reiseroute. Die Grötzingener Auswandererfamilie gehörte zum ersten, 1500 Einwanderer umfassenden Transport der Esslinger „Harmonie“, der aus Galatz die Reise

¹¹¹ StA Ludwigsburg, F 190 I Bü. 36, fol.125.

¹¹² Ebd., fol. 121.

¹¹³ Ebd.

¹¹⁴ Der Vorführer der Esslinger Harmonie Johannes Reuer bezeugte die Übernahme der Grötzingener Kleingruppe; StA Ludwigsburg, F 190 I Bü. 36, fol.123.

¹¹⁵ Zum württembergischen Chiliastenzug siehe Detlef Brandes: Von den Zaren adoptiert. Die deutschen Kolonisten und die Balkansiedler in Neurussland und Bessarabien 1751–1914 (Schriften des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte, 2), München 1993, S. 91–105, hier: S. 98–99; Georg Leibbrandt: Die Auswanderung der Schwaben nach Russland 1816–1823. Ein schwäbisches Zeit- und Charakterbild (Schriften des Deutschen Auslands-Instituts. A, Kulturhistorische Reihe, 21), Stuttgart 1928, S. 122–123.

¹¹⁶ Brandes (wie Anm. 115), S. 99–101.

¹¹⁷ Dokumentenanhang 8.1.



„Ulmer Schachtel“ auf der Donau zwischen Ofen und Pest. Lithographie von Jakob Alt, Druck von Adolph Kunike, Wien 1824.

per Schiff weiter nach Odessa fortsetzte und am Reiseziel 24 Tage auf Quarantäne in den dortigen Salzmagazinen untergebracht wurde.¹¹⁸ Nachwanderern empfiehlt der Briefschreiber jedoch die auch von der Kolonistenverwaltung bevorzugte Reise auf dem Landweg über Russisch-Polen. Über das katastrophale Schicksal des zweiten Transports in der Quarantäne von Izmail (Измаїл/Ismajil) verliert Jakob Hutt kein einziges Wort.¹¹⁹ Er konnte jedoch seinen Adressaten bestätigen, dass das von den Werbern verkündete kaiserliche Versprechen eingelöst wurde: Die Hofstelle mit 60 Dessjatinen Ackerland hatten sie erhalten,¹²⁰ aber nicht das in Aussicht

¹¹⁸ Brandes (wie Anm. 115), S. 100.

¹¹⁹ Ebd. Vgl. dazu auch den Reisebericht eines Schweizer Auswanderers: Friedrich Fiechtner (Bearb.): Merkwürdige und vollständige Reisebeschreibung der im Jahre 1817 ausgewanderten Württemberger, Badenser und Schweizer nach Kaukasien. Aus dem Tagebuch eines dahin Gewanderten, Germanien 1818. Neuauflage nach dem 1818 erschienenen Erstdruck, Stuttgart 1970.

¹²⁰ 1 Dessjatine, russisches Flächenmaß, entspricht ca. 1,1 Hektar. Zur Rechtslage der Kolonisten unter diesem Gesichtspunkt siehe Johannes S. Keussler: Das Grundbesitzrecht in den deutschen Kolonien Südrußlands, in: Russische Revue 23 (1883), S. 385–436.

gestellte Haus. Stattdessen fanden sie Erdhütten¹²¹ vor oder mussten sich diese selbst errichten. Der Siedlungsbau lag im Rückstand, die Errichtung der Häuser hatte noch nicht begonnen. Der Dorfplatz dürfte schon markiert gewesen sein, es fehlte aber wie andernorts an Holz und Zimmerleuten. Das Ackerland wird als sehr fruchtbar beschrieben. Der Briefschreiber bestätigte auch den Erhalt der Ansiedlungsvorschüsse: 600 Rubel für die Anschaffung von Vieh, Pferden und Wagen sowie für die Einrichtung des Hauses.¹²² Die Kolonisten waren in den Genuss von zehn steuer- und abgabefreien Jahren gekommen. Auf staatliche Kosten sollten Kirche, Pfarrhaus und Schule errichtet werden.

Bei Auswanderungsratschlägen zeigt sich Jakob Hutt zurückhaltend. Immerhin beschreibt er die Reiseroute und verweist darauf, dass die Auswanderung nach Russland kinderreichen Familien die Chance zur Verbesserung der wirtschaftlichen Lage bietet. Seine Schilderung enthält auch Hinweise auf unerwartete Erfahrungen mit mitausgewanderten Landsleuten. Die lange Reise, die Überwinterung in Dörfern des Großliebenthaler Kolonistenbezirks und der mühsame, von Rückschlägen gekennzeichnete Anfang in der zugewiesenen Ansiedlung Friedrichsthal machten dem Briefschreiber deutlich, worauf er sich eingelassen hatte. Die Empfehlung nachzuziehen ist eher verhalten. Dem tiefgläubigen evangelischen Kolonisten entging auch nicht die von Probst Ignaz Lindl hervorgerufene „Gärung“ in seiner katholischen Umwelt.¹²³ Anhänger des katholischen „erweckten“ Priesters gründeten hier 1822 in Südbessarabien die Kolonie Sarata.¹²⁴

Zehn Jahre nach der Ansiedlung meldete sich Jakob Hutt wieder mit Neuigkeiten über seine Familie. Diese hatte noch kurz vor der Umsiedlung nach Güldendorf einen neuen Schicksalsschlag – den Unfalltod einer Tochter – zu verkraften. Außer der Geldknappheit schien auf den ersten Blick nichts zu fehlen. Nicht zuletzt deshalb verlangt der Briefschreiber für seinen Stiefsohn Andreas Schäfer die Ausfolgung des Vermögensanteils, das

¹²¹ Semljanken, russ. Землянка/zemljanka; siehe Georg Leibbrandt (Hrsg.): Die deutschen Kolonien in Cherson und Bessarabien. Berichte der Gemeindeämter über Entstehung und Entwicklung der lutherischen Kolonien in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts (Schriften des Deutschen Ausland-Instituts Stuttgart, Reihe C, Dokumente des Auslandsdeutschums), Stuttgart 1926, S. 85: „[...] Erdhütten, auch Semljanken genannt“.

¹²² Der 1848 verfasste Gemeindebericht der Nachfolgegemeinde Güldendorf vermerkt, dass die Friedrichsthaler Familien bei der Ansiedlung einen Vorschuss von 660 Rbl. B. A. (Banco Assignment) zum Aufbau der Häuser, Einrichtung der Wirtschaft wie auch für die Anschaffung von Vieh und Ackergeräten erhielten; Leibbrandt (wie Anm. 115), S. 92. Zum damaligen Zeitpunkt entsprachen 100 alte Silberrubel 425 Rbl. B. A. Der papierene Bancorubel wurde 1815 im Zuge der Reform der Staatsfinanzen eingeführt.

¹²³ Über Ignaz Lindl siehe u. a. Brandes (wie Anm. 115), S. 105–110.

¹²⁴ Dazu siehe Immanuel Wagner: Geschichte der Gründung der Kolonie Sarata 1822–1832, Stuttgart/Mühlacker 1967; Christian Fiess (Hrsg.): Heimatbuch Sarata, 1822–1940 (Schriftenreihe des Heimatmuseums der Deutschen aus Bessarabien, A [7]), Mühlacker 1979.

diesem von Seiten seiner in Obersielmingen wohnenden Großeltern zu- stand. Das Gerücht, dass Andreas gestorben sei, widerlegt er durch dessen Konfirmation in Rohrbach.¹²⁵ Der Geldbedarf wird mit dem schon längst erfolgten Umzug nach Güldendorf begründet: „[...] sind wir nun auf dem zweiten plaz, auf dem ersten waren wir gut gestanden. Wir haben brodt, vied und Häuser gehabt und dan kein wasser. So sind wir weg[g]ekommen und was wir haben mitnehmen können, das haben wir und was wir haben nicht mit nehmen können, das ist stehen geblieben, värkaufen haben wir nichts können“.¹²⁶

Auswandererbriefe basieren auf selektiven Wahrnehmungen und ent- halten intendierte sachliche bis gefühlsbetonte Mitteilungen. Für die dokumentarische Erschließung der Schriftstücke ist die Einordnung des individuellen Einwanderungsvorganges in den übergeordneten migrations- geschichtlichen Kontext unerlässlich.

Mit wenigen Ausnahmen traten die württembergischen Auswanderer ins nördliche Schwarzmeergebiet 1817 ihre Reise in Ulm an.¹²⁷ Dabei befand sich die Familie Hutt in Gesellschaft mit ebenfalls nach Russland auswan- dernden deutschen Chiliasten (Separatisten). Neben den Chiliasten wander- ten 1817 weitere Gruppen von Württembergern, Badenern und Pfälzern nach Bessarabien und Neurussland¹²⁸ aus. Seit der frühen Auswanderungs- welle nach Südrussland 1803/04 standen zwei Reiserouten mit einer gemein- samen Strecke auf dem Wasserweg von Ulm nach Regensburg oder Ofen (Buda) zur Verfügung: (a) ab Regensburg oder Ofen auf dem Landweg über Galizien, wobei die Grenzstation Radziwillow¹²⁹ der Sammelpunkt für die transportweise Weiterleitung in eine provisorische Einquartierungsstation im Umland von Odessa – im Großliebenthaler oder Kutschurganer Gebiet – war; (b) die Wasserstraße hinunter bis Ismail, unweit von Odessa, mit anschließender Unterbringung in der Stadt oder in den naheliegenden Kolo- nien. Die organisierten, von Kolonnenführern geleiteten Auswanderer- gruppen aus Württemberg nahmen 1817 den Wasserweg, Einzelfamilien und Kleingruppen hingegen wählten eher den Landweg.¹³⁰ Durch den

¹²⁵ Dokumentenanhang 8.2.

¹²⁶ Dokumentenanhang 8.4.

¹²⁷ Marie-Kristin Hauke; Márta Fata: Aufbruch von Ulm entlang der Donau. Ulm und die Aus- wanderung im 18. Jahrhundert. Mit einem Beitrag von Márta Fata (Kleine Reihe des Stadt- archivs Ulm, 10), Ulm 2012, S. 29 und 76–77; M. Fata (Hrsg.): „Die Schiff’ stehn schon bereit“. Ulm und die Auswanderung nach Ungarn im 18. Jahrhundert (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm. Reihe Dokumentation, 13), Ulm 2009.

¹²⁸ Brandes (wie Anm. 115), S. 104; Leibbrandt (wie Anm. 121), S. 115–116 und 139–140; Hans Petri: Schwäbische Chiliasten in Südrussland, in: Kirche im Osten, Bd. 5 (1962), S. 75–97, hier: S. 81.

¹²⁹ Leibbrandt (wie Anm. 121), S. 74.

¹³⁰ Ebd., S. 86–87.

Quarantäneaufenthalt in Ismail oder Odessa – nach Einstufung der Epidemiegefahr durch die russischen Sanitätsbehörden 24 bis 48 Tage – konnte sich die Reisezeit verdoppeln. Tagesgeld und Verpflegung erleichterten den Aufenthalt in der Quarantänestation. Auch zu ihrem provisorischen Unterkunftsort wurden die Einwanderer kostenlos befördert.¹³¹ Bis zur Ansiedlung im Beresaner Gebiet in den drei neuen Kolonistenorten Stuttgart, Waterloo und Friedrichsthal im Frühling 1818 waren die Neuankömmlinge während des Winters im Großliebenthaler Gebiet bei anderen Kolonistenfamilien untergebracht.¹³² Mittellosen Familien wurde weiterhin Tagesgeld verabreicht.

Reise und Ankunft in Russland sollten die Erinnerung der Einwanderer dauerhaft prägen. Der Gemeindevorstand von Güldendorf, wo die Einwohner der drei Siedlungen zusammenfinden sollten, fasste im Rückblick von drei Jahrzehnten den Reisevorgang zusammen: „Die im Jahr 1817 ankamen, hatten als Anführer z. B. Koch¹³³, Stockinger und Nusser und kamen mit den [...] Separatisten (besser gesagt mit den Pietisten), welche sich vornahmen, nach Grusien zu ziehen und sich dort anzusiedeln, in Ismael an, welche sich nun trennten, und die, welche zurückblieben, erhielten [...] Winterquartier in dem Liebenthalischen Gebiete; die aber kamen in den Jahren 1818, 1819 und 1820 hatten keine Anführer, denn ein jeder Familienvater war Anführer seiner Familie.“¹³⁴

Das entlang des flachen Beresanflusses gelegene, im Frieden von Jassy (Iași) 1792 an das Zarenreich gefallene unbewohnte Ansiedlungsgebiet entstand 1808/10 als Ergebnis der „fränkischen“ Auswanderung.¹³⁵ Katholische Emigranten aus den rheinischen Auswanderungsgebieten waren an der Gründung der Kolonien Speyer, Landau und Sulz im Beresaner Tal (Березань, Березанка) und Karlsruhe im Fuchstal, einem Nebental des Beresan, beteiligt. Die beiden evangelischen Kolonien Rohrbach und Worms wurden in einem Nebental des Tiligul (Тилигул) gegründet. Im Tschitschigleja-Tal (Чичикля) wurden Rastatt und München angesiedelt. Die nach 1818 erfolgten Neugründungen – die katholische Kolonie Katharinenthal im Fuchstal, die evangelische Kolonie Waterloo am Ursprung des Beresan und die evangelische Kolonie Johannesthal am Sasik (Сасик) – führten zu einer hohen Siedlungskonzentration. Sämtliche Kolonien waren ursprünglich der Kolonistenverwaltung des Großliebenthaler Gebiets nachgeordnet.

¹³¹ Ebd., S. 90.

¹³² Ebd., S. 89.

¹³³ F. Koch leitete die aus 139 Familien (867 Personen) bestehende Schwarzwälder Harmonie; Leibbrandt (wie Anm. 115), S. 121–122.

¹³⁴ Leibbrandt (wie Anm. 121), S. 91.

¹³⁵ Vgl. dazu Brandes (wie Anm. 115), S. 83–88.



Karte der deutschen Ansiedlungen in Südrussland, gezeichnet von J. Wiebe aus Tiede, auf Stein gezeichnet und gedruckt bei C. Knatz in Frankfurt a. M., [1850] – eine der ersten kartographischen Darstellungen der deutschen Kolonien in Neurussland um 1830.

Im Jahre 1813 wurde das sich über 55 597 Dessjatinen¹³⁶ erstreckende Beresaner Siedlungsgebiet mit dem Verwaltungssitz in Landau abgetrennt.¹³⁷

Den Ansiedlern von Friedrichsthal, Stuttgart und Waterloo wurde eine mit Gras, Feldblumen und Wildkräutern üppig bewachsene Steppe angewiesen, welche bis dahin von halbnomadischen Viehzüchtern gepachtet und als Viehweide benutzt wurde. Wohnungen trafen die Ansiedler dort keine an, auch Brunnen fanden sie nicht vor. Bis zum Bezug von Häusern hatten die Ansiedler mit provisorischen Behausungen – in der Regel Erdhütten – zurechtzukommen. Damit lehnten sich die Neuankömmlinge an die bauliche Tradition der in diesen Gebieten ansässigen Bevölkerung an.

Die Siedlungen Friedrichsthal und Stuttgart werden in der Forschungs- und heimatgeschichtlichen Literatur nicht näher lokalisiert. Eine Karte, die einem Beitrag über die im frühen 19. Jahrhundert in Südrussland entstandenen deutschen Kolonien beigelegt ist und den Siedlungsstand um 1830

¹³⁶ Dessjatine, russ. Flächenmaß; s. Anm. 120.

¹³⁷ Leibbrandt (wie Anm. 121), S. 81 ff.

wiedergibt, liefert aber nähere Auskunft zur geographischen Einordnung der schon kurze Zeit nach ihrer Gründung untergegangenen Kolonistendörfer.¹³⁸ Obwohl die Lagebeziehungen nicht immer eindeutig dargestellt sind und die Karte einige Maßstabsverzerrungen aufweist, vermittelt sie ein allgemein zuverlässiges Raumbild der deutschen Kolonien. Zumindest von den unweit gelegenen Beresaner Kolonien dürfte der aus dem 1805 gegründeten mennonitischen Tiege (Кочубеївка/Kotschubejijwka) im Molotschnaer Gebiet (Молочна/Молочна) stammende Kartenzeichner unmittelbare Kenntnis gehabt haben.¹³⁹

Die neuen Kolonistenorte bestanden aus Einwanderern, die von 1817 bis 1820 eingetroffen waren. Von den 96 Familien waren die württembergischen Migranten in der Mehrzahl (62 Familien). Die meisten stammten aus dem Oberen und Unteren Neckarkreis, hinzu kamen drei Familien, die wenige Jahre zuvor in Russland angelangt waren und sich den Neuangekommenen angeschlossen hatten. 17 Familien kamen aus dem Herzogtum Baden, wobei zwei Familien schon 1809 bzw. 1813 ausgewandert waren, neun Familien aus dem Kreis Posen in Preußisch-Polen und drei aus Ungarn.¹⁴⁰ Ähnlich war die Zusammensetzung der Bevölkerung im südwestlich gelegenen Johannesthal. Für die auf 66 Hofstellen ausgelegte Ansiedlung waren zunächst nur 34 Einwandererfamilien verfügbar, die meisten auch hier aus Württemberg.¹⁴¹ Die verbliebenen Hofstellen wurden Nachwanderern und besitzlosen Binnenwanderern angeboten.¹⁴² 1819 wurde in Friedrichsthal der Hausbau in Angriff genommen, fünf Jahre später war die Anlage der Siedlung abgeschlossen.¹⁴³ Errichtet wurden „planmäßige“, auf dem Reißbrett entworfene Kolonistenhäuser. Ein

¹³⁸ Die deutschen Colonien in Südrussland. Mit einer Karte. Mitgetheilt von Hrn. Walther, in Kesselstadt bei Hanau, früher preuß. Consul in Odessa, in: Germania. Archiv zur Kenntnis des deutschen Elements in allen Ländern der Erde, im Vereine mit mehreren hrsg. von Wilhelm Friedrich Karl Stricker, Teil 3, Frankfurt a. M., 1850, S. 137–141, hier: S. 137; Karte der deutschen Ansiedlungen in Südrussland, gezeichnet von J. Wiebe aus Tiege. Auf Stein gezeichnet und gedruckt bei C. Knatz in Frankfurt a. M. [1850]. Exemplar in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart, Geogr. oct. 2459–31850.

¹³⁹ In der statistischen Beilage zur Karte werden im Kreis Cherson (Херсон) nördlich von Otchakow (ukr. Очаків, russ. Очаков) folgende, auch kartographisch dargestellte Siedlungen aufgezählt: Mannheim, Rastadt, Neu-Rastadt, Worms, Waterloo, Rohrbach, Stuttgart, Speier, Friedrichsthal, Landau, Karlsruhe, Johannisthal und Sulz.

¹⁴⁰ Leibbrandt (wie Anm. 121), S. 91.

¹⁴¹ 27 Familien aus dem Königreich Württemberg, fünf aus Preußisch-Polen und jeweils eine Familie aus Sachsen und der Schweiz; Leibbrandt (wie Anm. 121), S. 86.

¹⁴² Im Jahre 1822 sind acht Familien, sog. „Warschauer“ Auswanderer, nachgezogen, zwei Jahre später folgten acht Familien aus Baden und von 1829 bis 1831 14 württembergische Familien. Es waren jedoch nicht nur Zuwanderungen zu verzeichnen, sondern 13 Familien haben den Ort im ersten Jahrzehnt verlassen. Ein nennenswerter Abgang erfolgte 1842, als 23 Familien in das osmanische Serbien auswanderten; siehe ebd., S. 86.

¹⁴³ Ebd., S. 89.

beschwerlicher Umstand beim Hausbau war in vielen Orten dieses Gebiets das Fehlen von Bausteinen, die aus weit entfernt gelegenen Steinbrüchen herbeibefördert wurden.¹⁴⁴

Trotz der Ansiedlungsbegünstigungen und Sonderrechte stellte sich bei den Kolonisten in wenigen Jahren große Enttäuschung ein. Der fruchtbare, aber schwer zu bearbeitende Boden und die klimatischen Verhältnisse des Gebietes, in das sie gekommen waren, unterschieden sich deutlich von jenen ihrer Heimat. Bei acht bis zehn Wochen lang ausbleibendem Regen, Hitze und trockenen Winden gestaltete sich im benachbarten Rohrbach die Erdoberfläche wie „Staub und Asche“.¹⁴⁵ Ausgewogener ist die Schilderung des südwestlich von Friedrichsthal gelegenen Kolonistenortes Johannesthal: „Der Boden [...] ist, wenn es nicht an Regen mangelt, fruchtbar; er bringt eine üppige Vegetation hervor und treibt das Getraide zu einer außerordentlichen Höhe; im entgegengesetzten Falle aber, wenn anhaltende Dürre eintritt, was oft der Fall ist, geräth auf dem ohnedies hitzigen lokern Boden wenig oder gar nichts.“¹⁴⁶ Die heißen und trockenen Frühsommer gefährdeten das Reifen der Feldfrüchte, die Landwirte konnten kaum ihre Saat einfahren. Die drei Jahrzehnte nach der Ansiedlung verfassten Gemeindeberichte verzeichnen häufige Missernten. Zudem bevölkerte zahlreiches „schädliches Ungeziefer“ – Heuschrecken, der graue Maikäfer und der Brachkäfer¹⁴⁷ – die südrussische Steppe, an dessen Allgegenwart sich die Einwanderer erst gewöhnen mussten.

Im Jahre 1824 wurden die Gemarkungen vieler Siedlungen von ungeheuren Heuschreckenschwärmen heimgesucht, die große Ernteschäden verursachten, so dass vielerorts den Kolonisten Nahrungsgeld und Saatfrucht verabfolgt werden musste.¹⁴⁸ Die Plage findet in allen Gemeindeberichten Erwähnung. Eindrucksvoll ist ihr Stellenwert in der Memoria-Bildung von Worms: „Mit Heuschrecken ward das Colonial-Land hier 5 Jahre hindurch überschwemmt, von 1823 während der Erndte bis im Jahre 1828, wo dieselbe plötzlich verschwanden. Viele, eine Unzahl, wurde durch Hülfe und Fürsorge der Obrigkeit, durch die Ansiedler selbst, ihren Pferden und Hornvieh, welche mit Gewalt in die Heuschreckenmassen hinein getrieben wurden, getödtet. Sie hinterließen jedoch bedeutende Spuren der Verwüstung. Denn während ihres Aufenthalts hieselbst, wurde wenig Heu und Früchte geerntet, dazu kam noch der überaus strenge Winter im Jahre 1824, woselbst sehr viel Vieh der Ansiedler dem Hungertode unterlag und dieselben gezwungen waren, nach Polen zu gehen und daselbst durch

¹⁴⁴ Ebd., S. 84.

¹⁴⁵ Ebd., S. 72.

¹⁴⁶ Ebd., S. 85.

¹⁴⁷ Ebd., S. 75.

¹⁴⁸ Brandes (wie Anm. 47), S. 78; Fleischhauer (wie Anm. 36), S. 166–167.



Friedrichsthal und andere deutsche Ansiedlungen im Beresaner Gebiet um 1830. Ausschnitt aus der Karte der deutschen Ansiedlungen in Südrussland von J. Wiebe (s. Seite 129).

„netz“ fanden die Ernten der Jahre 1837 und 1843 Eingang ins Gedächtnis der rückblickend Bericht erstattenden Dorfhonoratioren. Dem Missjahr 1834 folgten zwei Jahre „mit mittelmäßigen Erndten“¹⁵³. In der Johannesthaler Gemeinde blickte man dagegen gerne auf die „vorzüglichen Ernten“ in den Jahren 1825 und 1827 zurück. Der Ernteerlös setzte Kolonisten in den Stand, „ihre meist aus Semljanken bestehenden Wohnungen in ansehnliche Häuser zu verwandeln“.¹⁵⁴ In unguter Erinnerung hingegen blieben der totale Ernteausfall 1833 und die „Mißwachsahre“ 1834 und 1843, „wo nicht einmal die Aussaat geerntet wurde“.¹⁵⁵

Das nordöstliche Beresaner Gebiet war eine bei der damaligen Agrartechnik landwirtschaftlich nur eingeschränkt nutzbare Region. Es gab keine Wälder, die Lage der Siedlungen und der Boden waren für den in der alten Heimat gewohnten Wein- und Obstbau ungünstig. Aber erst der Wassermangel erklärt, warum in dem Steppengebiet frühere Nomadensiedlungen oder auch neuere planmäßig angelegte Niederlassungen nicht von Dauer waren.

Arbeit Früchte zum Unterhalt ihrer Familien zu verdienen.“¹⁴⁹ Der Umfang der Schäden variierte von Ort zu Ort. So blieben die von Heuschrecken im Jahre 1827 verursachten Verwüstungen den Einwohnern von Johannesthal nachhaltig in der Erinnerung haften.¹⁵⁰ Zudem dezimierten in den Jahren 1825 und 1829 verheerende Viehseuchen ihren Tierbestand.¹⁵¹

Rohrbach und Waterloo waren von mehreren Miswachs Jahren mit totalem Ernteausfall betroffen.¹⁵² Aufschlussreich für die Abwechslung von „guten“ und „schlechten“ Jahren ist der Gemeindebericht von Worms: In der kollektiven Erinnerung blieben die schweren Jahre 1818, 1825 und 1829, als „geseg-

¹⁴⁹ Leibbrandt (wie Anm. 121), S. 80.

¹⁵⁰ Ebd., S. 87.

¹⁵¹ Ebd., S. 80.

¹⁵² Siehe ebd., S. 75 und 84: „[...] da nur die Aussaat und noch weniger eingerntet wurde“.

¹⁵³ Ebd., S. 80.

¹⁵⁴ Ebd., S. 88; zu den Semljanken (Erdhütten) siehe Anm. 121.

¹⁵⁵ Ebd.

Die Erfahrungen mit den Boden- und Klimaverhältnissen trugen dazu bei, dass man sich frühzeitig auf die Vieh- und insbesondere auf die Schafzucht verlegte.¹⁵⁶ Die Zucht von Merinoschafen wurde vom Odessaer Fürsorgekontor schon im frühen 19. Jahrhundert mit Erfolg gefördert. In den 1820er Jahren besaßen einige Kolonien große Schafherden dieser ertragreichen Rasse. Mit dem demographischen Wachstum, dem gestiegenen Nahrungsbedarf und der verbesserten Marktverwertung des Getreides verlegten sich die Kolonistendörfer immer mehr auf Zugtier- und intensive Stallviehhaltung. So führte der Umbruch von Weideland für den Weizenanbau in Johannesthal schon 1841 zur Einstellung der Schafzucht.¹⁵⁷

Es war jedoch, wie gesagt, nicht der Mangel an Nahrung, sondern der Faktor Wasser, der sich nach Abschluss der Besiedlung auf die weitere Entwicklung der neueren Kolonistendörfer im Beresaner Gebiet auswirken sollte. Wassermangel¹⁵⁸ war das große Hindernis auch für die wirtschaftliche Entwicklung der nahegelegenen Siedlungen Friedrichsthal, Stuttgart und Waterloo. Die Fähigkeit der Agrarkolonien, genügend Nahrungsmittel zu produzieren, war letztlich von der jährlich verfügbaren Wassermenge abhängig. Bei lang anhaltenden Dürrezeiten stellte sich Wasserknappheit bis zu extremem Mangel ein. Das führte zu sinkenden Grundwasserspiegeln und zum Austrocknen der Flüsse. Die Steppenflüsse verkamen zu einem Rinnsal, umso mehr als der Hauptfluss Beresan auch bei in diesem Gebiet normalen Niederschlagsmengen nur im Unterlauf das ganze Jahr Wasser führte. Schon die ersten Ansiedlungen sahen sich mit dem Wasserproblem konfrontiert. Die Wasserverfügbarkeit der einzelnen benachbarten Kolonien war jedoch sehr unterschiedlich. Rohrbach beispielsweise hatte gutes Trinkwasser und blieb auch in niederschlagsarmen Jahren von Wassermangel verschont.¹⁵⁹ Das südwestlich von Friedrichsthal, in der Mitte zwischen den ca. 20 km voneinander entfernten Ansiedlungen Rohrbach und Landau liegende Johannesthal wurde in der Nähe der Sasika-Quelle auf einer Anhöhe angelegt. Wegen Wassermangel musste der Ort später einen Kilometer talabwärts verlegt werden.¹⁶⁰

Die südrussische Kolonistenverwaltung bezog ihr Wissen sowohl aus der Erfahrung mit deutschen Einwanderern im vorausgehenden Jahrhundert im Wolgagebiet als auch aus den Erkenntnissen der habsburgischen Verwaltung in den benachbarten Zuwanderungsregionen Galizien und Bukowina.

¹⁵⁶ Siehe Dokumentenanhang 8.1.

¹⁵⁷ Leibbrandt (wie Anm. 121), S. 88; siehe auch Brandes (wie Anm. 47), S. 79.

¹⁵⁸ Zur Wasserversorgung in den südrussischen Kolonien siehe vor allem die richtungweisenden Überlegungen von Dmytro Myeshkov: *Die Schwarzmeerdeutschen und ihre Welten 1781–1871* (Veröffentlichungen zur Kultur und Geschichte im östlichen Europa, 30), Essen 2008, S. 201–208.

¹⁵⁹ Leibbrandt (wie Anm. 121), S. 72.

¹⁶⁰ Ebd., S. 85–87.

Die Kolonisationsräume im Schwarzmeergebiet sollten nach einheitlichen Grundsätzen besiedelt werden. Die Vereinheitlichung der Haus-, Hof- und Siedlungsform war nicht nur eine Voraussetzung für eine kostengünstige „serielle“ Ausführung, sie vereinfachte auch die Planung und reduzierte den Verwaltungsaufwand. Die Kolonistenverwaltung – das 1818 im Zuge institutioneller Reorganisation geschaffene Fürsorgekomitee für ausländische Kolonisten in Südrussland mit dem Sitz in Cherson – versuchte daher, in den neu zu besiedelnden Gebieten einen Standard der Wohn- und Wirtschaftsweise zu schaffen, der den von der planenden Verwaltung anerkannten bautechnischen, funktionalen und sozialen Anforderungen entsprach.

Die Siedlungsform war von wirtschaftspolitischen Wertvorstellungen der Kolonistenverwaltung wie auch der mit dem Ansiedlungswesen befassten übergeordneten Verwaltungsstellen bestimmt. Letzteren waren die Faktoren und Zusammenhänge, die eine umfassende Gestaltung der menschlichen Umwelt bestimmten, nur teilweise bekannt. Zudem waren diese Verwaltungsinstanzen auch nicht mit der Lebens- und Wirtschaftsweise der Einwanderer vertraut, auf die sich vor allem Einflussfaktoren wie die natürlichen Gegebenheiten (Boden, Klima usw.) auswirkten.¹⁶¹

Hier wie in anderen ost- und südosteuropäischen Siedlungsregionen verzeichnete die staatliche Siedlungstätigkeit daher auch Rückschläge, die auf Defizite bei der Siedlungsplanung, insbesondere bei der Standortwahl, zurückzuführen waren. Friedrichsthal, Stuttgart und Waterloo stellen solche Fälle dar. Zum einen wurden gewisse Begrenzungsfaktoren bei der Planung nicht berücksichtigt, zum anderen bestimmten diese das Scheitern der Ansiedlung. Die teils unerfahrenen Kolonisten – vielfach Handwerker in ihrem Herkunftsland – waren den angetroffenen Boden- und Klimaverhältnissen zunächst nicht gewachsen. Für weitere Jahre sollte ein großer Teil der Kolonisten auf staatliche Unterstützung angewiesen sein. Schon nach kurzer Zeit zeigte sich, dass die zugewiesenen Gemarkungen vielfach ungeeignet für Bodenkultur und Viehzucht waren. Wegen des häufig auftretenden Wassermangels und der bereits erwähnten Heuschreckeninvasion¹⁶² sahen sich die Kolonisten „nicht im Stand, unsere Wirtschaft höher zu bringen“. Nicht nur, dass die Menschen den Heuschreckenschwärmen hilflos ausgesetzt waren, auch dem Wassermangel war nicht durch klassische Mittel – Anlegung von Brunnen und Dämmen – beizukommen. Vereint in der Not

¹⁶¹ Amos Rapoport: *Pour une anthropologie de la maison* [Originalausgabe: *House Form and Culture*. Englewood Cliffs, New York 1969], Paris 1972, S. 64–67 und 82–85.

¹⁶² „[...] was uns aber noch mehr Muthlosigkeit brachte, war das Heuschreckenheer, welche auch noch die Feldfrüchten verzehrten und wir also kein Wasser und kein brodt mehr hatten, um unser Vieh im Wintert zu nähren, waren wir genöthiget, in die nördliche Gubern[ie] sie zu bringen.“ Leibbrandt (wie Anm. 121), S. 93.

klagten die Beresaner Kolonien über diesen Dauerzustand beim Hauptfürsorgekomitee und baten um Abhilfe durch Verlegung in einen anderen Ansiedlungsort. Im Jahr 1827 wandten sich die Schulzen der drei betroffenen Orte mit einer Bittschrift an Zarin Alexandra Feodorowna zwecks Übereignung einer wasserreichen Steppe.¹⁶³ Nach Fürsprache des Hauptfürsorgers, General der Infanterie Iwan Inzow, gab das Ministerkomitee 1829 ihrem Wunsch nach, in eine Gegend mit hinreichendem Wasser zu ziehen. Der Leiter des Hauptfürsorgekomitees verwies sie auf eine im Großliebenthaler Gebiet, 15 Werst nördlich von Odessa liegende Steppe in staatlichem Besitz.¹⁶⁴ Schon während der ersten alexandrinischen Ansiedlung im Schwarzmeergebiet waren von 1804 bis 1810 im Umland von Odessa elf Kolonien – sieben evangelische und vier katholische – entstanden, die ältesten deutschen Ansiedlungen im Schwarzmeergebiet überhaupt. Die Großliebenthaler Kolonien wurden auf dem Land angelegt, das aufgrund einer Verordnung des Zaren Nikolaus I. (Ukas vom 17. Oktober 1803) vom Statthalter von Odessa und späteren Generalstatthalter von Neurussland (die Gouvernements Cherson, Jekaterinoslaw und Krim), Armand du Plessis Herzog Richelieu, durch Kauf erworben wurde. Zusammen mit den dortigen, von den Kolonisten „Kronsland“ bezeichneten staatlichen Domänen erstreckte sich das Großliebenthaler Gebiet auf 34 212 Dessjatinen, so dass durch Neuziehung der Gemarkungsgrenzen neue Ansiedlungsflächen ausgewiesen werden konnten, eine Praxis, die auch in den südungarischen Ansiedlungen auf Kammerdomänen anzutreffen ist.¹⁶⁵

Die Bewohner der drei Kolonien (94 Familien) legten die neue, nach dem beim Fürsorgekomitee tätigen Leutnant Otto Hermann von Güldenschantz benannte Siedlung Güldendorf an. Anteilsmäßig waren die drei aufgelassenen Siedlungen annähernd gleich daran beteiligt: 60 Familien stammten aus Friedrichsthal und Stuttgart, 34 aus Waterloo. Hinsichtlich der Herkunft war die Bevölkerung mehrheitlich württembergisch (65 Familien). Weitere Ansiedlerfamilien kamen aus Baden (17), Preußisch-Polen (9) und aus Ungarn (3).¹⁶⁶ Mehrere Bewohner von Friedrichsthal und Stuttgart waren schon in den 1820er Jahren weggezogen, andere wiederum wurden von umliegenden Altkolonien, vor allem von Johannesthal,

¹⁶³ Leibbrandt (wie Anm. 121), S. 89.

¹⁶⁴ Myeshkov (wie Anm. 158), S. 204, Anm. 35. 1 Werst = 0,14 376 geographische Meilen; sieben Werst kommen somit einer geographischen Meile gleich. Das damalige Längenmaß entspricht 1066,78 Meter.

¹⁶⁵ *Istorija sela Šukk* [Geschichte des Dorfes Schuck/Šukk], Stichwort „Güldendorf“, S. 352, in: www.schuk.ru/1/orte/ortsv_g.pdf (Stand: 23. 05. 2012).

¹⁶⁶ Ulrich Mertens: *Handbuch der Russland-Deutschen. Ein Nachschlagewerk zur russland-deutschen und deutsch-russischen Geschichte und Kultur (mit Ortsverzeichnis ehemaliger Siedlungsgebiete)*, hrsg. vom Historischen Forschungsverein der Deutschen aus Russland e. V., Arbeitskreis 2: *Geschichte/Deutsche Ostsiedlungen*, Nürnberg 2001, S. 312.

aufgenommen. Bis 1858 sollte die Einwohnerzahl Güldendorfs auf 1058 ansteigen.

Bei der Umsiedlung nach Güldendorf blieben zwanzig Familien mit Genehmigung von General Inzow zurück. Sie schlossen sich 1833 in der neuen Kolonie Waterloo zusammen. Obwohl dies in dem 1819 gegründeten, etwa 30 km nordöstlich von Beresiwka (Березівка, russ. Березовка/Beresowka) liegenden evangelischen Waterloo (heute Ставки/Stawky) zunächst umstritten war. 1834 wurde der Siedlungsstandort gemeinsam mit 14 neu angekommenen Familien – Binnenwanderer und Nachzügler im Rahmen der Kettenwanderung – innerhalb der bestehenden Gemarkung auf eigene Kosten verlegt, der Name der Kolonie blieb unverändert.¹⁶⁷ Bis 1848 sollte die Bevölkerung von ursprünglich 200 auf 375 Einwohner ansteigen. Durch Anlage von Brunnen und eines Dammes auf der Gemarkung von Stuttgart, weiterer Brunnen auf der westlichen, an Rohrbach angrenzenden Gemarkung¹⁶⁸ wie auch von Wasserspeichern (Zisternen) trat zwar eine Verbesserung in der Wasserversorgung ein, bei akutem Wassermangel musste dieses allerdings aus dem etwa 10 km entfernten katholischen Speyer besorgt werden.

Im Herbst 1829 bereiteten die künftigen Siedler in Güldendorf den Ackerboden für die Frühjahrsaussaat vor. Die Umsiedlung wurde im darauffolgenden Frühjahr durchgeführt.¹⁶⁹ Die Umsiedler erhielten drei weitere steuerfreie Jahre, wofür sich General Inzow einsetzte.¹⁷⁰ Auch hier fanden sie keine Häuser vor und wohnten in Zelten und Erdhütten. Erst nachdem der Ackerboden bestellt war, konnten sie zum Bau von Planhäusern und zur Anlegung von Brunnen schreiten.¹⁷¹ Der Hausbau nahm acht Jahre in Anspruch, viele Höfe waren von Steinmauern umgeben.¹⁷²

In der Siedlungsgeschichte der russlanddeutschen Kolonien scheinen Ortsverlegungen auf den ersten Blick eher eine Ausnahme zu sein.¹⁷³ Umsiedlungen auf eine größere Distanz kommen selten vor. Häufiger sind hier

¹⁶⁷ Leibbrandt (wie Anm. 121), S. 80–81. Von den Ersteinwohnern der Zweitgründung stammten zwei Familien aus Rheinbayern, 13 aus Baden, zwölf aus Württemberg – davon waren acht Familien 1817/22 und vier Familien 1832/33 ausgewandert –, sechs aus Preußisch-Polen und eine Familie aus dem Kaisertum Österreich. Der Zeitpunkt der Einwanderung dieser Familien erstreckt sich über drei Jahrzehnte, von 1804 bis 1834, was eine schwierige Eingliederung nahelegt.

¹⁶⁸ Ebd., S. 83.

¹⁶⁹ Myeshkov (wie Anm. 158), S. 203–204.

¹⁷⁰ Leibbrandt (wie Anm. 121), S. 92.

¹⁷¹ Ebd., S. 93.

¹⁷² Ebd., S. 89.

¹⁷³ Olga V. Konovalova (Red.): *Popečitel'nyj Komitet ob inostrannyx poselencach Južnogo kraja Rossii 1799–1876*. Tom 3: *Annotirovannaja opis' del 1827–1833 gg.* [Fürsorgekomitee für ausländische Ansiedler in Südrussland 1799–1876. Bd. 3: Annotiertes Findbuch. Akten der Jahre 1827–1833], Odessa 2000, S. 3.

wie auch in den habsburgischen Kolonisationsräumen in Südosteuropa Planungs- und Standortkorrekturen innerhalb der Ortsgemarkung anzutreffen. Die Verfügbarkeit von sauberem Trinkwasser spielte eine Schlüsselrolle für das wirtschaftliche Fortkommen der Ansiedlungen und für ihre nachhaltige Entwicklung. Das Beispiel der drei Beresaner Siedlungen veranschaulicht daher nicht nur die Wasserproblematik, sondern wirft ein bezeichnendes Licht auf die Standortsuche bei der Anlage neuer Siedlungen. Die berechnete Befürchtung, dass auch in Zukunft nicht genug Wasser für die Bedürfnisse in Haushalt und vor allem in der Landwirtschaft vorhanden sein wird, hat den Wunsch zur Umsiedlung bestimmt.

Epidemien und Missernten kennzeichneten das Leben der Güldendorfer Kolonisten in den frühen 1830er Jahren. Die ganz Südrussland erfassende totale Missernte im Jahre 1833 und die schlechte Ernte im darauffolgenden Jahr führten zu einer Hungerkrise mit zahlreichen Opfern. Rinder und Schafe wurden notgeschlachtet, soweit sie nicht ebenso wie Pferde auf entfernte Weideplätze gebracht werden konnten. Der Briefschreiber Jakob Hutt schildert die hereinbrechende Katastrophe aus persönlicher Betroffenheit.¹⁷⁴ Für den gottergebenen pietistischen Gemeindevorstand von Güldendorf waren die ersten leidvollen Erfahrungen indessen Teil der Heilsgeschichte: „Zufrieden mit allem, wie es Gott führte und fügte, empfanden wir doch auch im Jahr 1832 seine züchtigende Hand. Er sendete unter unser Vieh die Hornseuche, dabei wir vieles Vieh verloren haben, unerschrocken über den Verlust ließ Er der Herr seine Hand noch schwerer auf uns lasten, und entzog uns seinen Segen in den Jahren 1833 und 1834, dass die Erde nicht mehr ihre Frucht gab und gänzlicher Mißwachs war, welches viele unserer Kolonisten zurückbrachte in der Wirthschaft, doch Der die last auflegte, half sie auch tragen und seegnete uns wieder.“¹⁷⁵

Früher als andere Kolonien konnten sich Dörfer des Großliebenthaler Gebiets „in Stand setzen“. Die Nähe zur aufstrebenden See- und Handelsstadt Odessa belebte die wirtschaftliche Entwicklung der neuen Kolonie. Hier konnten die Güldendorfer zum einen ihre landwirtschaftlichen Produkte verkaufen und zum anderen bot sich ihnen die Gelegenheit für einen Nebenverdienst. Wenn auf dem Felde nicht viel zu tun war, übernahmen sie Fuhren bis in entfernte Gebiete. Das Fürsorgekomitee unterstützte das Transportgewerbe durch die unentgeltliche Ausstellung von Reisepässen.¹⁷⁶ Ob die Grötzingener Auswandererfamilie an dieser Entwicklung Teil hatte, ist nicht bekannt. Güldendorf blühte im Sog des Odessaer Wirtschaftsbooms jedenfalls in kurzer Zeit auf. Auch die Folgen von Missjahren konnten durch Kauf bei Nachbarn, welche Erträge im Überfluss hatten,

¹⁷⁴ Dokumentenanhang 8.4.

¹⁷⁵ Leibbrandt (wie Anm. 121), S. 92 f.

¹⁷⁶ Ebd., S. 93 f.



Die See- und Handelsstadt Odessa um 1840. Ansicht auf Briefpapier.

wie auch durch die Einrichtung von Vorratsmagazinen abgemildert werden.¹⁷⁷

Die guten Ernten der folgenden Jahre förderten jedoch den wirtschaftlichen Aufschwung der Kolonien in Bessarabien und Südrussland ganz allgemein. Der verstärkte Schiffsverkehr im Schwarzen Meer und der Ausbau der Donaudampfschiffahrt im unteren Abschnitt der Wasserstraße verschafften dem südrussischen Weizen einen steigenden Absatzmarkt. Die südrussische Steppe wurde zur neuen Kornkammer Westeuropas. Die Bauern konnten daher immer mehr Weide- in Ackerland verwandeln. Die Ausweitung war möglich, da sie den Erlös ihrer Ernte zunehmend in Zugvieh und verbesserte landwirtschaftliche Geräte – vor allem Pflüge und Eggen – investieren konnten.

3. Der Auswandererbrief

Überträgt man die gemeinhin akzeptierte klassische Definition des Briefes¹⁷⁸ auf Migrationskontexte, so sind Auswandererbriefe oder Migrantenbriefe (*emmigrant letters*, *lettres d'émigrés*) als private Mitteilungen von Migranten an Empfänger im Herkunftsgebiet zu betrachten, die in der Regel als Privatpersonen angesprochen werden. Ihre Inhalte nehmen Bezug auf die Lebenswelt einzelner Personen und Familien, die in einen Migrationskontext eingebettet sind und diesen den zurückgebliebenen Familien-

¹⁷⁷ Ebd., S. 94.

¹⁷⁸ Georg Steinhausen: *Geschichte des deutschen Briefes*, Bd. 1.2., Berlin 1889–1891, ist nach wie vor ein obligatorischer bibliographischer Bezugspunkt.

angehörigen auf eine bestimmte Art und Weise vermitteln. Sie erschließen Aspekte der Wahrnehmung des Reisevorgangs, der An- und Einpassung in das neue gesellschaftliche, wirtschaftliche, konfessionelle, ethnische und kulturelle Umfeld, wie auch ein bisher vernachlässigtes Feld der Migrationsforschung: die in der Anfangsphase fortdauernden, mit interessanten kommunikations- und integrationsgeschichtlichen Fragestellungen verbundenen Bindungen zu zurückgebliebenen Familienangehörigen und Freunden.¹⁷⁹ Anlass für die Entstehung der meisten überlieferten Briefe württembergischer Auswanderer sind Erbschaftsangelegenheiten,¹⁸⁰ jene Schnittstelle, die vielfach das Interesse an der Aufrechterhaltung und die Intensität der Beziehungen zwischen den Auswanderern und zurückgebliebenen Familienmitgliedern und Verwandten bestimmt. Unter Migrationsbedingungen steigt die Wichtigkeit der Familie. Briefe und Erbschaftsakten erlauben es, diese als Ganzes zu betrachten und die Beziehungen der Familienmitglieder untereinander und zu Verwandten zu untersuchen.

Bei den ermittelten Texten handelt es sich vor allem um sogenannte „pure“ Familienbriefe, also um Briefe, die im erweiterten Familienverband an Eltern, Geschwister, Großeltern, Verwandte, Freunde und Ehepartner geschrieben wurden. Die Beziehungen zwischen den Korrespondenzpartnern waren aber sowohl verwandtschafts- als auch gegenstandsbedingt und sind daher im privaten wie im zivilrechtlichen Bereich anzusiedeln. Die Stellung der Partner im Briefwechsel war dennoch unterschiedlich. So

¹⁷⁹ Zur theoretischen Diskussion und zum methodischen Zugang siehe Orm Överland: Learning to read Immigrant Letters. Reflections Towards a Textual Theory, in: Norwegian-American Essays, hrsg. von Oyvind Gulliksen, Oslo 1996, S. 207–227; David Gerber: The Immigrant Letter between Positivism and Populism. The Use of Immigrant Personal Correspondence in 20th Century American scholarship, in: Journal of American History 16, 1997, 4, S. 3–34; Michel Papy: Les lettres ordinaires, terrain de l'histoire, in: Alinéa 10, 1999, S. 125–151; Ariane Brunteon-Governatori: Lettres et correspondances d'émigrés (XIXe–XXe siècles). Une source à recueillir et explorer, in: Par monts et par vaux. Migrations et voyages, hrsg. von A. Brunteon-Governatori, Montbrison 2002, S. 85–105; Bruce S. Elliott; David A. Gerber; Suzanne Sinke (Hrsg.): Letters across borders: the epistolary practices of international migrants, hrsg. von der Carleton University, Carleton Centre for the History of Migration, New York 2006 (darin Wolfgang Helbich; Walter D. Kamphoefner: How Representative are Emigrant Letters? An Exploration of the German Case, S. 29–55); für südwestdeutsche Briefzeugnisse: Hansmartin Schwarzmaier: Auswandererbriefe aus Nordamerika. Quellen im Grenzbereich von Geschichtlicher Landeskunde, Wanderungsforschung und Literatursoziologie, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 126 (1978), S. 303–369. Ein früher kulturwissenschaftlicher Zugang geht auf Peter Assion zurück: Von Hessen in die Neue Welt. Eine Sozial- und Kulturgeschichte der hessischen Amerikaauswanderung mit Text- und Bilddokumenten, Frankfurt 1987.

¹⁸⁰ Karl-Peter Krauss: „Mit einem Bündel sind sie gekommen“? Geldtransfer aus dem Deutschen Reich nach Ungarn, in: G. Seewann, K.-P. Krauss, N. Spannenberger (Hrsg.): Die Ansiedlung der Deutschen in Ungarn. Beiträge zum Neuaufbau des Königreiches nach der Türkenzeit (Buchreihe der Kommission für Geschichte und Kultur der Deutschen in Südosteuropa, 40), München 2010, S. 125–172.

haben wir es nicht selten mit Familienmitgliedern zu tun, die in ihrer Funktion als amtlich bestellte Vermögensverwalter („Pfleger“) auftraten. Bei der Verwaltung der Erbschaft überschneiden sich der private Bereich und das staatliche Interesse. Ihr haben wir die archivische Aufbewahrung der Briefe als Originale oder in kopialer Überlieferung zu verdanken. Bei neuzeitlichen Auswanderern – nicht nur nach Ost- und Südosteuropa – sind Bürgerschaft und Pflugschaft als eine relevante, aktenproduzierende Institution zu bewerten, da die Obrigkeit die Aufsicht über diese Angelegenheiten von finanzieller Bedeutung für den Staat hatte und zu rechtlichem Handeln befugt war. Dies wirkte sich auch auf den Fluss der Korrespondenz aus: Ohne die Erbsache hätte der gesamte Briefwechsel eine zweifelsohne geringere Intensität aufgewiesen.

Die erhaltenen Briefe werfen ein bezeichnendes Licht auf einen wichtigen Lebensabschnitt zahlreicher Familien und bilden neben den Eintragungen in die Kirchenregister die einzige Grundlage für jene familiengeschichtliche Entwicklungsphasen, die im Zusammenhang mit den Siedlungsprozessen in den Zielgebieten und den damit verbundenen Binnenwanderungen stehen. Aus den erhaltenen Schreiben ist nur selten ersichtlich, wie lange der Briefverkehr gepflegt wurde. Nach der Erledigung der Erbsache war die Privatkorrespondenz nicht mehr Objekt obrigkeitlichen Interesses und administrativer Aufbewahrung. Dauerhaftigkeit war im betrachteten Zeitraum nur äußerst selten der Fall. In der Regel haben wir es mit Einzelstücken zu tun, selten sind Briefreihen erhalten geblieben. In der vorliegenden Briefauswahl sind sie dennoch überdurchschnittlich vertreten: aus Ungarn (1850–1853 und 1855–1856), Siebenbürgen (1847/48) und Südrussland (1822–1833). Die Briefserien von Angehörigen bestimmter, durch hohe Mobilität gekennzeichneter Berufe (Soldaten und Offiziere, Handwerker) weisen Absenderorte, die in mehreren Ländern und Regionen liegen, auf.

Die Inhalte der Auswandererbriefe sind vielschichtig. Ähnlich wie viele andere Privatbriefarten weisen Auswandererbriefe eine bunte thematische Fülle auf. Jenseits der dieser Textgattung eigenen stilistischen Formelhaftigkeit bieten sie bruchstückhafte Einsichten in die Erfahrungswelt der Einwanderer. Sie enthalten punktuelle Auskünfte über die Reise und Reisebedingungen, Ernte und Preise. Preisangaben und -vergleiche gehören zum klassischen Repertoire der Mitteilungen von Bauern und Handwerkern, zumal noch in einer Zeit des Anstiegs der Preise sowohl im Herkunfts- als auch im Zielgebiet infolge hoher Kriegskosten und wachsender Staatsschulden. Im Folgenden werden vier große Themenkomplexe skizziert.

4. Thematische Inhalte von Auswandererbriefen aus Reutlingen und Umgebung

4.1 Kontaktintensität und -dauer

An mehreren Fallbeispielen sollen die wesentlichen Briefinhalte aufgezeigt werden. Eine komplexere Analyse bleibt weiteren, speziellen Untersuchungen überlassen. Wenn auch die ost- und südosteuropäische Briefüberlieferung im Vergleich zu der Übersee-Auswanderung spärlich ist, so war der Briefwechsel doch häufiger als bisher angenommen. Ein Mittelstädter Auswanderer hat Ende des 18. Jahrhunderts die Seltenheit des Briefwechsels wie auch die Geschwindigkeit und Sicherheit der Postbeförderung auf den Punkt gebracht: „auf der prif mus man gedult haben, nur fleissig betten.“¹⁸¹ Die bisherige Forschung hat im Allgemeinen eine rasche und abrupte Unterbrechung der Beziehungen deutscher Auswanderer nach Ost- und Südosteuropa zu der alten Heimat angenommen. Aufgegebene Beziehungen werden oft nach vielen Jahren in Verlassenschaftskontexten meist kurzzeitig wieder aufgenommen.

Die Intensität der hier untersuchten Briefwechsel ist sehr unterschiedlich. Wenn der letzte Brief zwei Jahre zurücklag,¹⁸² kann man schon von Kontaktpflege sprechen. Meist lagen die letzten Lebenszeichen viele Jahre zurück: „Es sind bereits 17 Jahre verflossen, daß ich aus meinem Vaterland und aus der mitte meines heimatlichen Bodens ausgewandert bin, und während dieser zeit sehr wenig nachricht von mir eingeloffen ist, weil ich noch sehr wenig geschrieben habe. Ich habe zwar schon 2 mal geschrieben, aber keine antwort erhalten.“¹⁸³ Oft hatte man keine Kenntnis über das Schicksal der Eltern und Geschwister.¹⁸⁴ Das Ausbleiben von Nachrichten konnte nur rhetorisch gerechtfertigt werden: „Viele meiner Freunde werden mich schon für Tod erklärt haben, weil ich so lange nicht schreibe oder geschrieben habe. Aber was soll ich so oft schreiben? Soll ich liegen oder prahlen oder mehrere meiner landsleute den auswanderungs Geist in den Kopf jagen? Nein, das kann ich nicht.“¹⁸⁵ Als Identitätsnachweis dient oft der mitgelieferte Einblick in die verwandtschaftlichen Beziehungen¹⁸⁶ oder die von Kirchen- und Verwaltungsämtern durch Personalurkunden beglaubigte Personenübereinstimmung (Tauf-, Trau- und Todesschein) bis zur

¹⁸¹ Dokumentenanhang 1.

¹⁸² Dokumentenanhang 8.2.

¹⁸³ Dokumentenanhang 4.1.

¹⁸⁴ Dokumentenanhang 4.2 und 5.1.

¹⁸⁵ Dokumentenanhang 4.1.

¹⁸⁶ Dokumentenanhang 4.2.

Familienrekonstruktion (Erarbeitung von Stammbäumen durch Pflugschaftsämter oder die Betroffenen selbst).

Entfernung und Beförderungszeit wirkten sich auch auf die Intensität des Briefwechsels aus. Häufig wird die Beförderungsdauer festgehalten. So schreibt der 1817 nach „Russisch-Kaukasien“ (Grusien) ausgewanderte Küfer Johannes Maier: „Euer Schreiben vom 8ten Julli 1827 habe ich den 24. Februar 1828 richtig erhalten.“¹⁸⁷ Fast ebenso viel Zeit brauchte damals ein Brief aus Japan.

4.2 Familienbeziehungen und soziale Netzwerke

Auswanderung bedeutete im ausgehenden 18. und im frühen 19. Jahrhundert in der Regel einen Abschied für immer.¹⁸⁸ Aus der Ferne konnte die Kommunikation zu den zurückgelassenen Familienangehörigen nur über das Medium Brief hergestellt werden: „Euer an mich überschicktes schreiben vom 8ten october [1]848 habe ich mit größten Freuden erhalten, worüber wir uns alle eurer guten Vollkommenheit freuten, und wünschen auch ferner hin, daß, wenn wir uns nicht mehr Persönlich sehen, wähnigstens unser Schreiben die fröhlichste Nachricht eines vom anderen Vernehmen können.“¹⁸⁹

Die Korrespondenzpartner sind häufig Verwandte, daher geben die Briefinhalte Aufschluss insbesondere über das familiäre und verwandtschaftliche („freundschaftliche“) Umfeld der Auswandererfamilien und den Lebenskreis ihrer Angehörigen.¹⁹⁰ Begrüßung und Grüße sind aufschlussreich für das Verwandtschaftsnetz der Briefschreiber und verweisen auf den Rezeptionskreis des Schreibens: „An Euch, Eure Lieben zu Förderst meine Aller Herz Liebste und Treuheste Leibliche Mutter und Schwieger Mutter, wie auch Brüder, Schwestern, Schwäger und Geschweihen, Freunde, Bekante, Verwandte, Gönner und Miß Gönner, besonders auch der Mutter

¹⁸⁷ GemA Walddorf, R 297, Nr. 7, Brief des Johannes Maier (*20.10.1794), 22. März 1828, Katharinenfeld (heute georg. ბოლნისი, russ. Bolnisi, dt. auch Bolnissi). Zur Entwicklung der 1818 nahe Tiflis gegründeten Kolonie siehe Ernst Allmendinger: Bolnisi. Ein deutsches Dorf im Kaukasus, Neustadt a. d. Weinstraße 1989; Andreas Groß: Missionare und Kolonisten: Die Basler und die Hermannsbürger Mission in Georgien am Beispiel der Kolonie Katharinenfeld, 1818–1870, Hamburg 1998.

¹⁸⁸ Dokumentenanhang 5.2.

¹⁸⁹ Ebd.

¹⁹⁰ Über Familienbeziehungen im Migrationskontext siehe Eugene Litwak: Geographic Mobility and Extended Family Cohesion, in: American Sociological Review 25, 1960, S. 385–394; Laurence Fontaine: Solidarités familiales et logiques migratoires en pays de montagne à l'époque moderne, in: Annales. Économies, Sociétés, Civilisations 45, 1990, S. 1433–1450; Sylvie Beaudreau; Yves Frenette: Les stratégies familiales des francophones de la Nouvelle-Angleterre. Perspective diachronique, in: Sociologie et sociétés 26, 1994, nr. 1, S. 167–178.

Schwester in Nürtingen, die Groß-Eltern meines Sohns Andreas, alle Obrigkeit[lichen] Herrn, Geistlichen und Welt[lichen] Stands über haubt Alle, die mein Schreiben Lesen, hören und nach mir Fragen oder meiner Gedencken Thun und was noch am leben ist.“¹⁹¹ Grüße werden nicht nur an Familienglieder, sondern auch an andere Bezugspersonen wie Pfarrer, Schultheißen, Schulmeister, Pfliegvater und „Jugendfreunde“ entrichtet.¹⁹² Dabei kann vielfältiges Grüßen als ein Indiz für Heimweh gewertet werden. Ein Brief belegt den recht frühen Rückgriff auf das Medium Fotografie (1865) zur Übermittlung von Botschaften mit Familienbezug.¹⁹³

Neben der Anforderung von Personalurkunden (z. B. Taufschein, Entlassung aus der Orts- und Staatsbürgerschaft) bestimmen zurückgebliebenes Vermögen und Erbschaft oft die Schreibmotivation¹⁹⁴ und die Anknüpfung oder Wiederaufnahme von Familienbeziehungen. Der Anspruch auf das zustehende Vermögen ist häufig der Anlass, mit der Auswanderung unterbrochene Familienbeziehungen wieder aufzunehmen.¹⁹⁵ Die Schreiben an Pfliegeltern, Schultheißenamt bzw. Ortsrichter oder Waisengericht geben Auskunft über den Umfang des Vermögens, das Verwandtschaftsverhältnis, rechtlich-administrative Aspekte des Pfleg- und Erbschaftsvorgangs wie auch den Verwendungszweck der geerbten Güter.¹⁹⁶ Prekäre Familiensituation, Krankheit¹⁹⁷ oder anstehende Heirat bilden den Hauptgrund für die Anforderung des zustehenden Erbschaftsteils.

Die in den Briefen enthaltenen Informationen beziehen sich nicht selten auf Mitauswanderer.¹⁹⁸ Geschildert werden zufällige Begegnungen mit Landsleuten – so auf dem Markt von Odessa¹⁹⁹ – oder man erkundigt sich über zurückgebliebene Bekannte.²⁰⁰ Aus den Mitteilungen werden somit die sozialen Netzwerke ersichtlich, in die die Briefschreiber am Zielort eingebunden sind. Dies erzeugt einen Multiplikatoreneffekt bei dem Adressaten.

Die Zahl der im Schreiben namentlich angesprochenen Familienangehörigen, Verwandten und Bekannten weist auf den Rezeptionsgrad des Briefes hin. Die württembergische Kettenwanderung in das Banat oder in das Schwarzmeergebiet, wovon die familiengeschichtlichen Forschungen Zeugnis ablegen, macht die breite und anhaltende Wirkung der Korrespon-

¹⁹¹ Dokumentenanhang 8.1.

¹⁹² Ebd.

¹⁹³ Dokumentenanhang 6.

¹⁹⁴ Dokumentenanhang 6 und 7.

¹⁹⁵ Dokumentenanhang 5.1.

¹⁹⁶ Dokumentenanhang 3.2, 3.4, 4.1, 5.1, 5.2, 8.3 und 8.4.

¹⁹⁷ Dokumentenanhang 7.

¹⁹⁸ Dokumentenanhang 4.2.

¹⁹⁹ Dokumentenanhang 8.4.

²⁰⁰ Dokumentenanhang 8.2.

denz auf lokaler und landschaftlicher Ebene offensichtlich. Man zeigte nämlich einander die Briefe, die nicht sehr zahlreich eingingen. So kam über die überlieferten sozialen Kommunikationsformen das ganze Dorf zur Kenntnis der Neuigkeiten aus dem Einwanderungsgebiet. Schließlich wollten alle wissen, ob die Auswanderer in ihrer neuen Heimat sich zum Guten hin verbessert, es zu etwas gebracht haben, oder, wie manche es von Anfang an voraussahen glaubten, ähnlich wie in der alten Heimat gescheitert waren und arm geblieben sind. Auswandererbriefe sind ein Spiegelbild der Wahrnehmung von Raum und Menschen durch die Einwanderer. Sie waren direkt oder indirekt auf die Beeinflussung der Meinung zurückgebliebener unentschlossener oder auswanderungswilliger Familienmitglieder und Dorfbewohner ausgerichtet. In ihrer Einfachheit entsprechen die Aussagen der mentalen Einstellung der Briefschreiber.

4.3 Reise, Ansiedlung und Migrantenschicksal

Aus dem Briefwechsel gewinnen wir zunächst tiefere Einsichten in die Beweggründe, die zur Entscheidung geführt haben, auszuwandern bzw. nicht zurückzukehren, wie auch in den Reiseverlauf und die verschiedenen Phasen der Sesshaftwerdung (An- und Umsiedlung). Die Auswanderer berichten ihren zurückgebliebenen Familiengliedern nicht nur über ihre Familien, sondern auch über ihre Erfolge oder Unfähigkeit, ihre Erwartungen, Enttäuschungen und Verzweiflung. Sie beschreiben mehr oder weniger eindringlich, an welchen Vorgängen des Reise- und Ansiedlungsgeschehens sie teil hatten, wie es ihnen bei der Ankunft erging und wie ihre neue Lebenssituation subjektiv wahrgenommen wurde. Dabei werden die Handlungsspielräume der Einwanderer ausschnitthaft erkennbar.

So schildert der Mittelstädter Auswanderer Johann Georg Schlotterbeck ausführlich die 420 Wegstunden lange Reise ins Banat: „Wir haben von Trausens auf Belgrad vier hundert Stunden. Von Belgrad haben wir zwanzig Stunden bis auf Freudenthal [...] Aber ich habe niemand kommen. Die Reise ist das Ärgste gewesen.“²⁰¹ Nachzügler werden nicht nur auf die Marschroute²⁰², sondern auch auf Zollbestimmungen²⁰³ verwiesen. Im Unterschied zu den Briefen des 18. Jahrhunderts ist der Stellenwert dieser Informationen geringer.

Der An- und Umsiedlungsvorgang im südrussischen Friedrichsthal wird ausführlich von der Grötzinger Auswandererfamilie Hutt beschrieben: Ansiedlungsvorteile (Vorschüsse, steuerfreie Jahre), Siedlungsgründung, Hausbau, Zuteilung der Hofstellen. Trotz der Anfangsschwierigkeiten sind

²⁰¹ Dokumentenanhang 1.

²⁰² Dokumentenanhang 8.1.

²⁰³ Siehe Dokumentenanhang 1, Einfuhrverbote.

die Hutts mit ihrer Situation zufrieden. Durch den Verweis auf den Handwerkerbedarf werben sie für die Auswanderung: „Alle Profeseon Gehen hier, auf dörffer sind Schmit, Schuhmacher, Schneider, weber, die nothwendigste und haben Guten Verdienst. Mancher Nährt sich viel beser als auf einem Bauren Gut. Brodt Find Alles. Für dich Schwager mit deinen Vielen Kinder Währe es Gar nicht Gefehlt, wen du nur hier währest.“²⁰⁴

Die meisten Auswanderer verbinden mit ihrer Abreise eine soziale Besserstellung im Zielgebiet. Sie sind stolz auf ihre Kolonisteneigenschaft und das von ihnen in kurzer Zeit Erreichte. Der Statuswechsel vom württembergischen Handwerker zum Kolonisten und Ackersmann wird als Aufstieg bewertet: „[...] und bin in desen Allerseitiger auf Richtiger und mit Gegründeter Redlicher wahrheit beschriebener Neuer Colonist in Sued Ruszland im Perresaner-Gebiets amt auf der Canzlei Landau bey Odessa am Schwarzen Meer [...] auf der Neuen Colonie Friedrichsthal.“²⁰⁵

Migration bedeutete jedoch nicht nur sozialen Aufstieg, sondern sie barg auch die Möglichkeit des sozialen Scheiterns. In der Regel wird die Richtigkeit der Auswanderungsentscheidung nicht in Frage gestellt.²⁰⁶ Wenn sie auch nicht im „Überfluss“²⁰⁷ lebten und an unterschiedlichen Migrationserfahrungen²⁰⁸ teilhatten, so war letztendlich der berufliche Erfolg für das Zurechtfinden im Zielland entscheidend.²⁰⁹ Gescheiterte Migranten bereuen ihre Entscheidung²¹⁰ und preisen Württemberg als das ideale Land²¹¹. Die positive, rhetorisch aufgeladene Außenwahrnehmung des Herkunftslandes²¹² kann auch auf Eingliederungsschwierigkeiten und Heimweh verweisen. Wenn sich die württembergischen Auswanderer auch „draußen“²¹³ verorten, so bekennen sie sich noch immer zu ihrem Herkunftsland.

4.4 Wahrnehmung von Land und Leuten

Auswandererbriefe heben generell den Ressourcenreichtum des Ansiedlungsgebiets hervor. Naturräumliche und wirtschaftliche Gegebenheiten als existenzielle Grundvoraussetzung angestrebten Wohlstands und geglückter

²⁰⁴ Dokumentenanhang 8.1.

²⁰⁵ Ebd.

²⁰⁶ Dokumentenanhang 3.3.

²⁰⁷ Dokumentenanhang 5.1.

²⁰⁸ Dokumentenanhang 3.4, „Erfahrung lärt alles“.

²⁰⁹ Dokumentenanhang 5.2.

²¹⁰ Dokumentenanhang 4.1: „Der Goldene Wahlspruch bleibt ein und derselbe, bleibe im Land und ernähre dich redlich“.

²¹¹ Dokumentenanhang 4.2.

²¹² Dokumentenanhang 3.4.

²¹³ Dokumentenanhang 1, 3.4 und 8.2.

Eingliederung bilden ein vorrangiges Thema. Die Auswanderer nach Südrussland hatten vor allem die große Hungersnot aus den Jahren 1816/17, vor der sie geflohen waren und die nebst der prekären Existenzsituation ihre Auswanderungsentscheidung bestimmt hat, wie auch die Gefahr von deren Wiederkehr im Kopf. Nicht nur das Bild der alten Heimat war von dieser existenziellen Erfahrung geprägt, sondern auch jenes des Einwanderungslandes. Denn die ersten Jahre im Ansiedlungsgebiet waren bei vielen von Krankheit und familiären Rückschlägen geprägt. Die Briefschreiber schildern ihre persönliche und familiäre Situation und Befindlichkeit und beziehen in ihre Mitteilungen auch wirtschaftliche Indikatoren, die für die Daseinssituation aufschlussreich sein können, ein: Berufsstand und -ausichten, neue Ortsgründungen, leerstehende Liegenschaften, Ernteerträge, Marktpreise von Grundnahrungsmitteln. Unter dem Gesichtspunkt der Auswanderungsmotivation künftiger Migranten konnten solche Angaben beeindrucken und werbewirksam sein, aber auch abschreckend und hemmend für die Entscheidungsfindung von Nachzüglern innerhalb der häufigen Kettenwanderung. Mitteilungen über erworbenen Besitz und erwartete oder eingefahrene Ernte sind obligatorische Bezugspunkte für den Beweis des erreichten Wohlstands.

Häufig wird eine positive, fast austauschbare Raumbewertung vorgenommen: „Das land ist Bald durch Aus eben, Recht Gut und Frucht bahr und Bringt Alles hervor, was der Mensch zur erhaltung seines lebens nöthig hat. [...] doch kan man Alles Bauen und Pflanzen, sey was es wolle. [...] Hier find ein Fleisiger Mensch sein Brod doch mit Ringerer Müh als in Deutschland“,²¹⁴ so die Grötzingen Auswanderer über das Beresaner Gebiet. Dagegen erfährt man kaum etwas über die angetroffene eingesessene Bevölkerung. Die Familie Schlotterbeck berichtet lediglich, dass sie „bey Christlich leuth, brafe leudt“²¹⁵ – wahrscheinlich bei rumänischen Hausbesitzern – vorübergehend einquartiert sind. Betonter ist die Wahrnehmung wirtschaftlicher Verhältnisse, wogegen soziale Zustände unterbelichtet bleiben.

Ressourcenreichtum und Wohlstand werden auch an Ernteerträgen und wohlfeilen Preisen für Grundnahrungsmittel²¹⁶ festgemacht. Die Briefschreiber zeigen sich aber auch an der Ernte und der ökonomischen Situation in ihrem Herkunftsland interessiert.²¹⁷ Ungarn-Auswanderer vernehmen anhand der Preisentwicklung den wirtschaftlichen Wandel, der das Land mit der Einkehr friedlicher Zustände nach 1849 erfasst hat, Lebens-

²¹⁴ Dokumentenanhang 8.1.

²¹⁵ Dokumentenanhang 1.

²¹⁶ Dokumentenanhang 1 und 8.1.

²¹⁷ Dokumentenanhang 5.2.

mittel und Handwerkerlöhne steigen an.²¹⁸ Die Grund- und Immobilienpreise zogen infolge der Grundentlastung und dem damit verbundenen freien Verkehr von Grund und Boden an.²¹⁹ Aber nicht nur Staatsverschuldung und Umbau des Wirtschaftssystems nährten die Inflation. Auch Naturkatastrophen wie das von Überschwemmungen gefolgte Missjahr 1863 konnten Teuerung herbeiführen.²²⁰ Selten wurde Kritik an den gesellschaftlichen Zuständen, z. B. am überholten Abgabensystem geäußert.²²¹ Unterentwickelte Marktwirtschaft und Geldmangel kennzeichneten hingegen die wirtschaftliche Entwicklung der Russlandansiedler um 1830: „[...] wir haben jetzt brod, aber leider kein geldt, es ist bey uns sehr Rahr. Die Früchten sind sehr wollfeil, das es noch gar nicht so gewesen ist. Das 10 Simri korn oder Roken nach eurem meß gildt nach Eurem Geld 1 f 20 xr und so geht es durch alle satten, es mag heissen, wie es will, nehmllich weizen, korn, Haber, gersten und dergleichen.“²²²

4.5 Gruppenidentität und Heimatbewusstsein

Typisch für evangelische Auswanderer aus Württemberg sind die konfessionellen Bindungen als wichtigstes Merkmal der Gemeinschaftsbildung in der neuen Heimat. Die Auswanderer sehnten sich nach konfessioneller Geschlossenheit, ihre innerregionale Mobilität wurde von der Konfessionszugehörigkeit bestimmt.²²³ Daher bilden Zugehörigkeit und Heimatbewusstsein einen weiteren wichtigen Aspekt der Briefinhalte. Die Sprachgemeinschaft der Kolonistengesellschaft bot zunächst nur einen beschränkten Halt, im konfessionellen Bereich bestimmte das Prinzip der Trennung das Zusammenleben. Das Religiöse hatte unter den deutschen Einwanderern eine wichtige Bindungsfunktion und einen hohen Identitätswert. Bis zum Toleranzedikt von Kaiser Joseph II. 1781 scheiterte das Sesshaftwerden protestantischer Einwanderer in den südungarischen Kameralansiedlungen, vor allem in dem bis 1778 eigenständigen Temeswarer Banat an den bestehenden konfessionellen Rahmenbedingungen. Gemessen am Anteil der Protestanten an der deutschen Bevölkerung in den ungarischen Siedlungsgebieten (Banat, Batschka, Tolna) ist die Briefüberlieferung dieser Auswanderergruppe überproportional vertreten. Dies lag sicherlich auch an dem

²¹⁸ Dokumentenanhang 3.2 und 3.4.

²¹⁹ Dokumentenanhang 3.4.

²²⁰ Ebd.

²²¹ Dokumentenanhang 3.1.

²²² Dokumentenanhang 8.2.

²²³ Vgl. dazu N. Spannenberger: Konfession und Gruppenbildungsprozesse bei den deutschen Migranten in Ungarn des 18. Jahrhunderts, in: Konfessionelle Pluralität als Herausforderung, Koexistenz und Konflikt in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, hrsg. von J. Bahlcke [u. a.], Leipzig 2006, S. 603–618; D. Brandes (wie. Anm. 47), S. 78–84.

Bildungsvorsprung gegenüber den mehrheitlich katholischen Auswanderern, der im Bereich der Schreibfähigkeit zum Tragen kam.²²⁴ Die meist aus Württemberg, teils auch aus hessischen und linksrheinischen Gebieten stammenden protestantischen Einwanderer wollten unter Deutschen leben, grenzten sich aber in einem zweiten Schritt von dem Ethnizitätsprinzip auch schon wieder ab, indem sie der Konfession Vorrang gaben.

Auch in den südrussischen Ansiedlungsgebieten trennten konfessionelle Grenzen Lutheraner, Katholiken, Mennoniten und andere religiöse Splittergruppen voneinander, selbst in bikonfessionellen Siedlungen. Beziehungen wurden vor allem zu gleichkonfessionellen Nachbarn geknüpft. Die Entfernung zwischen den einzelnen Siedlungsgebieten mit unterschiedlichen wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Prägungen stellte allerdings ein Kommunikationshindernis dar.

Württembergische Auswanderer verleihen in den Briefen oft ihrer mäßig bis streng pietistischen Gottesgläubigkeit Ausdruck, wobei sie auf rhetorische Tropen aus Bibelversen zurückgreifen.²²⁵ Die Briefe enthalten gelegentlich Angaben über kirchliche Zustände, Pfarrei und Schule.²²⁶ Der Auswanderer Schlotterbeck legt Wert darauf, seinen Adressaten den Schulbesuch seiner Kinder mitzuteilen: „Mein Kinder kommen Alle tag zwey mahl in die schuhl. Sie wandt gelerd aus ihre Büchlen wie drausen.“²²⁷ Erwähnung finden auch religiöse Feste, wie die Konfirmation der Kinder.²²⁸

Identitätsbildung und Heimatbewusstsein sind oft an symbolische Objekte gebunden: Gebets-, Predigt- und Konfirmationsbücher²²⁹ oder auch Alltagsgegenstände wie eine Pfeife²³⁰ oder eine Uhr. So empfahlen Auswanderer nach Südrussland Nachziehenden, religiöse Bücher, Schulbücher oder Uhren mitzubringen: „[...] die Neueste begeben heiten zu beschreiben, da meine seele ist Neuschierig um Vatterlands begebenheit zu wissen und dencket, daß ihr mir ein starcken Buch und 2 Kinderlehr mit Confir-

²²⁴ Handwerker evangelischer Konfession weisen bis Mitte des 19. Jahrhunderts im Allgemeinen bessere Schreibfähigkeiten auf, wenn auch die vorliegende Briefauswahl Gegenbeispiele bereithält; siehe Dokumentenanhang 3.1 und 3.2.

²²⁵ Dokumentenanhang 5.2, 8.3 und 8.4.

²²⁶ Dokumentenanhang 1 und 8.1.

²²⁷ Dokumentenanhang 1.

²²⁸ Dokumentenanhang 8.2.

²²⁹ Dokumentenanhang 1 und 8.1; Brief des Christian Breitmeier aus Teplitz an seinen Pfleger Vater Johannes Haug vom 21. August 1844, GemA Pliezhausen, Rh 107, Nr. 1. Der 1817 von 98 Familien aus Württemberg gegründete Kolonistenort Teplitz (heute *Теплиця/Теплытсыя, Odes'ka oblast', Ukraine*) liegt ca. 4 km westlich der zwei Jahre zuvor entstandenen Ansiedlung Arzis (dt. auch Arcis, ukr. *Арциз/Artsyz*).

²³⁰ Brief der Geschwister Johann Michael, Georg Friedrich und Rosina Barbara Eisele aus Teplitz an Johann Georg Kühfuß, Schultheiß in Riederich, vom 17. September 1833, GemA Riederich, R 230, Nr. 1.

mations buchlein und eine stuben Uhr bringt oder schicket.“²³¹ Johann Schlotterbeck konnte schon wenige Monate nach seiner Ankunft im Banat verkünden: „... hab in Freudenthal eine bibel gekauft, eine evangelische.“²³² Der Erwerb des Buches ist als Ausdruck religiösen Empfindens und überkommener kollektiver Haltungen zu deuten.

4.6 Bedrohte Ordnungen – Krankheit und Tod, Naturkatastrophen und Krieg

Es ist bis heute selbstverständlich, dass neben Familienereignissen der Gesundheitszustand berichtenswert ist und in Briefen ein wichtiges Mitteilungsmotiv darstellt. Mitteilungswürdig waren Familienerweiterung, Krankheit und Tod. Auch die Briefe württembergischer Auswanderer enthalten viele Angaben über ihre körperliche Befindlichkeit, über Leben und Tod²³³ von Familienangehörigen. Im Unterschied zu Amtsberichten und Pressemeldungen über die Auswirkungen von Massenerkrankungen individualisiert sich in Briefen der Tod: Es geht immer um das Ableben eines Familienmitglieds, eines nahen Verwandten oder gemeinsamen Freundes sowie von Bekannten.

Bis ins 19. Jahrhundert hinein wiesen bestimmte Zielregionen wie beispielsweise das Banat hohe Mortalitätsraten auf. Eine wichtige Akkomodationskrankheit und häufige Todesursache war das gefürchtete „Ungarische“ oder „Banatische Fieber“²³⁴, das viele Einwanderer dahinraffte. Auch der Banatauswanderer Johann Schlotterbeck aus Mittelstadt erwähnt die Fiebererkrankungen seiner Familienangehörigen.²³⁵ Während des Türkenkrieges zogen sie auch die im Südbanat und in Syrmien stationierte Belagerungsarmee in Mitleidenschaft: Allein von Anfang Juni 1788 bis Ende Mai 1789 starben 8000 Soldaten vor allem an Fieber und Ruhr. Die seit dem 17. Jahrhundert bekannte, von der größeren auf die kleinere Raumeinheit übertragene Redewendung „Ungarn/Banat, Grab der Deutschen“ schien abermals ihre Bestätigung gefunden zu haben.

Bis ins 19. Jahrhundert hinein hatten Fieberepidemien²³⁶ oft einen tödlichen Ausgang. Aber auch Siebenbürgen- und Russlandauswanderer wurden vom „Fieber“ befallen. Michael Kurz aus Sondelfingen konnte

²³¹ Dokumentenanhang 8.1.

²³² Dokumentenanhang 1.

²³³ Dokumentenanhang 1, 4.1, 4.2 und 8.1.

²³⁴ Vor allem in sumpfigen Gebieten war die Malaria, auch Sumpf- oder Wechselfieber genannt, die häufig auftretende Form; vgl. dazu Josef Stitzl: Der Morbus Hungaricus im Banat (Sonderabdruck aus „Medizinische Zeitschrift. Fachblatt der deutschen Ärzte in Rumänien“ 11, Heft 4/5), Hermannstadt 1937.

²³⁵ Dokumentenanhang 1.

²³⁶ Ebd.

zum Jahresende 1848 aus Siebenbürgen mitteilen, dass er die lange Krankheit überstanden hat: „Ich gedachte auch nicht diesen ganzen Sommer, daß ich euch noch einmal schreiben werde, den acht Tage nach Ostern wante mich das Fieber an, daß ich nicht mehr gedacht, euch noch einmahl zu schreiben. Ich war den ganzen Sommer so krank, daß ich nicht mehr gehen konnte. Ich dacht, ich bin von Gott verlassen, aber Gott der Allmächtige hat mir wieder geholfen. [...] Ich habe anfangs october wieder Beßerung gefangen und bin wieder frisch und gesund.“²³⁷

Folgt man dem bekannten Auswandererspruch „Dem Ersten der Tod, dem Zweiten die Not, dem Dritten das Brot!“, gewissermaßen auch ein mythenförderndes ideologisches Konstrukt, war die Veralltäglicung des Todes für die erste Generation der Kolonisten im 18. Jahrhundert in bestimmten Kolonisationsräumen kennzeichnend. Mit Ausnahme von Epidemiezeiten verlagerte sich seit dem frühen 19. Jahrhundert das Massensterben aus dem Alltag der Ansiedler in den privaten Raum.

Auch die deutschen Ansiedlungen in Südrussland blieben vor epidemischen Krankheiten nicht verschont, allerdings war die Sterblichkeit in den ersten Jahren nach der Ansiedlung geringer als in den südungarischen Gebieten. Typhusartige Infektionskrankheiten traten vor allem in den Kolonien der Odessaer Niederlassung periodisch in Erscheinung.²³⁸ Die wenigen Fälle von Massensterben hatten epidemische Ursachen. So fanden im Jahr 1817 zahlreiche Auswanderer in der Quarantänestation Ismail den Tod und brachten die russische Auswanderung in öffentlichen Verruf. Den Ansiedlern in ost- und südosteuropäischen Zielregionen setzten aber vor allem die Pest 1811 und die beiden Choleraepidemien von 1816 und 1831 zu. Die nach Güldendorf umgesiedelte Grötzinger Familie wählte sich 1833 glücklich, den beiden Pandemien der zurückliegenden Jahre entkommen zu sein: „obschon die Pest und die Brechruhr verheerend um uns her wüthete, so ist unsere Colonie doch verschont geblieben, uns hat es nicht getroffen.“²³⁹

Nicht weniger als Epidemien bedrohten auch individuelle Not hervorriefende Naturkatastrophen und klimatische Auswüchse das gewohnte Ordnungsgefüge. Missernten, „Fehljahre“ und Hunger werden daher von den Briefschreibern ausdrücklich thematisiert.²⁴⁰ Den Auswanderern entgeht auch nicht die Württemberg ebenfalls heimsuchende mitteleuropäische Hungerkrise von 1847. Ihr Wissen schöpften sie aus Reiseberichten und Presseinformationen.²⁴¹

²³⁷ Dokumentenanhang 5.2.

²³⁸ Myeshkov (wie Anm. 158), S. 187.

²³⁹ Dokumentenanhang 8.3.

²⁴⁰ Dokumentenanhang 6 und 8.1.

²⁴¹ Dokumentenanhang 5.1.

Kriege waren im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert wichtigste Zeitereignisse und ein wesentliches Merkmal des südosteuropäischen Kolonisationsraumes, dem die Ansiedler seit dem Ende des Großen Türkenkrieges 1699 zuströmten. Spätestens seit der ersten Belagerung Wiens 1529 gehörten die Türkenkriege im römisch-deutschen Reich zur Ordnung der Welt.²⁴² Wegen der anhaltenden Türkengefahr verordnete Herzog Christoph von Württemberg im Jahre 1566, „dass von allen kanzeln die obschwebende Gefahr den Zuhörern beweglich vorgestellt, ein gewisses Gebet in den öffentlichen Gottesdiensten und von männiglich privatim gebetet, auch täglich um 12 Uhr eine besondere Glocke, die Türkenglocke, geläutet werden solle, eine halbe Viertelstunde lang.“²⁴³

Die vorliegende Briefauswahl setzt mit dem letzten Türkenkrieg mit habsburgischer Beteiligung (1788–1791) ein.²⁴⁴ Obwohl die Einwanderer aus Mittelstadt nah an der Grenze zum Osmanischen Reich angesiedelt waren und der Friedensschluss noch ausstand, bildet der Verlauf des Krieges, den sie aus nächster Nähe wahrnehmen konnten, und seine unmittelbar erfahrenen Auswirkungen im Südbanat (Nahrungs- und Futterknappheit, Preissteigerungen) kein Thema für Johann Schlotterbeck. Seine Mitteilungen enthalten keine Informationen etwa über die ständige Türkengefahr oder die Bedrohungen durch die Grenzlage. Eher sieht er deren Vorteile: Bei erfolgreichem Kriegsausgang hätten sich jenseits der Donau neue Ansiedlungsmöglichkeiten ergeben.

In der Regel verbreitete sich die Nachricht von Kriegsereignissen (Kriegsausbruch, militärische Handlungen, Fluchtbewegungen, zivile Opfer, Friedensverhandlungen) an der europäischen Peripherie und vor allem im österreichisch-osmanischen Grenzraum rasch. Beim Ausbruch eines neuen Krieges wurde das vergangene Kriegsereignis allem Anschein nach immer wieder erinnert und rekonstruiert, um einen Sinnzusammenhang herzustellen. So ist es nicht verwunderlich, dass hartnäckige Kriegsgerüchte auch einen hohen Mitteilungswert hatten: „Wir glauben, bis frühjahr da gibt es Krieg mit dem Türker, da kommen wir hinüber, da ist es noch besser als hir. Wir haben von hir bis Turgei 18 Stund“²⁴⁵, wurde in einem Schreiben aus dem Jahre 1818 ins württembergische Haberschlacht berichtet. Die

²⁴² Hans Joachim Kissling: Türkenfurcht und Türkenhoffnung im 15./16. Jahrhundert, in: Südost-Forschungen 23 (1964), S. 1–18.

²⁴³ Gerhard Raff: Württemberg und Ungarn, in: Suevia Pannonica. Archiv der Deutschen aus Ungarn 5 (15), 1987, S. 46–62.

²⁴⁴ Dokumentenanhang 1.

²⁴⁵ Umgerechnet ca. 90 km; StA Ludwigsburg, F 258 Bü. 255, Unterfasz. 2, Nr. 8 2/3: Brief des Johann Jakob Bihrlle und des Jakob Friedrich Bihrlle aus Königsgnad an den Bruder bzw. Onkel Adam Bihrlle aus Haberschlacht vom 1. Dezember 1818. Zu der Briefreihe vgl. M. Wolf: Aus dem württembergischen Haberschlacht nach Königsgnad im Banat. Briefe südwestdeutscher Auswanderer in ihre alte Heimat, in: Österreichisch-Siebenbürgische

„Türkei“ – darunter ist der osmanische Machtbereich zu verstehen – war wohl für alle ein Name, den man angesichts der Instabilität auf dem Balkan im Gedächtnis abrufbereit behielt. Ob aber die württembergischen Empfänger der Nachricht sich überhaupt die territorialen, geographischen und politischen Gegebenheiten vorstellen konnten, ist fraglich.

Es liegt an der räumlichen Nähe der Ereignisse, an der persönlichen Betroffenheit durch den Bürgerkrieg und an der medialen Berichterstattung, dass die Wahrnehmung der Revolution von 1848/49 in Ungarn²⁴⁶ die Briefinhalte stark prägt. Die militärischen Ereignisse in der Endphase des innenpolitischen Konfliktes, das Schicksal des Revolutionsführers Kossuth, die Situation in der nachrevolutionären Zeit (Belagerungszustand, Einquartierungslast durch habsburgische bzw. kroatische Besatzungstruppen, Zukunftsängste) werden als mitteilenswert erachtet²⁴⁷: „[...] daß Ungarische volck ist Sehr unruhich. Der Gorsut [Kossuth] ist mit Seiner arme[e] und mit der Ungarische krone in der Durcke. Jaz [Jetzt] Hort man, daß sich der Kros-Suldan ins Fäld richten dudt. Er will der Ungarischer arme[e] zur Hülfe Stähen. wan es göth, wie wir alle dag hören, Bleibt dieses jahr Bei uns kein Stein auf dem andern. Der Ungarische Adel ist Sehr kros und Starck [...]. Wier haben daß Land voll Främde Fälcker [Kriegsvolk, Soldaten]. Ich habe 2 Man im kwatdier [Quartier] Seidt den 5. janer [Januar]. Sie zähren uns aus.“²⁴⁸

Der Handwerker Michael Kurz aus Sondelfingen schildert die „große Unruhe“, die Siebenbürgen infolge der Revolution²⁴⁹ erfasst hat. Schreckensbilder vermitteln das Geschehen und die Gefühlslage des Briefschreibers: „[...] es hat Frucht, Wein, Welschkorn, alles genug gegeben. Aber verzehrt ihr es auch in Frieden. Bey uns ist große Unruhe, alles muß Egsezieren [exerzieren] und in den Krieg ziehen und viele tausende von den Ungaren haben ihr leben laßen müssen, liegen an den Straßen Todgeschlagen, begrabt sie auch niemand und ihre Weiber und Kinder Sch[m]achten in

Kulturbeiträge. Ein Sammelband der Österreich-Bibliothek Cluj-Napoca–Klausenburg–Koložsvár, hrsg. von Rudolf Gräf, Cluj-Napoca 2005, S. 47–92.

²⁴⁶ Holger Fischer (Hrsg.): Die ungarische Revolution von 1848/49. Vergleichende Aspekte der Revolutionen in Ungarn und Deutschland (Beiträge zur deutschen und europäischen Geschichte, 27), Hamburg 1999; Thomas Kletečka: Die ungarische Revolution 1848/49 aus Wiener Sicht, in: Südostdeutsches Archiv 42/43 (1999/2000), S. 47–56; Róbert Hermann: Der König von Ungarn im Kampf gegen den Kaiser von Österreich 1849, in: Ungarn-Jahrbuch 24 (1998/99), S. 69–86; P. Hanák: 1848. Bedeutung für das ungarische Nationalbewusstsein, in: P. Hanák (Hrsg.) (wie Anm. 96), S. 281–319; György Spira: Die Pester Deutschen und die ungarische Revolution von 1848/49, in: Deutsche im revolutionären Ungarn 1848–49, hrsg. von P. Hanák, Péter Simon, Budapest 1998, S. 29–54.

²⁴⁷ Dokumentenanhang 3.1 und 3.3.

²⁴⁸ Dokumentenanhang 3.1.

²⁴⁹ M. Kroner: Die Siebenbürger Sachsen und die Banater Schwaben in den Revolutionsjahren 1848/49, in: Zeitschrift für Siebenbürgische Landeskunde 17 (1994), S. 144–155.

Kummer und Elend. Ihr schreibt nichts von diesem. Ist es den[n] bey euch Friede? Ich bin nicht im stande, euch alles zu schreiben, wie es bey uns zugeht.“²⁵⁰ Die Revolutionsschrecken sollten noch lange nachwirken und die Erinnerung der Einwanderer oder Handwerker auf Wanderschaft prägen.²⁵¹

Für viele württembergische Einwanderer bedeutete der Ausbruch der Revolution von 1848/49 und die Zuspitzung des siebenbürgischen Nationalitätenkonflikts – eine ihnen bis dahin unbekannte Erscheinung – einen Rückschlag für ihre Bemühungen, in der siebenbürgisch-sächsischen Gesellschaft Fuß zu fassen. Die dadurch entstandene wirtschaftliche und politische Unsicherheit wurde in mehreren Fällen zum Auslöser der Rückwanderung in der frühen nachrevolutionären, sogenannten neo-absolutistischen Zeit.

Die Auswanderin aus Sindelfingen Maria Dorothea Schäfer wurde nicht nur Zeitzeugin geschichtswirksamer Ereignisse, der Nationalitätenkonflikt in Siebenbürgen sollte sich während der Revolution von 1848/49 schicksalhaft auch auf ihr Leben auswirken und ihre Erfahrung mit Land und Leuten nachhaltig prägen: „[...] nach einem Aufenthalt von ca 7/4 Jahren am 8. Jenner 1849 ein Einfall der Wallachen²⁵² in die Stadt stattfand, welcher meinem Mann das Leben kostete und uns zugleich um alles, was wir hatten, brachte. Während unseres Aufenthalts in Enyed²⁵³ gebar ich am 17. März 1848 einen Kindlein, der noch am Leben ist. Der Einfall der Wallachen hatte mitten in der Nacht statt. Als wir davon hörten, rafften wir uns auf, mein Mann ging, nachdem wir schon zum Haus heraus waren, um uns zu verstecken, nochmals hierauf, um für das Kind, das ich trug, noch einen Brot zu holen und selbst auch noch bessere Hosen anzuziehen [...]. Die ganze Stadt stand in Flammen, so dass man nicht mehr dort ver[w]eilen könnte, sondern alle sich entfernen mussten, zumal auch niergend noch etwas zu essen gefunden wurde [...].“²⁵⁴ Der Bürgerkrieg in Siebenbürgen stellte eine punktuelle Erfahrung dar, die über die sozialen Konflikte in dem Herkunftsland der Auswanderin weit hinausging.

In eindrucksvollen Briefen schildert der Handwerker Johann Georg Letsch aus Ostdorf die vor allem vom ungarisch-serbischen Nationalitätenkonflikt geprägten Revolutionsergebnisse im südwestlichen Banat, im Banater Abschnitt der österreichischen Militärgrenze. In einem ethnisch

²⁵⁰ Dokumentenanhang 5.2.

²⁵¹ Dokumentenanhang 7.

²⁵² Der damalige, abwertend verwendete und von der rumänischen Nationalbewegung beanstandete Volksname der Rumänen.

²⁵³ Strassburg am Mieresch, rum. Aiud, ung. Nagyenyed, Rumänien.

²⁵⁴ StA Ludwigsburg, F 157 Bü. 99 i, Qu. 3; vgl. dazu M. Wolf: In den Mühlen der Bürokratie: Der Fall der Rückkehrerin Dorothea Schäfer aus Siebenbürgen nach Württemberg, in: Zeitschrift für Siebenbürgische Landeskunde 26 (2003), (97.) Jg., Heft 2, S. 160–183.

gemischten Dorf wohnend, geriet er selbst unter die Räder der beiden Konfliktparteien und bezahlte mit seinem Leben.²⁵⁵ Auch der Handwerker Johann Lang berichtet aus dem südosttransdanubischen Murga über das unversöhnliche, zu gewaltsamen Ausbrüchen führende Verhältnis zwischen Ungarn und „Griechen“ – gemeint sind Serben. Die Konfession war auf der Ebene des „kleinen Mannes“ weiterhin das wichtigste Differenzierungsmerkmal in der Fremdwahrnehmung.²⁵⁶ Dabei zeigt sich auch bei diesem lokalen Ausschnitt, dass Briefe authentische Quellen für die Wahrnehmung und Beurteilung von makrogeschichtlich relevanten Ereignissen durch Einwanderer in ihrer neuen Heimat bilden.

4.7 Kommunikationsstrukturen und Postrouten

Der Briefwechsel weist nicht zuletzt auf bestimmte Kommunikations- und Verkehrsstrukturen im regionalen, innerstaatlichen und zwischenstaatlichen Bereich hin. Um einen guten Kontakt zur alten Heimat aufrechtzuerhalten, war eine geographische Orientierung notwendig, die im Wesentlichen auf der Kenntnis von Raumstrukturen, Verkehrsinfrastruktur und Postrouten beruhte. Eine Vielfalt von Informationen in den ausgewählten Briefen bezieht sich auf die institutionellen Voraussetzungen und die Herstellung von Kommunikation durch Postverkehr. Wertvoll sind die Angaben über die Beförderungsrouten und -preise, denen gerade in einer Zeit des Wandels in den Organisationsstrukturen der Post wie auch der Entfernungsbewältigung (Einführung der Dampfschiffe im Donauverkehr 1829, forcierter Eisenbahnbau nach 1850) ein unverkennbarer Dokumentationswert zukommt. Die Frage der Postroute beispielsweise hatte eine praktische Bedeutung, da von ihr die Höhe der Postgebühren abhängig war. Die „mentale Karte“, also die räumlichen Vorstellungen, die einem Postkurs in der Wahrnehmung des Absenders zugrunde lagen, konnte mehrere Routenvarianten zum gleichen Zielort ermöglichen. Der Auftraggeber, auf Sicherheit, Zeit und insbesondere auf Kosten bedacht, erteilte seinen Briefpartnern aus seiner Erfahrung heraus den Rat, die eine oder andere Postroute zu nehmen. Die damaligen Briefschreiber und Auftraggeber von Post- und Geldsendungen hatten es zweifellos ungleich schwerer als wir heute. Wie die nachfolgenden Adressierungsbeispiele zeigen, beruhte das geographische Wissen seinerzeit eher auf dem linearen als auf dem Flächen-

²⁵⁵ Siehe dazu M. Wolf: *Scrisori din Granița Militară Bănățeană. Corespondența privată a coloniștilor germani ca sursă istorică*, in: Ioan-Aurel Pop; Ioan Bolovan (red.): *Călător prin istorie. Omagiu profesorului Liviu Maior la împlinirea vârstei de 70 de ani*, Cluj-Napoca 2010, S. 59–81.

²⁵⁶ Dokumentenanhang 3.2.

raum. Die Routenwahrnehmung – aufeinanderfolgende Poststationen mit Drehscheibenfunktion – legte die Bewegungsrichtung fest: (1) „An Herrn Herrn Joh. Baltes Tochtermann beriemter Lohgerber Meister in Reutlingen per Studtgart Franco Duderstadt“²⁵⁷; (2) „von Grätz An Herrn Herrn Friedrich Uber, bürgerlicher Secklermeister in der Kanzleystrassen zu Reittlingen in Wirtenberg a Reittlingen Wirtemberg, Über Salzburg nach München und so weiter“²⁵⁸; (3) „An Herr H[errn] Christian Müller in Königreich Würtemberg ober Amts-Stadt Nürtingen Markt Städtle Krözingen, Zito, zito durch das Land hin biß in mein Vatterland.“²⁵⁹

Weitere kommunikationsgeschichtliche Aspekte, die zum Tragen kommen, sind Postbestimmungen (Beförderungsvoraussetzungen, Frankierung²⁶⁰), die postalische Behandlung von Amtsschreiben²⁶¹ und Postverkehrsperren²⁶². Während der Revolution und in der frühen neuabsolutistischen Zeit kam der Post- und Selbstzensur eine wichtige Rolle zu: (a) „Vielleicht möchtet Ihr auch neues Hören oder wissen, aber was soll ich schreiben? Politisches darf man nicht und kann nicht [...]“²⁶³; (b) „Ich zweifle nicht im mindesten, daß Sie nicht in Besitz des erwähnten Briefs gekommen seyn, da derselbe nicht das geringste politische enthielt u. der Lauf der Post wieder geordnet ist“²⁶⁴; (c) [...] Dampfschiff auf- und abwärts eingestellt ist und die Reise zu Land in Folge des Landsturmes gefährlich ist, Mithin wäre keine andere Gelegenheit da wie die Post, welche bis Wien 15 fl 14 x kostet [...] Was den zustand von Buda-Pesti betrifft, so sind die beiden Städte bis jtz von dem Feinde verschont geblieben. Ohngefähr

²⁵⁷ StadtA Reutlingen, Gerichtsnotariat Nr. 2034, auf der Rückseite mittig; Absender des Briefs aus Neuhof vom 6. Aug. 1803 ist Michael Christoph Tochtermann, Rotgerber (*9. April 1770), Sohn des Johann Jakob Tochtermann, Weißbäcker zu Reutlingen.

²⁵⁸ Auf der Rückseite eines Briefes des Auswanderers Johannes Schradin, mittig; StadtA Reutlingen, Gerichtsnotariat Nr. 1454, Beil. 8.

²⁵⁹ Dokumentenanhang 8.1.

²⁶⁰ GemA Häslach, R 10/20, Brief des Ernst Koch, *31. März 1815, von Dabrowitz (Dabrowica bei Tarnów in Galizien, heute Woiwodschaft Kleinpolen/Mala Polska) an seinen Vetter in Häslach vom 2. November 1858: „Daß ich Ihnen meine Briefe unfrankirt schike, hat die Ursache darin, daß wir hier keinen Amtsboten haben, und sehr unzuverlässliche Dinstleute und Bevölkerung, welchen kein Geld zur Frankirung eines Briefs anvertreut werden kann, ich und meine Frau aber nicht jedes Mal zur Abgabe eines Briefs persönlich in die Stadt fahren können, es ist deßwegen bey Ihnen, die Sie AmtsBoten und gewiß auch verlässliche Leute als Polaken zur Verfügung haben, durchaus keine Ursache vorhanden, mir alle Briefe unfrankirt zu überschiken und mir dadurch nutzloße Unkosten zu verursachen.“

²⁶¹ Dokumentenanhang 4.2.

²⁶² Dokumentenanhang 3.2.

²⁶³ Dokumentenanhang 4.2.

²⁶⁴ StadtA Reutlingen, Gerichtsnotariat Nr. 308, Beil. 22, Brief des Otto Baur aus Pest an seinen Pflegevater Zennek in Reutlingen vom 9. Februar 1849.

3 Meilen von hier wurde Jellachich 2 mal geschlagen und jedes mal mit großem Verlust.“²⁶⁵

Briefe wurden nicht nur von der Post befördert, sondern auch von Überbringern, die nach ihrer Rückkehr eine wichtige Informationsquelle über die alte Heimat darstellten²⁶⁶: „Der über Bringer dieses Priefs, der kann alles mundlich dir erzelen.“²⁶⁷ Manchmal wurden diese auch mit der Erledigung von Erbschaftsangelegenheiten beauftragt: „Liebwertester Schulzen und Weisengericht, bey überbringer dieses Briefs, Matheas Walter Gebürtig aus Undingen, verlange ich antwort, ob diese Sache vollzogen worden oder nicht oder aber ich Winde mich an das Weisenhaus nach Stuttgart.“²⁶⁸

Der Briefwechsel ermöglicht es, Auswanderer in erster Linie als Teil sozialer Netze, eingebunden in Familie, Dorfgemeinschaft und Staat zu betrachten. Die Briefinhalte beleuchten zunächst das verwandtschaftliche und soziale Umfeld der Auswanderer in der alten Heimat. Sie machen jedoch nicht nur die selektive und interessengeleitete Aufrechterhaltung der Bindungen zur alten Heimat, sondern vor allem den Eingliederungsprozess der Einwanderer in die Zuwanderungsgesellschaft wie auch die Konstituierung neuer sozialer Netzwerke im Zielgebiet recherchierbar. Heimat war auf der Ebene der Gefühle und der persönlichen Bindungen der Auswanderer viel lebendiger und wirkungsvoller, als es sich viele Migrationshistoriker heutzutage vorzustellen vermögen. Der Umfang des Quellenmaterials bietet die Möglichkeit, nach der Rolle der verwandtschaftlichen Beziehungen wie auch der sozialen Bezugssysteme im Eingliederungsprozess zu fragen.

Mit den Auswandererbriefen steht dem Historiker eine im Raum der Privatheit angesiedelte Textquelle subjektiven Zuschnitts zur Verfügung. Die Grenzen zwischen „privat“ und „öffentlich“ sind jedoch fließend. Durch die Heranziehung von Privatschreiben als Beweis in Erbschaftsangelegenheiten findet eine Verschiebung in den öffentlichen Bereich statt – für Historiker eine glückliche Situation, sonst wären die meisten Schriftstücke nicht erhalten geblieben. Für Fragen nach den persönlichen Erfahrungen, die die Lebenswelten von Migranten im Zielgebiet ihrer Wanderung bilden, und nach dem Wirklichkeitsbezug der Wahrnehmungen im Migrationsverlauf und beim Auswanderungsvorgang gibt es keine authentischeren Quellen.

²⁶⁵ Ebd., Beil. 20, Brief des Otto Baur aus Pest an seinen Pfliegvater in Reutlingen vom 6. Oktober 1848.

²⁶⁶ Dokumentenanhang 8.1.

²⁶⁷ GemA Riederich, R 230, Nr. 3, Brief des Johannes Schaal aus Teplitz an Johannes Heim, Schultheiß in Walddorf, vom 28. März 1827.

²⁶⁸ GemA Walddorf, R 305, Nr. 2, Brief von Johann Schaal aus Teplitz an das Schulzengericht in Walddorf vom 28. März 1827.

Die meisten Briefschreiber verfügen über eine geringe schulische Ausbildung²⁶⁹ und auch der stilistische Wert der Texte scheint geringer als der sprachwissenschaftliche zu sein. Die Briefftexte ermöglichen jedoch wertvolle Einsichten in die Lebens- und Gefühlswelt ihrer Schreiber wie sie auch zum Verständnis von deren sozialer Schichtzugehörigkeit, Bildungsgrad, mentalen Vorstellungen und Handlungsdispositionen beitragen.

²⁶⁹ Zur Schreibpraxis „kleiner Leute“ siehe Siegfried Grosse; Martin Grimberg; Thomas Hölscher; Jörg Karweickh (Hrsg.): „Denn das Schreiben gehört nicht zu meiner täglichen Beschäftigung“. Der Alltag kleiner Leute in Bittschriften, Briefen und Berichten aus dem 19. Jahrhundert. Ein Lesebuch, Bonn 1989; Roger Chartier (Hrsg.): *La correspondance. Les usages de la lettre au XIXe siècle*, Paris 1991.

Anhang: Auswandererbriefe*

I. Österreichische Monarchie

Königreich Ungarn

Banat

1 Brief des Johann Georg Schlotterbeck aus Freudenthal an seine Eltern und Schwiegereltern sowie an die Verwandten in Mittelstadt

StadtA Reutlingen, GemA Mittelstadt, Pflschaftsakten Bü. 2305

[1791 nach Mai 12 – vor 1791 Dezember]¹ [Freudenthal]

Ihn sonders viel geliebter Vatter, Gottes seegen zum grus an euch alle. Ich Berichte euch meine Mutter und schwehr vatter² und Mutter³ und zugleich mein Vetter Kiefer und Basen, ich und wir alle grüße euch thausent Mahl. Au[c]h bruder, schwester, schwäger bederseyds, besonders mein Vetter Jacob Walker und Hans Jerg Walker, Vetter. Weyters berichte ich euch, wir sind auf der Reys alle gesund geblieben. In Wien sind wir gelegen fünf tag. Da haben wir müsen hinter legen 50 fl in Wiehn. Wir haben Müssen fahren bis auf Belgrat und noch eine stund Bantschua⁴ fahren, dort haben Wir unser gelt bekommen. Besonders grüsse ich und mein Weib Anna⁵ den Herrn P[f]arrer Knitel⁶ und seine Frau. Weiters auch die beede schultheisen, weiters zu gleich Christof Schober und Weyters meine gefatere und Baltes Röhm zu gleich meine beede gefater Mahn. Ich berichte euch Vetter Kiefer, ob ihr auch alle und die seinige gesund seyt. Weyters heyst es seiht auf der reis. Herr Jesu führe mi[c]h so lang ich leb auf Erden, und las mi[c]h nicht ohne dich, durch dich geführt werden. Da heyst Re[c]ht, die Noth lernt betten. Noch eins, dank ich dem Herr schuhl-

* Bei der Redaktion und Kollationierung (Vergleich der Abschriften mit den Originalen) des Briefanhangs wurde die Schriftleitung von Herrn Werner Krauß, Mitglied des Redaktionsbeirats, und Frau Nicole Linke, Diplomarchivarin im Stadtarchiv, unterstützt.

¹ Datierung nach HStA Stuttgart, A 413 Bü. 133 und nach dem Kontext.

² Schwiegervater

³ Die Anrede bezieht die Eltern beider Eheleute Schlotterbeck ein.

⁴ Pantschowa (serb. Pančevo, ung. Pancsova), im westlichen Banat, nordöstlich von Belgrad, Serbien.

⁵ Anna, geb. Walker, *22. 7. 1750.

⁶ Johann Konrad Knittel war von 1786 bis 1828 Pfarrer in Mittelstadt; siehe Walter Brants: Mittelstadt in Vergangenheit und Gegenwart, Mittelstadt 1965, S. 189.

meister und brofisor⁷ für alle müh, was sie an mir und den meinigen gelehrt haben. Gott gebe ihm ein gesondes leben dar für.

Ich berichte euch noch mahl Herr Vetter Christhan Walker nur um eine baldige Antwort zu schiken. Wir sind alle gesund blieben bis nach der Ernd. Nach der Ernt haben meine zwey kleine Magle⁸, das Weib, die gros Anna⁹, das fieber gekriegt. Der Vatter, die zwey Barbara Mägle¹⁰ sind gesund so lang Gott will. Wir haben Gott Lob in der Erndt verdient Wäyzen 40 Merth, die Mertz ist 4 viertel¹¹. Ich und meine zwey grose Mäitlen sind in der Ernth gewesen 16 stund weit auf der Haydt. Man hat uns geholt auf dem wagen. Wir haben alle Tag eins ein halb Mertz gehabt. Wir brauchen unser Frurcht¹² lang nicht des Jahr. Wir sind im gatur¹³ in Binnath¹⁴, das Thorf¹⁵ heist Freudenthal¹⁶ bey Wehrschtz. Die Frucht hat vor der Ernth gekost der Weytz Merth 1 fl 30x. Jetzt aber gilt die Mertz die vornemste 1 fl, der gukritz¹⁷ die Mertz 1 fl welsch Korn.

Weiters grüse ich And[r]eas Schäyrer und alle guthe nachber thousand mahl, dem Paulus Stükle, alter zehnt bürg¹⁸, auch Friederich Kaiser. Wie es bey ihnen aus sieht. Weiters wisen wier jetzt nicht, wo wir auf früh Jahr hinkommen.

Ich berichte Jacob Lutz sein thochterman und seine thochter, das kleine

⁷ Provisor (lat.), Verwalter, Vorsteher.

⁸ Mädlein

⁹ Anna, *15. 1. 1773.

¹⁰ Barbara, *9. 6. 1775, Anna Barbara, *14. 11. 1778.

¹¹ Das im Banat verwendete Wiener Hohlmaß (61,487 l) fasste ca. 52 kg Getreide und war den württembergischen Einwanderern, denen der Simri (22,153 l) als Trockenmaß geläufig war, unbekannt. Die Schreibweise „Mertz“ oder „Merth“ verweist auf eine Übernahme vor Ort von der eingessenen rumänischen Bevölkerung, die es „miertă“ bezeichnete. Die vom Briefschreiber mitgeteilte ungenaue Gleichung wird nachträglich korrigiert (wie Anm. 40).

¹² Frucht

¹³ Quartier

¹⁴ Banat; im Zielgebiet vorgefundene Landschaftsbezeichnung, heute nur noch als Dialektbezeichnung für „Binäter“ (Bewohner des Banats) anzutreffen.

¹⁵ Dorf

¹⁶ Die 1786 östlich von Großscham (Jamu Mare) gegründete Ansiedlung wurde 1809 aufgelassen. Sie ist zu unterscheiden von dem gleichnamigen, südwestlich von Deutsch-Tschiklowa (Ciclova Germană) im Distrikt Neupalanka bei Iam und Milcoveni gelegenen, im amtlichen Schriftverkehr und in zeitgenössischen Karten nebst Freudenthal auch Freytok (dial. rum.) bezeichneten Kolonistendorf, das zu den wichtigen karolinischen Ansiedlungen im südlichen Banat zählte und im Türkenkrieg 1737–1739 verwüstet wurde.

¹⁷ Kukuruz, österr. Bezeichnung für Mais. Verwaltungsbeamte wie deutsche Einwanderer haben den Ausdruck von den Nachbarethnien übernommen (rum. dial. cucuruz, serb. кукуруз/ kukuruz, ung. kukorica). Zwecks Verdeutlichung verweist der Briefschreiber gleichzeitig auf die im südwestdeutschen Raum gebräuchliche Bezeichnung Welschkorn.

¹⁸ Zehntbürger, Einsammler des Zehnten.

Kind gestorben ist auf die vier wochen. Nahn es ligt begraben an der Thornau¹⁹ im Ungerland beyem einem eintzingen Wirtzhaus²⁰.

Der Hans Marte Miller²¹ und sein Weib hat das fieber alle beyde gehalt. Jetzt aber hatse²² der Hans Marthe wider her aus gefresen, sein weib aber noch nicht. Ich grüße euch Vatter und Mutter und seine geschwistig und seine Vetter und Basen und Vatter brüder grüße ich euch noch thausentmahl.

Ich berichte eich alle gute freund noch mahl, das ich nicht sagen kan von euch herein zu kommen. Wir wissen noch nicht, wie es geht. Man sagt, der alte Käser²³ lebe noch. Ich hätte bälter geschrieben, aber wir haben nicht gewust, wo wir hin kommen ins gathier²⁴. Wir meinen als Wir kommen auf früh Jahr in Servien.²⁵

Weiters weis ich nicht, als meine schwester, wann sie woll herein kommen, sie therfdt²⁶ muer im Harthwaldt²⁷ ihre alte Röcklein an die Hecken hengen. Kras²⁸ haben wir genug, man weist von keinem gras thuch²⁹ nicht, man holt alles auf dem Wagen. Danniell Röhme und Heinerich Koch grüße ich euch alle. Der Heinerich Koch, Steinhauer, solle herein kommen, aber er mus die stein mit bringen.

Wir sind all vier³⁰ in Freudenthahl, das ist Katholisch. Wir hofen, wir weren in ein evangelisch orth kommen. Wir haben funf bis sechs stund in zwey eva[n]gelischi ordt³¹.

Weiter weis ich nicht zu schreiben, als an alle gute freu[n]d einen tausend fachen Grus. Wir haben von trausen auf Belgradt vier hundtern stund. Von

¹⁹ Donau

²⁰ Alleinstehendes Wirtshaus; wahrscheinlich ein Einzelgehöft mit Wirtshaus (tanya), in der Großen Pannonischen Tiefebene (Alföld).

²¹ Johann Martin Müller aus Mittelstadt.

²² hat sich

²³ Kaiser

²⁴ Quartier

²⁵ Die Hoffnung ist im Zusammenhang mit der Siegeszuversicht zu betrachten, die durch die Eroberung Belgrads ausgelöst wurde und im Herzogtum Württemberg vermehrte Auswanderungswünsche genährt hat; siehe Marionela Wolf: „... hab in Freudenthal eine bibel gekauft, eine evangelische“. Selbstzeugnisse württembergischer Auswanderer ins Banat (1791), in: Banater Kalender 2009, hrsg. von Walter Konschitzky, Erding 2008, S. 86–94.

²⁶ darf

²⁷ Hartwald im Aichtal.

²⁸ Gras

²⁹ Gebundenes Tuch zum Tragen der Graslast; Tragsack, Bündel.

³⁰ Die Familie des Bauers Johann Georg Schlotterbeck ist gemeinsam mit drei weiteren Familien aus Mittelstadt ins Banat ausgewandert: Jakob Armbruster (Bauer), Johann Martin Müller (Schuster) und Gottlieb Lipp (Bauer); vgl. HStA Stuttgart, A 413 Bü. 133 und StadtA Reutlingen, GemA Mittelstadt, Pflegschaftsakten Bü 2178.

³¹ Gemeint sind die nordwestlich gelegenen, 1786 im Komitat Temesch (rum. Timiș, ung. Temes) entstandenen josephinischen Ansiedlungen Liebling und Rittberg (rum. Tormac, ung. Végvár).

Belgradt haben wir zwanzig stund bis auf Freudenthal. Noch eins hab ich schiehr vergessen, an Vetter Adam Friederich Müller ein schönen grus an Alle im haus.

Noch mahl bitte ich um eine baldige Antwortt her zu schiken. Ich und zwey Mäidtle sind Gott lob und dank gesund, die überige[n] [hatten] alle das fieber, jetz aber ist mein weib wider im ammerkomen³².

Weyters hab ich in Freudenthal eine bibel gekauft, eine evangelische um 1 fl 30 x.

Vatter und beede Mütter grüsen wir euch alle noch thausendt mahl und danke für Alles, was ihr an uns gethan habt.

Friederich Käyser, ich berichte dich, wann du wolst herein kommen, so kanst du vor 200 fl ein Haus, Acker Feldt, Wisen 6 Joch oder Mammath³³. Aber ich hays niemand kommen. Die reis ist das ärgste gewesen. Johannes Frosch in Grözingen grüse ich und beede Mütter und thochter euch alle. Es ist nicht so übel, sie hätte ihr brodt schon konnte haben, aber ich kan nicht bis ich weis, wo ich sitzhaft bin.

Zum beschlus Herr Jesu, dir lob, dir leid, dir sterb ich, dein bin ich, thodt und Lebent mache mich und uns alle, O, Her Jesu, ewig seelich. Amen.

Johann Georg Schlotterbek, Anna Schlotterbekin, Anna, Barbara, Anna Barbara

Auf der ersten Seite, am linken Seitenrand, senkrecht geschrieben: Noch Eins, wann der vetter Pfleger einen brieff schikt, die Erste Bost auf Uhlm, zweytens Wiehn, tridrens Offen, viertens Dimmischwa[r]³⁴, das ist die haubtstadt in Binnadt. Von Dimmischwa[r] auf Wehrschtz³⁵, das ist bey Freudenthahl, auf der prif³⁶ mus man gedult haben nur fleissig betten. Ich kan mier [...]³⁷.

Auf der zweiten Seite, am linken Seitenrand, senkrecht geschrieben: Georg Adam Röhm der lasse seine geschwiesterich auch Grüsen. Der bruder soll so gut sein und seinem buben sagen, er solle sich Rüsten bis Weyennacht, wann der Vatter gesund bleieb, so werde er ihn abholen. Er hat Frucht verdient, das er das Jahr nicht braucht. Gottes seegen zum Grus an sein sohn und bruder.

Auf der dritten Seite, am linken Seitenrand, senkrecht oben geschrieben: Sein Kind ist in 3. Tag gesund und thot, hat die thuschlecht gehatt die blatteren haben nicht gefült.³⁸

³² anherkommen, d. h. wohl: auf dem Weg der Besserung.

³³ Mannsmahd oder Tagwerk

³⁴ Temeswar (rum. Timișoara, ung. Temesvár)

³⁵ Werschetz (serb. Vršac, rum. Vârșeț, ung. Versec), damals Marktort im südwestlichen Banat, Komitat Temesch, heute in Serbien.

³⁶ Brief

³⁷ Schwer leserlich.

³⁸ Z. T. unsichere Lesart und unverständlich; Blattern = Pocken.

Auf der dritten Seite, am linken Seitenrand, senkrecht unten geschrieben: Noch eins mus ich meldten. Mein[e] Kinder kommen Alle tag zwey mahl in die schuhl. Sie wanndt gelerd aus ihre Büchlen wie drausen. Ich bin bey Christlich leuth, brafe leudt. An Gottes seegen ist alle[s] gelegen.

Auf der vierten Seite, am linken Seitenrand, senkrecht geschrieben: Aaber wann wehr herein kommt, der lase sich nich[t] schroken, mit weis thuch oder leinwandt, nur gemacht oder versteckt ins bedt hin ein geschoben. Die Metz Wey[z]en ist Widenber mehs³⁹ 3 Simre und zwey vierling⁴⁰.

Batschka

2 Brief des Jakob Veit aus Maria Theresiopel an seinen Bruder Stephan Veit in Großbettlingen

GemA Großbettlingen, GR 668 Qu. 136 Beil. Nr. 1

1883 November 19 **Maria Theresiopel**⁴¹

M[aria] Theresiopel, 19ten Nov[ember] [1]883

Lieber Bruder,

Dein werthes schreiben habe ich am 17ten des erhalten und eben 1 tag bevor habe ich auch ein schreiben nebst einer inliegenden Vollmacht, welche der Herr Notär so gütig war, und ausgestellt als bevollmächtigter mein Bruder Stephan Veit, welches mir sehr lieb ist, und hat mir Her Notar die Bemerkung gegeben, daß ich mich unterschreiben muß, nebst einer ämtlichen beglaubigung. Dem zu folge bin ich ebenfalls zum hiesigen Königlichen Notär und hab mir die Sache Legimitiren lassen und dann soll ichs hinaus schiken, und dann wird mir sofort mit Post einzahlung zu kommen wird. So schike ich dir L[ieber] Bruder diese Vollmacht, und sei so gut und geh zum Notär, daß es geordnet wird. Ich kann dir nebst bei nicht entgehen die kleine Lustigkeit, ich hab meiner Frau erzählt, daß ich 3 Jahr Weberlehrbub war, eben bei unsern Vetter, und hab man[c]hen Zettel⁴² mißen herunter klopfen. Nun werde ich doch noch etwas davon griegen.⁴³

Es hat mich auch sehr gefreut über das ergänzungsschreiben deine[r] kleine[n] Tochter, ihre ausgezeichnete Schrif[t] und ihr gesunder Styl. Sie hat in dem wenigen alles deutlich und kurz angeben. Ich hatte freilich noch vieles zu schreiben, aber es fällt mir ni[c]ht alles ein, wenigstens das wissen wir

³⁹ württembergisches Maß

⁴⁰ Korrektur der weiter oben gebotenen Konkordanz österreichischer und württembergischer Trockenmaße (siehe Anm. 11). Auch diese Berechnung ist nur annähernd (1 Simri = 22,153 l; 1 Vierling = 5,54 l). Lokale Maßunterschiede sind dafür in Betracht zu ziehen.

⁴¹ Subotica (serb.), Szabadka (ung.) in der Nordbatschka, heute Woiwodina, Serbien.

⁴² Laut Schwäbischem Wörterbuch das auf dem Webstuhl aufgespannte Garn.

⁴³ kriegen, bekommen

jezt, daß wir beiderseids noch leben. Ich bedaure den Tod unserer Schwester Bebele, sie war die älteste Schwester.

Jezt Lieber Bruder sei so gut und trage die Vollmach[t] zum Herrn Notär und erkläre ihm, daß in Ungarn das gesez erfo[r]dere, weil die Legedemirung⁴⁴ Ungarisch ist. Es ist hier eingetragen ins Protokol, ich glaub, daß kein Anstoß ist. Es wird überhaupt in ganz Ungarn nur die LandesSprache in alle öfendliche Ämter angewendet.

Jezt grüße wir dich vielmals wie auch die Schwägerin und die Kinder

Dein Bruder Jacob Veit⁴⁵

In der Hoff[n]ung auf ein baldiges rü[c]kschreiben⁴⁶.

Auf der Rückseite in der Mitte: An H[errn] Stephan Veit in Großbettlingen im Oberamt Nürtingen, geth über Wien ins Königreich Würt[t]emberg. Rekomandirt⁴⁷. Inhalt eine Vollmacht.

Schwäbische Türkei (Baranya und Tolna)

3 Briefe des Johann Lang aus Murga an seine Verwandte in Walddorf

3.1 Brief des Johann Lang aus Murga an seinen Verwandten in Walddorf *GemA Walddorf, R 288*

1850 März 4 Murga⁴⁸

Murga, den 4. März 1850

Gott Mit uns, auf dein Vatter Händiges Schreiben habe ich 10.085⁴⁹ f Richtig erhalten, wälches mir doch zur krosen Hulfе kam. Die vorgesezten in der Gemei[n]de klaubten, es wärde kein Gäld ins Land Ungarn Bassieren känen⁵⁰, aber es ist Unvarläzt Gewäsen. Die Unrue ist alle Dag wieder Bei uns kröser, daß Ungarische volck ist Sehr unruhich. Der Gorsut⁵¹ ist mit Seiner arme[e] und mit der Ungarische[n]

⁴⁴ Legitimation

⁴⁵ Jakob Veit, Handschuhmacher, *21. Dezember 1811, Sohn des verstorbenen Stefan Veit, Bauer in Großbettlingen.

⁴⁶ Laut einer Eintragung wurden im November 1884 72 RM verabfolgt und die Pflęgschaft vom Oberamtsrichter für aufgelöst erklärt.

⁴⁷ rekommandieren: einen Brief einschreiben lassen.

⁴⁸ Murga (dt. auch Murgau), Komitat Tolna.

⁴⁹ Schreibweise für 100 und 85, also 185 Gulden, siehe auch Nr. 3.2: Brief an seinen Pflęger.

⁵⁰ passieren können

⁵¹ Lajos (Ludwig) Kossuth (1802–1894), Anführer der Unabhängigkeitsbewegung gegen Österreich und Ministerpräsident der Revolutionsregierung, ungarischer Nationalheld bis in die Gegenwart.

krone⁵² in der Durcke⁵³. Jaz⁵⁴ Hort man, daß sich der Kros-Suldan⁵⁵ ins Fäld richten dudt. Er will der Ungarischen arme[e] zur Hülfe Stähen. Wan es göth, wie wir alle dag hören, Bleibt dieses jahr Bei uns kein Stein auf dem andern. Der Ungarische Adel ist Sehr kros und Starck, schon 300 jahr wahren Sie die Herr[e]n, sie habe[n] daß 5 deil von allem, was auf dem Fälde gewachsen ist, genummen und von 16 jauchdert⁵⁶ acker Mußte der Bauer noch 32 Tag arbeiten, mehen, Hei⁵⁷ auffangen, Frucht zusamen Fihren, ackern. Der gar kein Fald⁵⁸ hatte, [leistet] 18 Täge, der gar kein Haus hat 12 Täg [und] 2 f 30 x Rauthgält⁵⁹, und Näben⁶⁰ diesem mußte der bauer 25 f Stäuer Bezahlen. Und dieses alles verlor der Edelman. Jaz hate der Edelman knächte gedinget, mancher 15 Biß 20. Wier haben die 2 verfllossene jahr viel erliden und auf daß 50er jahr ist es den Minschen⁶¹ noch sehr an[g]st. Wier habe daß Land voll Främde Fälcker⁶². Ich habe 2 Man im kwatdier⁶³ Seidt den 5. janer⁶⁴. Sie zähren uns aus. Daß lb [Pfund] Fleisch kosdet 50 x, der Schäfel korn 30 f, die Gärste 22 f, die krundbieren⁶⁵ 10 f. Für deine Mieh, die du an Mir gedahn hast, kan ich dich nich[t] Belohnen, der Reuhe Gott⁶⁶ vergälte und Belone es dier mit Gesundheit und Reuchem Segen. Ich Wunste⁶⁷ mir oft, du mochdest nur einen dag Bei mir Sein. Ich krüse dich und deine Liebe Frau und deine Liebe kinder viel dausend mahl.
Joh[an]n Lang, Schumacher Meister

⁵² Gemeint ist die Königskrone des Königreichs Ungarn, insgesamt als Stephanskronen bezeichnet. Die Angaben des Briefschreibers sind zuverlässig: Nach der Niederschlagung der ungarischen Revolution konnte Kossuth im August 1849 über das Banat ins osmanische Exil fliehen. Die Krönungsinsignien wurden zunächst diesseits der Grenze zum Osmanischen Reich in der Nähe von Orschowa (Orşova), dann jenseits in der Walachei vergraben. 1853 konnte das Versteck aufgefunden gemacht und die Krone zurückgeführt werden. Die im ungarischen Parlament aufbewahrte Stephanskronen gilt bis heutzutage als Symbol der staatlichen Einheit.

⁵³ Türkei

⁵⁴ Jetzt

⁵⁵ der Großsultan

⁵⁶ Jauchert, Feldmaß, weitgehend synonym mit dem sogenannten Tagewerk. Das württembergische Tagewerk misst ca. 33,09 Ar, das ungarische ca. 43,16 Ar.

⁵⁷ Heu

⁵⁸ Feld

⁵⁹ Rautgeld, gleichbleibende Abgabe für jene, die keine Steuer entrichten konnten, Hofzins.

⁶⁰ neben

⁶¹ Menschen

⁶² Kriegsvölker, Armeen

⁶³ Quartier

⁶⁴ Januar

⁶⁵ Grundbieren, Kartoffeln

⁶⁶ Reiche Gott [?]

⁶⁷ wünschte

3.2 Brief des Johann Lang aus Murga an seinen Pfleger in Walddorf *GemA Walddorf, R 288, Nr. 7*

1850 März 4 Murga

Murga, den 4. März 1850

Gottes Segen zum krus an euch Lieber Fläger⁶⁸,

Daß Gut besorgte Gält, wälches in der Sum[m]e 100.85 f Bestand, habe ich den 1. Mei⁶⁹ Richtig Bekomen, wälches auf ein dures⁷⁰ Land Fiehl. Ich mußte kleich 75 f in die Kriegskasse Gäben. Daß verflossene jahr Umstälte der Gäneral Järlasich⁷¹ aus Kroazien den Fläcken Murga mit acht kanonen. Er wolte daß dorf zusamen Schusen⁷² Laßen, weil Sich die Krüchen⁷³, walche wohnhaft im dorf Sind, nich[t] gäben wolten, dan gän[g]en dieuchten⁷⁴ zum ihm vor daß dorf hinaus und knuten vor im nieder und Bahten in, er möchte doch den Fläcken verschonen. Dan durch krosseres Flähen Sagte er, wan wier 5000, Sage vief dausend Gulden in 2 Stunden erlegen, wiell er den ort verschonen. Dan mußte der arme von dem Reuchen Liehen, daß daß Unkluk⁷⁵ gehindert wurde. Dan wahr die Zeit Bistimt,⁷⁶ daß gält den Minschen zurich zubezahlen, daß andere ist vorgässen. Wieh habe[n] noch keine Ruhe, dieses jah[r] wärden wier ein krosses Elind zuerwarden. Wier haben daß Land voll främde Folcker. Die Ungarn und die Kriechen gäben keinen Frieden. In Ungarn ist kein Frieden, Biß wier alle zukrund gericht Sein.

Lieber Fläger, ih[r] Solt nicht arges von mir dinken. Ich habe geklaubt, ihr müßt gestorben Sein, weil ich keine andwort erhalten habe. Bei uns ist alles Seh[r] deuer, daß [Pfund] Fleusch kosdet 50 x, der Schäffel Korn 30 f. Uber haubt, was man anschaut ist deuer, eine kuhe, die man vor 30 f gekauft hat, kosdet 100.50 f⁷⁷.

Lieber Fläger, Besorgt ihr mir daß gält Biß Michael⁷⁸, ihr wärdet Biß dordt-hin in der Zeutung⁷⁹ hören, ob daß gält herein geschickt wärden kann.⁸⁰

⁶⁸ Pfleger

⁶⁹ am 1. Mai [1849]

⁷⁰ teures

⁷¹ General Joseph Graf Jellachich (Jelačić) von Bužim (1801–1859), k. k. Feldherr und Ban von Kroatien. Bezug auf den Feldzug in der Endphase der ungarischen Revolution.

⁷² zusammenschießen

⁷³ Griechen; gemeint ist die serbische Bevölkerung griechisch-orthodoxer Religion.

⁷⁴ gingen [die] Deutschen

⁷⁵ Unglück

⁷⁶ bestimmt, d. h. die Frist zur Zurückzahlung des geliehenen Geldes.

⁷⁷ kostet 150 Gulden

⁷⁸ bis Michaelis, den 29. September.

⁷⁹ Zeitung

⁸⁰ Andeutung der Postverkehrsperre während der Revolution.

Diese gält Minze⁸¹ war Sehr gut.

Ich verbleube euer Getreuer Freund. Gott Soll euch den Himmel vor eure Miede gähben.⁸² Biß dem Härbst erward ich daß andere Gält.

Johan Lang

Auf der Rückseite: An H[errn] Schultheis Nagel in Walddorf in Königreich Würdemb[er]g

3.3 Brief des Johann Lang aus Murga an seinen Verwandten

GemA Walddorf, R 288, Nr. 7

1852 Februar 6 Murga

Murga, den 6 Feber 1852

Gott zum Gruß [...] ⁸³ Freund, 62 f habe ich richtig erhalten midt weininden augen. Es gäth [mir] wie dem Jungin Tobia[s], wan [er] keinen Guten Gesellen Bekommen häte, wurde er Sein Gält im Mäden ⁸⁴ nicht Bekommen haben. Ich klaube, mein Fläger ⁸⁵ hat die hand Abgezogen und ich doch Sein Blutsfreund bin, aber Gott Weist alles Wohl zumachen. Du Solst mein versorger Sein, Gott wird dir deinen Lohn darvor Gäben. Ich Möchte, daß mein Wunsch wahr sein könte, daß wir nur einen Tag Beisamen Sein könten in meiner Källerei ⁸⁶. Ich weiß, du woldest dich mit mir Freuen, dan wolten wir uns gesundheit Trinken Mit einem Ungarischen Schwarzen Wein ⁸⁷. Ich habe daß forige Jahr 63 Eimer ⁸⁸ bekomen und es war kein volstindiger ⁸⁹ wein Härbst, aber die Frucht, Wäl[s]chkorn ⁹⁰, Tubag ⁹¹ hat es genug gäben. Krundbieren ⁹² Sind auf dem Fäld Schwarz geworden ⁹³. Zienden ⁹⁴ Sind wir auch Freu ⁹⁵, aber die Zahlung ist Sehr kros, Weil wir den ganzen verlust

⁸¹ Geldmünze

⁸² für eure Mühe geben

⁸³ Wegen Feuchtigkeit unlesbar, wie auch nachfolgende Stellen in eckigen Klammern.

⁸⁴ Mähden, Mähnen

⁸⁵ Pflöger

⁸⁶ Kellerei

⁸⁷ Schwarze Kadarka, eine bis heutzutage in Ungarn verbreitete rote Rebsorte. Die besten reinsortigen Weine aus dieser Rebe wurden schon damals im Tolnaer Gebirge, im Gebiet um den Komitatsvorort Szekszárd (dt. Sechsard) gekelert.

⁸⁸ Württembergischer Eimer = 293,9 l, österreichischer Eimer = 60,1 l.

⁸⁹ vollständiger

⁹⁰ Mais

⁹¹ Tabak

⁹² Dialektbezeichnung für Kartoffel (Grundbiren).

⁹³ Die Kartoffeln waren von Knollenfäule befallen.

⁹⁴ Zehnten, d. h. der Zehnte. Die traditionelle zehnprozentige Abgabe in Form von Geld oder Naturalien an kirchliche und weltliche Grundherren wurde von der Revolutionsregierung abgeschafft.

⁹⁵ frei

dem Keiser zahlen musen. Und wusen heute noch nicht, waß mit Ungarn vorgäth. Es gäth immer auf zwei Bartin⁹⁶, die mehrheit wart auf Gorsut⁹⁷, man Hör[t], er wäre in Jngland⁹⁸. Er hat die Ungarische Kron[e] und daß Silber und Golt aus Krimniz⁹⁹ hinweg, und die halbe arme[e] Fält, die hat er alle mit gezogen.¹⁰⁰

Mein Lieber Freund, wan du mir Biß auf daß Spätjahr die Pah[r] Gulden zusammen Arbeiten kanst, es wahre mir Sehr Lieb. Ich Will dieses Jahr, wan mir Gott wieder die gesundheit Schänkt, ein Neues Haus Bauen meinen Lieben Eltern zur Ehr, daß meine 4 Kinder Sagen kinnen, daß ist von unsrem Deuchlinder Krosvater¹⁰¹.

Ich verbleube dein Getreuer Freund

Johann Lang

Wie ich höre von meinen geschwuster, wie Sie Sich Betragen, dancke ich meinem Gott, daß ich nach Ungarn komen bin. Es färlt¹⁰² mir nicht an narung. Ich habe dieses jahr zwei Schwein geschlacht. Sie haben 4 zintner¹⁰³ 28 [Pfund] gewogen und habe daß ganze jahr wein zu tringen.

Auf der Rückseite: An Her[r]n Schultheis Nagel im Königreich Wurdembürg, gäth uber Wien, Ulm, Tubingen, Walddorf; *Poststempel u. a.* TOLNA 7. FEB., PESTH 8/2, BAHN P. HOF NÜRNBERG 11. 2, NOERDLINGEN 12. 2.

3.4 Brief des Johann Lang aus Murga an seinen Verwandten

GemA Walddorf, R 288, Nr. 1

1852 Dezember 20 Murga

Murga den 20. Dezimer 1852

Gottes Segen zum krus An dich, Lieber jugendfreund, Di[e]s jahr ist mit der Gottes Hulf[e] Wieder verschwu[n]den und meine Par gulden konten noch nicht zusammen gepracht wärden. Wan ich mein vermögen auf zwei mahl Bekommen Hätte, wähe es mir zwei Hundert f nuzen gewäsen. Die Güter Sind in 4 jah[ren] 5 mahl deurer geworden, weil die Frohn dinste wäg¹⁰⁴ Sind. Ich habe dis jahr vor meinen Eltstin Sohn ein

⁹⁶ Parteien

⁹⁷ Kossuth

⁹⁸ England

⁹⁹ Kremnitz (slow. Kremnica, ung. Körmöcbánya), ehemalige Bergstadt im damaligen Oberungarn (Mittelslowakei).

¹⁰⁰ Siehe auch Brief Nr. 3.1.

¹⁰¹ Deuschländer Großvater

¹⁰² fehlt

¹⁰³ Zentner

¹⁰⁴ Frondienste weg

Haus Gebaut, aber die dischler arbeit ist bei uns Sehr deuer, weil die Bräter aus Schlawagin¹⁰⁵ gebracht wärden. Wan man Bauen Duds, Braucht man Fiel Gält. Ich Hätte es nicht geklaubt, aber die Erfahrung lärt alles. Bei uns ist alles Sehr deuer und die zahlungen Sind kros, weil wier in Belagerungszustand¹⁰⁶ sind. Die Fruchten und der Wein ist dieses jahr im Mittel gerathen, Krundbieren Sehr wänig, die durung¹⁰⁷ war zu kros.

Lieber Bruder in Christo, Sei du doch Besorgt Biß Fasnacht, mir die Ruckstände vermögen mir zuschucken. Ich kruse dich viel dausen mahl und deine Frau, auch einen Schönen krus an meinen Liebe[n] Fläger Jacob Lang und meine geschwuster Sind von mir Fiel dausen mah[l] gekrust.

Ich verbleube euer Getreuer Freund Biß in den dodt

Johann Lang

Schumacher Mei[s]ter in Murga

Auf der Rückseite: An Her[r]n Schultheis Nagel in Walddorf im Königreich Würtim-Bärg Gäth Über Wien, Ulm, Tübingen, Freu francko¹⁰⁸, Tübingen; *Poststempel:* SZEKSZÁRD 2. JAN., PESTH 4.1., WIEN 5.1.

3.5 Schreiben des Ortsrichters Wärner in Murga an Georg Nag[e]l in Walddorf

GemA Walddorf, R 288, Nr. 2

1853 Dezember 27 Murga

Murga, den 27 t[en] Decemb[er] [1]853

Geehrter Herr Richter!

Indem der hier wohnhafte Johan Láng schon volle 7 Wochen bettlägerig ist, während der ganzen Zeit mit einer Geschwüls Krankheit befallen, und ist so kraftloß, daß er nicht einmahl von seinem Lager absteigen kann. Diese müßliche Lage, welche, Gott weiß, auch den Sterbefall zu folge haben kann, veranlaßte erwähnten Mann mich aufzutragen, an Ihnen ein Schreiben ergehen zu lassen, sein rückständiges Väterliches Vermögen ihm hereinzuschenken, welches selber auf 4 Theil darstellen muß für seinen Erben, daß sein noch komendes Geld binnen 2 Monath herein gesendet werden soll, fordere ich Sie höflichst gerichtlich auf.

Ergebenster

Wärner, Orts Richter

¹⁰⁵ Bretter aus Slawonien

¹⁰⁶ Nach der Niederschlagung der Revolution wurde das Kriegsrecht eingeführt.

¹⁰⁷ Dürre

¹⁰⁸ gebührenfrei

Auf der Rückseite: Herrn Georg Nägl, Schultheiß in Königreich Württemberg in Walddorf p[e]r Wien, Ulm, Tübingen
Poststempel: u. a. SZEKSZÁRD 28. Dez.

4 Briefe des Rudolf Sebal, Schneidermeister in Ráckozár, an das Schult- heißnamt in Grötzingen

4.1 Brief des Rudolf Sebal, Schneidermeister in Ráckozár, an das Schult- heißnamt in Grötzingen

GemA Grötzingen, GR 548

1855 Juli 9 Ráckozár¹⁰⁹

K[önigliches] Württembergisches StadtschultheisenAmt zu Grötzingen
Es sind bereits 17 Jahre verflossen, daß ich aus meinem Vaterland und aus der mitte meines heimatlichen Bodens ausgewandert bin, und währent dieser Zeit sehr wenig nachricht von mir eingeloffen ist, weil ich noch sehr wenig geschrieben habe. Ich habe zwar schon 2 mal geschrieben, aber keine antwort erhalten. Ich weiß nicht, sind die Briefe dort nicht angekommen oder wo der fehler ist; deßwegen nehme ich mir die freyheit, an ein Wohl-
lößliches StadtschultheisenAmt ein schreiben gelangen zu lassen, und zwar in der bitte, um mir eine genaue Nachricht von den umständen, welche sich währent dieser 17 Jahre in der Famiele meines Älterlichen Hauses zugetra-
gen haben. Daß eine veränderung währent dieser zeit vorgefallen ist, das läßt sich gar nicht läugnien, denn eins oder das andere meiner Ältern ist ganz gewiß schon mit Tod abgegangen; falls meine Mutter gestorben währe, welches sehr leicht der fall seyn kann, so fragt es sich, was eigentlich einem jeden meiner Geschwister von der hinterlassenschaft in der Realtheilung zugefallen ist, ob etwas oder nichts, denn wir sind 7 Geschwister gewesen bey meiner Abreise, ob sie noch alle am leben sind, das weiß ich nicht. Also sind 7 Kreuzer geblieben, so ist ein Kreuzer auf meine seite gefallen, wel-
chen ich mit vollem recht fo[r]dern kann, indem ich doch einen sehr großen verlust leiden muß, weil mir durch nachlässigkeit und niederträchtigkeit meines Ziehvatters 150f entrissen worden sind, welche mir von meinem rechtmäsigen Vatter, Caspar Seebald, im Jahr 1816 zugefallen sind, welches Geld dann in ihr Hauß verwendet worden ist, weil sie damals ein Hauß ge-
baut haben und mir weder eine versicherung noch sonst etwas ausgestellt wurde. So beziehen meine Geschwister das meinige und ich kan mit lerer Hand abziehen. Also hirüber bitte ich ein Wohllobliches Stadtschulthei-

¹⁰⁹ Heutzutage Egyházaskozár im Komitat Baranya.

senAmt, mir ein genaues Resultat zu ertheilen, wie der ganze Zusammenhang der Sache steht, damit ich nicht genötigt bin, ein 2. schreiben an ein Kö[nigliches] Württembergisches O[ber]Amts Gericht nach Nürtingen absenden. Also ich erwarte eine befriedigte und genugthuende Antwort.

Daß ich noch lebe, das beweist mein eigenhändiges schreiben, und bereits 47 Jahr alt bin, und zum 2. maal verheirathet bin mit Elisabetha, eine gebohrne Rodemer. Kinder von der 2. Ehe habe ich 2, eine Tochter 9 Jahr alt namens Katharina, und eine Tochter 2 Jahr alt namens Elisabetha. Von 1. Ehe sind mir keine Kinder geblieben, meine erste Frau Kathrina gebohrne Knöll¹¹⁰ ist mir vor 10 Jahr gestorben, ihr hinterlassener Sohn Johann Georg Nüßle¹¹¹ ist schon 8 Jahr verheiratet, er treibt die Schneider Profession und geht ihm gut. Was die Famiele des verstorbenen Gottlieb Mühleise¹¹² anbelangt, welcher vor 9 Jahr gestorben ist und eine Fammiele von 6 Kinder hinterlassen hat, wovon noch 4 am leben sind, und die Wittwe¹¹³ in einen sehr armseligen zustand ist, indem sie ihr Brod durch ihre handarbeit verdienen muß, wobei sie manchmahl großen mangel leiden muß.

Was nun meine eigene Umstände anbelangt, so bin ich noch gesund und wohlauf, daß es mir gut geht, das ist nicht wahr, daß es mir am schlechtesten geht, das ist auch nicht wahr, indem ich mein Brod auf meiner Profession verdienen muß, so geht es nicht im vollauf, so daß mann so redlich durch die Welt kommt, so lang Gott will. Wäre ich in meiner Heimat geblieben und hätte so gearbeitet, wie hier zu lande, wäre es mir besser gegangen wie hier. Doch die Hand des Allmächtigen hat mich hieher geführt, wo der Wahlspruch in erfüllung geht, bis hieher und nicht weiter. Viele mein[e]r Freunde werden mich schon für Tod erklärt haben, weil ich so lange nicht schreibe oder geschrieben habe. Aber was soll ich so oft schreiben? Soll ich liegen¹¹⁴ oder prahlen oder mehrere meiner landsleute den auswanderungs Geist in den Kopf jagen? Nein, das kann ich nicht. Ich habe ja selbst 6 Geschwister. Wann hir etwas zu schöpfen wäre, so hätte ich gewiß eins oder das andere hieher berufen. Aber ich will keine verantwortung haben oder vorwürfe oder so gar den zeitlichen und ewigen Fluch. Ein jedes soll bleiben, wo es ist. Württemberg, nur ein Württemberg, ein Land, wo treuer Biedersinn ist, ein Land, was gute verfassung und gute Geseze hat, ein Land, wo recht und gerechtigkeit zu Hause ist, ein Land, wo gute anstalten und vereine sind, ein Land, das seine Würde Träget, eine Regierung, unter

¹¹⁰ Siehe Landeskirchliches Archiv (künftig: LKA) Stuttgart, KB 419, Familienregister fol. 25: Katharina Knöll, *7. August 1799, „ausgewandert mit ihrem Knaben nach Ungarn 1838“.

¹¹¹ *20. Juli 1827, siehe ebd.

¹¹² Ebd., fol. 141 v: Gottlieb Mühleisen, Bürger und Schuster, *26. August 1806, „ist mit seiner Familie nach Ungarn gezogen“.

¹¹³ Ebd., Elisabetha Barbara geb. Hack aus „Ohmenhausen, Reutlinger Oberamt“.

¹¹⁴ lügen

der das Land sich glücklich preisen kann, und jeder Unterthan sein Haupt dem Regenten in den Schoß legen kann.¹¹⁵ Der Golddene Wahlspruch bleibt ein und derselbe, bleibe im Land und ernähre dich redlich.¹¹⁶

Hiermit will ich mein schreiben schliesen und das ganze Vaterland grüßen, ich grüße alle meine Geschwister, anverwande, gute Freunde und bekannte, wie auch den Löblichen Stadtmagistrath und erwarte eine Baldige Antwort. Die Adresse ist zu machen an Rudolf Sebald in Rac-cosar im Comitatz Fünfkirchen¹¹⁷, in Ungarn, letzte Post Bonyhad geschrieben von Rudolf Sebald¹¹⁸, Schneidermeister in Rac-cosar Rac-cosar am 9. Juli 1855

4.2 Brief des Rudolf Sebald, Schneidermeister in Ráckozár, an das Schultheissenamt in Grötzingen

GemA Grötzingen, GR 548

[1856 o. M. o. T]¹¹⁹ Ráckozár

Königliches Württembergisches Stadtschultheissen Amt zu Grötzingen

Es ist bereits 18 Jahre verflossen, daß ich aus der mitte meines vaterländischen Bodens abgereißt bin, aber während dieser Zeit sehr wenig, aber ganz wenig, von meiner lieben Heimath nachricht erhalten habe. Ich habe zwar schon öfters geschrieben, aber leider niemals keine antwort von dort erhalten können. So erg[r]eife ich die Feder wieder einmal und zwar in der absicht, um mir während meines fortseyens, das schon lange ist, mir eine genaue Nachricht von meiner Fammilie oder von dem Älterlichen Hauße zu geben oder zu übersenden, denn ich glaube fest, daß während dieser Zeit ganz gewiß große veränderungen vorgegangen seyn müssen; den, wie ich weggereist bin, habe ich einen Ziehvater, aber eine leibliche Mutter gehabt, nebst 6 geschwister. Ich wäre also das 7. Kind von einer rechtmäsigen Mutter, was sich ganz und gar nicht läugnen läßt. Falls meine Ältern gestorben wären, warum ist mir nicht eine Nachricht davon gegeben worden, denn meine geschwister wissen sehr wohl, wo ich bin. Aber ich denke oder Glaube, daß dahinter ein geheimniß möchte steken.

¹¹⁵ Die Lobpreisung Württembergs nimmt Bezug auf Justinus Kerners Gedicht „Der reichste Fürst“ (1818) zu Ehren des Grafen Eberhard im Bart, das mit „Preisend mit viel schönen Reden...“ beginnt und in dem Graf Eberhard verkündet: „Daß in Wäldern, noch so groß, Ich mein Haupt kann kühnlich legen/Jedem Untertan in Schoß...“. Die sog. württembergische „Nationalhymne“ gehörte im 19. Jahrhundert zum Unterrichtsstoff in den Volksschulen.

¹¹⁶ „Hoffe auf den Herrn und tue Gutes; bleibe im Lande und nähre dich redlich.“ (Psalm 37, 3, Lutherbibel 1912).

¹¹⁷ Eigentlich Komitat Baranya, Fünfkirchen (ung. Pécs) war Komitatzvorort.

¹¹⁸ Rudolf Sebald, *10. Januar 1808.

¹¹⁹ Datierung nach den erwähnten 18 Jahren Ortsabwesenheit.

Also wie gesagt, falls meine Mutter gestorben wäre, was sich ganz und gar nicht läugnen läßt, was ist aus mir geworden, welches scherfleun¹²⁰ ist vor mich eingelegt worden, oder wer ist mein Vertreter oder Verwallter über mich geworden? Denn von Väterlichen seite kann ich keinen Heller verlangen, aber eine Mutter hatte ich, wie die übrige geschwister, seyn allso 7 f von Mütterlichen Seite geblieben, so verlange ich meinen f, es ist nicht mehr den recht.

Falls solte ich ganz ins Buch der vergessenheit geschrieben seyn worden, so werde ich die K[aiserlich] K[önigliche] Österreichische Gesandschaft zu Stuttgardt aufmerksam machen, oder gar die hohe Riegierung, denn ich sehe gar wohl ein, daß ich hingegangen werde, sonst hätte mann mich berichten schon längst. Vielleicht ist die sage gegangen, daß ich gestorben wäre. Aber nein, ich lebe noch, bin aber schon 48 Jahr alt, verheurahtet bin ich zum 2. mahl, von erster Ehe habe ich keine Kinder, von der 2. Ehe habe ich zwey Töchtern. Allso, meine Kinder dringen in mich, daß ich wieder einmal schreiben sollte. Nicht die Geschwisterliche liebe treibt mich an, denn diese haben mich hingegangen, sonst möchten sie auch schon längst eine Corepotation¹²¹ mit mir angefangen haben, aber sie stecken in keiner guten Haut, darum lassen sie nichts von sich hören, sey dem wie immer es wolle. Ich verlange eine genaue Nachricht, aber sehr Genau, über mein anersuchen, sonst sende ich sehr bald ein schreiben an das K[önigliche] Wurtembergische OberAmts Gericht nach Nürtingen oder an die K[aiserlich] K[önigliche] Österreichische Gesandschaft nach Stuttgardt, denn ich bin Kaiserlicher unterthan, und dort muß ich genugtuung finden.

Falls der Brief in die Hände des Wohlloblichen Stadtschultheisen Amt gerahten thut, so möchte ich bitten, mich nicht so lange auf eine antwort warte[n] lassen, damit ich nicht genötiget bin, ein weiteres schreiben an die höhere Behörde verabfolgen lasse, aber was ich suche, soll mir genau berichtet werden, damit ich keinen Zweifel finde, und ich dadurch genötigt bin, Ämtlich von hir ein schreiben dorthin gelangen zu lassen. Den ich suche nichts unrechtes, denn ich werde genug betrogen, denn im Jahr 1816 acodierte¹²² mein Ziehvater mit meinem rechtmäsigen Vater Caspar Seebald, Revierförster zu Magenbuch¹²³, auf 150 f r[hainischer] w[ährung]. Das Geld ist der anfangsGrund gewesen, um zum anbauen ihres Haußes, aber niemand hat vor eine versicherung gesorgt für mich. Allso betrogen bin ich damit, die übrige lachen sich die Fäuste voll und denken, was soll dieser haben, nichts als eine lange Nase; durch mich gebrechlichen seyn

¹²⁰ Scherflein, Geldsumme (aus dem Erbschaftsanteil)

¹²¹ Korrespondenz, Briefwechsel

¹²² vereinbarte

¹²³ Eingemeindet in Ostrach, Kreis Sigmaringen.

mehrere 100 f einlegt worden auf Memorialien¹²⁴, aber hat meine Mutter die Thüren aufgestosen, um etwas zu bekommen unter meinen Nahmen, aber leider vor mich ist sehr schlecht gesorgt worden. Doch was gethan ist und geschehen, das kann mann nicht mehr ändern.

Vielleicht möchtet Ihr auch neues Hören oder wissen, aber was soll ich schreiben? Politisches darf mann nicht und kann nicht, aber eins muß ich schreiben, daß dem Gottlieb Mühleise seine Hinterlasene wittwe den 4. Merz laufenden J[a]hrs gestorben ist, und 4 Kinder hinterlassen hat, 3 Töchtern und 1 Sohn.

Und was die Barbara Schönbergerin¹²⁵ anbelangt, so war sie schon einige mahl bey mir über Nacht. Sie treibt ein herumziehendes Leben, treibt einen kleinen Handel mit verschiedenen Waaren als Gebet büchern, bildern, Rosenkränze, nadel, zwirn und d[es]g[leichen] m[ehr].

Ich will also mein schreiben schliesen, vielleicht daß wir noch ofters schreiben. Wen ein Wohllobliches Stadtschultheisenamt ein schreiben abschickt, so ist die Adrese zu machen an Rudolf Seebald, Schneidermeister zu Raccosar, Comitat Fünfkürchen in Ungarn, lezte Post Bonyhadt¹²⁶.

Großfürstentum Siebenbürgen

5 Briefe des Michael Kurz aus Bretein an seine Pflegeeltern in Sondelfingen

5.1 Brief des Michael Kurz aus Bretein an Johannes Barth in Sondelfingen *Stadt A Reutlingen, GemA Sondelfingen Bü. 1726, Nr. 4*

1847 Februar 20 Bretein¹²⁷

Bredein, den 20. Feber 1847

Liebwehrtester Pflegevater und Pflegmutter und Freunde,
Euer schreiben habe ich erhalten und darinen ersehen, daß ihr gesund seydt, was mich herzlich freut. Dieses aber freut mich und auch meine Brüder nicht, daß die Noth so groß bey euch ist und bezeuchen auch grosses Mit-leiden mit unsrem alten verlassnen Vater¹²⁸, und da ihr lieber Väter uns die

¹²⁴ Bittgesuche, Eingaben

¹²⁵ Barbara Schömberger, *29. März 1805, deren Vater Franz Joseph Schömberger aus Saaralben/Sarralbe in Deutsch-Lothringen stammte, ist mit ihrem unehelichen Kind Christian Heinrich nach Ungarn ausgewandert; siehe LKA Stuttgart, KB 419, fol. 171 b.

¹²⁶ Bonyhád, Komitat Tolna.

¹²⁷ Bratei (dt. Pretai, sieb.-sächs. Pretoa, ung. Baráthely), Kreis Hermannstadt (Sibiu), Rumänien.

¹²⁸ Christian Kurz, Bürger und Bauer, *24. Dezember 1772, † 9. November 1850; siehe LKA Stuttgart, KB 1912, Familienregister, fol. 106.

anleitung gebet uns bittet für ihn, so wollen wir gleich einwilligen, indem wir schon im ersten Brief entschlossen waren, ihm etwas zu schicken. Da wir aber nicht gewißt haben, ob er noch am leben ist oder nicht und dan, [wenn] wir etwas hinaus geschickt hätten, wir nichts mehr bekommen hätten, was ich nur der Bebel müßgünen¹²⁹ thäte, wen[n] diese etwas davon bekommen hätte, so gebet ihr ihm 4 gulden für mich¹³⁰ und 4 gulden von dem Johanes¹³¹ und 2 gulden von Christian¹³², also in ganzen zehen Gulden. Möchte ich euch aber bitten lieber Vätter, daß ihr ihm Lebensmüttel darum kaufen möchtet und daß es nicht in acht oder vierzehen Tagen hinaus geht, den[n] wir haben es auch noch nicht im überfluß. Nur denke ich, wen[n] mich Gott gesund läßt, daß es mir später besser geht, und danke auch alle Tage Gott, daß er mich an seiner Vatterlichen Hand nach Siebenbürgen geführt hat.

Auf der Rückseite unterhalb der Adresse geschrieben: Lieber Vätter, da mein Mädchen jezt komen will, so bitt ich euch, daß ihr, wen[n] es möglich ist, mir mein geld, was ich noch habe, voll schicken möchtet. Sollte es euch aber umständen geben, so muß es nicht seyn. Ich schliese mein schreiben mit dem söhnlischen Wunsche, daß es euch Freunden alle in guter Gesundheit antreffen möge. Ich und meine Brüder grüssen euch ins gesamt alle.

Euer getreuster Pfligsohn und Freund Michael Kurtz

Auf der Rückseite oberhalb der Adresse geschrieben: Auf eurem Brief will ich meinem Vätter auch einige zeilen schreiben, was ihr nicht übel nehmen werdet. Lieber Vater mit ein bar worten¹³³ will ich dich berichten und erlaube dir, daß du 4 f von dem Vätter einnehmen darfst. Bis später will ich dir auch noch etwaß schicken, den[n] ich habe ja auch noch nicht viel ersparen können, was du dir wohl denken kanst.

Ich grüsse dich vieltausendmal, dein Sohn Michael.

Der Christian und sein Weib und Kinder grüssen dich auch tausendmal,
Christian Kurtz

Auf der Rückseite in der Mitte: An Herrn Johannes Barth in Sondelfingen, das Bordo¹³⁴ soll mein Vater bezalen von dem geld, was er bekommt.

¹²⁹ mißgönnen

¹³⁰ Johann Michael, *22. September 1822, konfirmiert 1836, „ausgewandert nach Siebenbürgen und dort erschossen 1849“; siehe LKA Stuttgart, KB 1912, Familienregister, fol. 106.

¹³¹ Johannes, *5. Januar 1820, konfirmiert im Jahre 1835, verheiratet in Siebenbürgen, siehe ebd.

¹³² Johann Christian, *20. Oktober 1807, Soldat und Weber, verheiratet mit Maria Barbara Schenk, nach Siebenbürgen ausgewandert, siehe ebd., Familienregister, fol. 56; siehe auch Balduin Herter: Württemberger Auswanderer nach Siebenbürgen 1845–1848 nach amtlichen Stuttgarter Bekanntmachungen und ergänzenden Quellen, in: Zeitschrift für Siebenbürgische Landeskunde 23 (2000), Heft 1, S. 104–142, hier: S. 123 Nr. 412.

¹³³ paar Worten

¹³⁴ Porto, Postgebühren. Nachbezahlung, da die Sendung vom Absender nicht bezahlt wurde; in der vorphilatelischen Zeit verbreitete Praxis.

5.2 Brief des Michael Kurz aus Bretein an Johannes Barth in Sondelfingen *StadtA Reutlingen, GemA Sondelfingen Bü. 1726, Nr. 5*

1848 Dezember 2 Bredein

Hoch- u[nd] Wehrtgeschezter Pfliegvater,
Euer an mich überschicktes schreiben vom 8ten october [1]848 habe ich mit größten Freuden erhalten, worüber wir uns alle eurer guten Vollkommenheit freuten, und wünschen auch ferner hin, daß, wenn wir uns nicht mehr Persönlich sehen, wähnigstens unser Schreiben die fröhlichste Nachricht eines vom anderen Vernehmen können. Übrigens, was uns alle anbelangt, sind wir jezt alle früsch und gesund, welches wir auch euch alle von Herzen wünschen.

Ich finde nicht Wörter genug, Teuerster Pfliegvater und Mutter, euch für eure unzählige Mühe und Vaterspflicht, die ihr an mir nicht nur als Pfliegvater, sondern vielmehr als re[c]hter vater gethan habt, zu danken. Eure Güte und Mühe werde ich zwar nicht lohnen können, aber der Allmächtige, unser aller Vater, wird es auf dieser und auch in jener Welt lohnen, was ihr bis jezt an mir gethan habt.

Noch, lieber Pfliegvater, habe ich eine gehorsame Bitte an euch, die ich hoffe, daß ihr sie mir nicht abschlagen werdet. Trachtet ihr so bald als möglich meine Entlassung¹³⁵ und meinen Taufschein mir zu überschicken, indem ich ja dieses kommende Frühjahr, wie ich hoffe, doch von dem Milithär entlassen werden muß, so denke ich, wen[n] möchte eine Bittschrift an das Ministerium¹³⁶ einschicken, so mä[c]hte ich die entlaßung bekommen. Legt noch einmal Vaterhand an, gebt euch Mühe, mir meine Bitte zugewehren, wen[n] es möglich ist. Den[n] ihr Thut es ja nur eurem Pfliegsohn und Blutsfreund. Den[n] ich bin gesunen¹³⁷, mich durch Gottes hülfe in den Heiligen Eh[e]stand zubegeben, wen[n] mich der Allmächtige mit diesem beglückt, was ich mir vorgenommen habe, den[n] ich lebe für mich allein und habe den Sohn des Bruders Christians, den Joh[ann] Georg¹³⁸, bey mir in der Lehre. Und meine Profesion geht gut, auch alles möchte gut seyn, wen[n] ich nur dieses von meinem Vate[r]land noch hätte, was ich Nothwendiger als geld brauch[e], nehmlich die Entlaßung und den Taufschein.

Lieber Pfliegvater, indem ihr mir geschrieben habt, daß von der gestellten Rechnung noch 10 f überblieben sey und waß damit zu machen sey, erkläre ich, daß ihr zum ersten das Brief Borto davon bezahlt und eine Bittschrift machen laßt, und das übrige soll meinem alten Vater seyn. Und da schenkt ihm der Johannes 3 f, ich auch 3 f, der Christian 2 f und 2 f rechne ich zu

¹³⁵ Entlassung aus dem Orts- und Staatsbürgerrecht.

¹³⁶ Ministerium

¹³⁷ gesonnen

¹³⁸ Johann Georg, *1. Januar 1834, siehe LKA Stuttgart, KB 1912, Familienregister, fol. 106.

Borto und zu einer Bittschrift, wen[n] es genug ist, wo nicht, so nimmt zum ersten, das was die Bittschrift und das Borto kostet, das übrige gebt meinem armen Vater, den wir alle herzlich grüßen und küssen. Und gebet es ihm, ohne daß meine Erklärung von dem amt beglaubigt ist, den[n] wen[n] ich noch 100 f auch noch mehr in Württemberg hätte und ich alles meinem Vater schencke, wer will etwas davon. Denket ihr nicht, daß ich noch einmal etwas begehren werde, oder noch einmal zu Hause kommen werde. In dieser irdischen Welt werden wir uns nicht mehr sehen, ja dort in jener Welt werden wir uns noch einmal sehen, wen[n] es unser allmächtiger Vater zugibt. Freilich wäre es mein söhnlischer Wunsch, auch auf dieser Welt meinen alten Vater und euch lieber Pflégvater und Bluts Freunde zu sehen, aber dieser Wunsch wird mir nicht erfüllt, den[n] ich komme nicht mehr hinaus und ihr kommt nicht herein.

Ich gedachte auch nicht diesen ganzen Sommer, daß ich euch noch einmal schreiben werde, den[n] acht Tage nach Ostern wante mich das Fieber an, daß ich nicht mehr gedacht, euch noch einmahl zu schreiben. Ich war den ganzen Sommer so krank, daß ich nicht mehr gehen konte. Ich dacht, ich bin von Gott verlassen, aber Gott der Allmächtige hat mir wieder geholfen. Der Menschen Hülfe war bey mir aus, aber Gottes Hülfe war mir nahe. Ich habe gefunden, daß, wo Menschen hülfe nichts ist, da ist Gottes Hülfe nahe. Ich habe anfangs october wieder Beßrung gefangen und bin wieder frisch und gesund und bin daher von Mardisch¹³⁹, wo ich krank war und wo mein Bruder Christian ist, wieder weg gezogen und bin wieder in Bredein.

In eurem schreiben habe ich ersehen, daß ihr ein gutes Jahr gehabt habt mit Fru[c]ht, Wein und Getreide. Mir aber auch, es hat Frucht, Wein, Welschkorn, alles genug gegeben. Aber verzehrt ihr es auch im Frieden. Bey uns ist große Unruhe, alles muß Egsezieren¹⁴⁰ und in den Krieg ziehen und viele tausende von den Ungaren haben ihr leben laßen müssen, liegen an den Straßen Todgeschlagen, begrabt sie auch niemand, und ihre Weiber und Kinder Sch[m]achten in Kummer und Elend. Ihr schreibt nichts von diesem. Ist es den[n] bey euch Friede?

Ich bin nicht im stande, euch alles zu schreiben, wie es bey uns zugeht. Nun schliese ich mein schreiben mit dem söhnllichsten Wunsche, daß ihr noch mal, lieber Pflégvater, meine noch mal wiederholt Biette gewähren möchtet oder [...] ¹⁴¹ wenigstens nur, wie ihr den Brief bekommt, sogleich mir meinen Taufschein und eine antwort zu schicken.

Nun muß ich schliesen und grüße euch alle, befehle euch alle in dem Schuz Gottes und wünsche, daß ihr Freunde alle auch das kunftige Jahr glücklich erreichen möchtet.

¹³⁹ Moardăs (sächs. Muardesch, ung. Mardos), Kreis Hermannstadt (Sibiu), Rumänien.

¹⁴⁰ exerzieren

¹⁴¹ Unleserlich wegen eines Tintenflecks.

Gott der Allmächtige stehe uns bey in allen unßern Schicksalen, Segne und beschütze uns vor allen gefahren. Indeßen grüße ich alle und Empfele euch in den Schutz deß Allmächtigen Gottes. Verbleibe stets bis in den Tod euer treuer u[nd] aufrichtiger gehorsammer Pfleg Sohn.

Joh[ann] Michael Kurtz

Bredein, den 2. December 1848

Ich grüße auch meinen Schwager Adam und meine Schwester Judita¹⁴² und ihr Kinder Vieltausend mal.

Auf der vierten Seite im unterem Teil: An Herrn Johan[n]es Barth in Sondelfingen Oberamt Urach Königreich Württemberg

6 Brief des Jakob Geiger aus Elisabethstadt an seinen Onkel Daniel Schnitzler in Riederich

GemA Riederich, R 242 Beil. Nr. 7

1865 März 14 Elisabethstadt¹⁴³

Elisabethstadt, am 14ten März 1865

Lieber Ongel Daniel Schnidzler, Go[t]tes Segen euch zum grus,

Ich wensche, das euch mein Schreiben gesundt antreffe. Lieber Onkel, über euer Schreiben von 29. Januar 1865, das ich¹⁴⁴ wegen des Eltterlichen Nachlasses einen Eltterlichen Vermegenzanteil von 60f zu bekommen habe, wobei auch die Zinsen von Jahre 1859 da zugeschlagen werden misen, so macht es wohl etwas über 60 Gulden. Ich habe hier Eine Quittung ausgestellt über 60f, wo ich aber nicht aus nemen konte aus den Schreiben, an wen die quittung gemacht warten mus, so hab ich Si[e] an das Schult-haissenamt ausgestellt. Solde ein Feller sein, so ist der ausweis meines schreibens hier.

Lieber Onkel, ich muß auch meine[n] Lebenslauf schreiben, wie es Steht mit den Eltter[n]¹⁴⁵. Im Jahre 1862 haben wier die Eltter[n] getailt, ich und der Bruder Fritz¹⁴⁶, weil die Eltter[n] Immer krank waren. So hab ich die

¹⁴² Anna Judith, *24. Juni 1804, siehe LKA Stuttgart, KB 1912, fol. 106.

¹⁴³ Dumbrăveni (sächs. Eppescherd, ung. Erzsébetváros), Kreis Hermannstadt (Sibiu), Rumänien.

¹⁴⁴ Jakob Geiger, *21. September 1837, siehe GemA Riederich, R 242, Rapiat zur zweiten Pflegerechnung über das Großmuttergut.

¹⁴⁵ Siehe GemA Riederich, R 243, Beilage Nr. 1, Auszug aus dem Familienregister, gefertigt am 27. Mai 1859 durch das Pfarramt: Johann Georg Geiger, Bürger und Bäcker, *25. März 1807, am „22. November 1845 auf 6 Jahre nach Siebenbürgen ausgewandert, mit Ausnahme seines Sohnes Daniel“, mit seiner Ehefrau Anna Catherina Geiger, geb. Schnitzler, *18. Juli 1806.

¹⁴⁶ Ebd.: Sohn Jakob Friedrich, *4. Januar 1835.

Mutter zu mier genomen und der Bruter Fritz den Vatter. Jezt Sint Si[e] beite besser tran, weil si[e] di[e] Ordnung haben und Sindt au[c]h Gesundt. Hier Schiken wier au[c]h unssere Votografien, von Meiner Vamili und meine Mutter, in 2 e[h]renblumen [?]. Mein Sohnlein wirt jezt am 6ten April 1865 2 Jahre Aldt, [er heißt] Eduaart, er geht guht und Spri[c]ht zümlich. Von meiner Mutter ville Griße an Ihre Briter¹⁴⁷ und an Jacob Müller. Lieber Onkel, ier¹⁴⁸ habz von mier Sehr wenig gehert. Ich habe auch wenig geschriben, aber weil jezt diße angelegenhe[i]t, so muß di[e] Feter ergraifen und schreiben. Da ich di[e] Lebens bemitung nicht bekant bin in Wirtenbarg, so schr[e]ibe ich wees hier ist. Das Rindfleisch kostet 12 x ow¹⁴⁹, das Schweinene 18 x, der Kübel Reine Frucht 6 f, Kukeruz 4 f 40 bis 4 f 80. Im vorigen Jahre haben Wier Eine Große überschweming gehabt, wo eine Sahr zuveli[c]he¹⁵⁰ Teurung eingetrofen hat. Wein ist keiner geraten, di[e] vorjerige Fru[c]ht Schwach, das Kukerutz ungenisbar. Wir leben in Einer ser Kritischen Zeit.

Von meinen Bruder Daniel¹⁵¹ kan ich ni[c]ht besonderes Schreiben, als das er 24 Jahre [in] Wirtenbarg gewesen und kan aber ni[c]htz, weder Eine noch die Antere Profefsion gelernt. Ich weis do[c]h nicht, was er gemacht hat, das[s] er kein Handwärg¹⁵² gele[r]nt hat in so la[n]ger Zeit. Wein er ja nur habs wegs¹⁵³ eine Profession geler[n]t hete, So ware es guht, aber er kanichtz, was ich Sär betaure.

Jetzt wil ich mein Schreiben Schlisen mit hunderttausende Grißen, Eier Nef[f]e Jacob Geiger¹⁵⁴, Gastwih[r]t zur Ungarischen Krone Ni[c]ht zu über Se[he]n, wen[n] ich etwa gefeldt¹⁵⁵ hete, die Quittung zu Stempeln, so Biete ich darum, das man Si[e] Stempelt, da ich das Re[c]ht ni[c]ht kene.

¹⁴⁷ Brüder

¹⁴⁸ ihr

¹⁴⁹ Österreichische Währung (ö. W.), welche ab 1. November 1858 mit der Einführung des „Gulden österreichischer Währung“ als allein gültige österreichische Landeswährung galt. Mit der Ablöse der Wiener Conventionsmünze (WCM) verlor die Wiener Währung ihre Gültigkeit. Das Umrechnungsverhältnis betrug 100 Gulden Wiener Conventionsmünze zu 105 Gulden ö. W.

¹⁵⁰ zufällige

¹⁵¹ Wie Anm. 145: Bruder Daniel Geiger, *21. Oktober 1838, konfirmiert an Quasimodo 1852, ist in Württemberg geblieben; siehe auch Beilage Nr. 9: Quittung aus Mediasch vom 26. Juli 1862, unterschrieben von Johann Georg Geiger über den Erhalt von 200 Gulden von den mütterlichen Großeltern für seine Kinder Friedrich, Jakob, Daniel und Genoveva.

¹⁵² Handwerk

¹⁵³ halbwegs

¹⁵⁴ Die Quittung vom 20. Dezember 1865 über den Erhalt von 60 Gulden ist unterschrieben: „J. Geiger, Schänckpachter in Reißdorf“ (Reußdorf, sieb.-sächs. Raissderf, rum. Cund, ung. Kund, Kreis Mureş, Rumänien).

¹⁵⁵ gefehlt, versäumt

II Königreich Rumänien

7 Brief des Marx Löffler aus Braila an das Waisengericht in Gniebel

GemA Gniebel, R 376

1885 August 15 Braila¹⁵⁶

An ein löb[liches] Waisengericht in Gniebel,
Das löb[liche] Waisengericht wird schon verzeihen, wen ich wieder meinen Willen Sie mit einer bitte belästigen sollte. Durch Krankheit unvermögend, mir meinen Erwerb zu verdienen, durch Kriegzeiten und Theurung meine Lage noch mehr erschwert, sehe ich mich genöthigt, die Güte des löb[lichen] Waisengerichtes in Anspruch zu nehmen, um mir von meinen Capital Interessen 100 Gulden zu schücken, damit ich mir eine baldige Genesung herstelle, und zweitens, dann, wen mir Gott die Gesundheit gibt, die Haimreise antreten zu können.

Wie ich von Hause mit meiner Schwester nach Siebenbürgen abreiste, das ist ja bekant. Ich hielt mich auch 2 Jahre dort auf, und reiste dann in die Walachey, wo ich heut zu Tage mich noch befinde. Ob meine Schwester noch lebt, das weiß ich nicht, denn nach der Revolution von [1]848 schrieb ich ihr einige Mahle, habe aber niemahls eine Antwort erhalten. Vielleicht können Sie mir nähere Nachricht ertheilen.

Auch bitte ich das löb[liche] Waisengericht, mir über meine andern Geschwister Auskunft zu geben, welche ich alle recht herzlich grüße. Noch einmahl bitte ich um baldige Zuschickung dieser 100 fl und auch um meinen Thaufschein.

Ihr ergebener Marx Löffler¹⁵⁷

Adresse: Herrn Marx Löffler, Schneidergesell, wohnhaft zu Braila in der Walachey

Braila, den 15ten August [1]885

¹⁵⁶ Brăila (türk. Ibraila), Stadt an der unteren Donau, Rumänien.

¹⁵⁷ *21. November 1823, „Sohn des Alt Johann Georg Löffler, Bauers dahier, welcher sich in Siebenbürgen befindet“, siehe GemA Gniebel, R 376, Pfl gerechnung.

III Russisches Kaiserreich**8 Briefe des Jakob Hutt und dessen Ehefrau aus Friedrichstal an die Verwandten in Grötzingen, 1822–1833****8.1 Brief des Jakob Hutt¹⁵⁸ und dessen Ehefrau aus Friedrichstal an Christian Müller in Grötzingen***GemA Grötzingen, GR 450 Nr. 3***1822 April 24 Friedrichstal¹⁵⁹**

Gott zu Gruß und Jesum zum Segen,
 An Euch, Eure Lieben, zu Förderst meine Aller Herz Liebste und Teuhreste Leibliche Mutter und Schwieger Mutter, wie auch Brüder, schwestern, Schwäger und Geschweihen, Freunde, bekante, Verwandte, Gönner und Miß Gönner, besonders auch der Muter Schwester in Nürtingen, die Groß-Eltern meines Sohns Andreas¹⁶⁰, alle Obrigkeit[lichen] Herrn, Geistlichen und Welt[lichen] stands, über haubt Alle, die mein Schreiben Lesen, hören und nach mir Fragen oder meiner Gedencken Thun, und was noch am leben ist. Gnade, Friede, Freude im H[eiligen] Geist in der Hoffnung, das Euch mein Schreiben Gesund bey Wohl ergehen, im Zeitlichen und auch geistlichen an Leib und Seelen in Guter zu versicht an Treffen werde.
 Was uns anbelangt, sind wier Gott seyde gedank noch biß daher imer Gesund und wohl auf, als unser Jacob¹⁶¹ ist auch an der Aus Zehrende

¹⁵⁸ StA Ludwigsburg, F 190 I Bü. 36, fol. 125: Auswanderungserlaubnis des Departements des Innern für „Jacob Hutt von Grötzingen mit seinem Eheweib [...]“ vom 19. Mai 1817; ebd., fol. 121: Schreiben des Schultheißenamts zu Grötzingen an das Oberamt Nürtingen über die Erklärung des Jakob Hutt, Bürger und Bauer, „dass Er sich entschlossen habe mit Seiner Familie nebst Seiner alten Mutter ins Ausland nach russisch Polen zu emmigrieren“; siehe Karl Stumpp (Bearb.): Die Auswanderung aus Deutschland nach Rußland in den Jahren 1763 bis 1862, Sonderdruck aus dem Heimatbuch der Deutschen aus Russland, 1961, S. 54: Hutt Jakob aus Grötzingen, 1817, Russisch-Polen.

¹⁵⁹ Die Kolonie wurde 1817 in der niederschlagsarmen Ebene des Beresaner Bezirks gegründet und 1830 wegen Wassermangels aufgelassen. Die am Ende des vorliegenden Briefes angegebene Postroute erlaubt lediglich eine Lokalisierung des Ortes in der Nähe von Landau (siehe Anm. 190). Kartographische Quellen legen eine Verortung am Oberlauf des in den Tylihuľski liman (Тилигульський Лиман) mündenden Tsarehaflusses (Царера), zwischen den beiden evangelisch-lutherischen Siedlungen Johannesthal (Іванівка/Ivanivka, Mikolaiivska Oblast, Ukraine) und Rohrbach (Новосвітлівка/Novosvitlivka) nahe, wahrscheinlich auf der Gemarkung der heutigen Siedlung Основа/Osнова. Die Bezeichnung dieses Ortes weist auf eine (Neu)Gründung hin (russ. осно́вывать = gründen).

¹⁶⁰ Andreas Schäfer, *30. November 1810 in Obersielmingen, Sohn der Christina Margaretha Schäfer und des verstorbenen Webers Johann Georg Schäfer; siehe LKA Stuttgart, Film 420, Bd. 15: Familienregister fol. 80.

¹⁶¹ Ebd.: der Sohn Jakob, *25. Mai 1814.

Kranckheit¹⁶² Gestorben. Nun sind wier auf unserem Eigendum, aber die Häuser stehen noch nicht. Wier sind noch Biß da her in Simmelancken¹⁶³, nur ein wohn zimmer und ein Küke¹⁶⁴ und ein Stall, doch Recht warm. Diß Jahr sollen die Häuser Alle Gebaut werden, die stein haben wier aber 1 stund weit her zu holen. Das land ist Bald durch Aus eben, Recht Gut und Frucht bahr und Bringt Alles hervor, was der Mensch zur erhaltung seines lebens nöthig hat. Von dem Kaiser haben wier Bekommen Jeder Colonist 60 Deseden¹⁶⁵ Land für Erben und nach kämmling [zu] Eigen; eine Desedin Thut 3 Morgen. Mann dorfts¹⁶⁶ nicht aus Rothen¹⁶⁷, man spandt 6 Pfert an den Pflug und Ackerts um und wird ein Geseht¹⁶⁸ und Trägt so gleich Reich[lich] Frucht. Das Land wird nur ein mahl geacker, es Braucht das Bedungen des Feldes nicht. Der Mist ist biß weilen un nüz, doch kan man Alles Bauen und Pflanzen, sey was es wolle.

Wier haben Auch 10 Frey Jahr¹⁶⁹, dar nach müsen wier bezahlen aus 60 D[esetinen], das heißt für steuer, zehende und Alle Ab gaben, nach eurem gelt 6 höchsten 8 fl. Wier haben Auch weiter Erhalten 500 Rubel vorschuss¹⁷⁰ zum Bauen, das holtz ist auf dem Plaz. Weiter haben wier erhalten 100 Rubel zur ein Richtung, Herabschlags zum Vieh und wagen, pflug und der Gleichen. Wer also vermögen hat, daß der Viestand kan völlig her gestelt werden, der hats gewonnen. Wan ein Vatter viele kinder hat in diesem Land, das ist sein klück, je Mehr, je besser. Hier find ein Fleisiger Mensch sein Brod doch mit Ringerer Müh als in Deutschland. Mit den Pferdt wirdt an Stadt Treschen¹⁷¹ die Frucht mit Pfert aus Geritten und auch auf Roß Mühlen das Mehl gemacht, wasser mühlen hats nur wenige. Heu kan Jeder so viel heim Thun und Machen, so viel er will; Vieh kan ieder so viel auf die wäide Treiben, so viel er kan anschaffen. Das Vieh Geht Bald Sommer und Wenter Trausen und Geht im Graß manch Mahl biß an Bauch und Wird auf

¹⁶² Unter „auszehrender Krankheit“ verstand man in der Regel Krebs oder Tuberkulose, die zu Gewichtsverlust und Schwäche führten.

¹⁶³ Gemeint ist die provisorische Unterkunft in Semljanken (Erdhütten); siehe im Textteil Anm. 121.

¹⁶⁴ Küche

¹⁶⁵ Dessjatine (Desetinen), russisches Flächenmaß, entspricht 10 925,3975 m² ≈ 1,1 ha; die Kolonistenhöfe waren mit 60 Desetinen ausgestattet.

¹⁶⁶ man darf es

¹⁶⁷ ausroden

¹⁶⁸ eingesät

¹⁶⁹ Freijahre (von allen Abgaben und Grundsteuern) sowie andere Privilegien wurden den deutschen Kolonisten durch Zar Alexander I. (1801–1825) in seinem an Auswanderungswillige aus dem Herzogtum Warschau gerichteten Aufruf vom 29. November 1813 zugesichert; siehe Detlef Brandes: Von den Zaren adoptiert. Die deutschen Kolonisten und die Balkansiedler in Neurussland und Bessarabien 1751–1914, München 1993, S. 88–89.

¹⁷⁰ Vorschuss

¹⁷¹ anstatt dreschen

der Weide Fetter Als bey Euch das Gemästede in kurzer Zeit. Alles ist Frey, Aller Handel, Giebt weder Zoll noch Ab Gaben, den Colonisten werden Alle Ämmtter Auf Getragen nach dem einer Tauglich ist. Für Kirchen und Schulen ist gleich vals gut gesorgt. Wier haben erst die Nachricht Erhalten, das wier in unserem Ordt die Pfarei, Eine Kirche und Pfarr Hauß und Schul Hauß auf Käisers kösten bekommen. Man kan hier Eben Gott dienen wie in seinem Vatterland,¹⁷² wer will, und Geht deswegen Gewaltige Veränderung im katholischer Religion würcklich vor. Ein Oberhaupt Nahmens ein Propst Lendel¹⁷³ Thut den Catholischen den Rosen Granz, die Meß, die Ohren Beicht, die AnRuffung der heiligen, Alle diese Zerimonen¹⁷⁴ weg. Es ist eine Gewaltige veränderung. Der Evangelische Glaube Steht Gegründet, hier in unserem Ordt wirdt Schuhl und Gottes dienst gehalten durch den Schuhl lehrer. Der Geistliche ist des wegen von uns zu weit Endt Fernd. Aber ist in diesen Tagen ein Recht wohl Gelehrter Schuhl Lehrer, ein Würtenberger von Neuffen, Als Geistlicher Exsaminirt und bey uns nur 2 stund Endt legen, Ein gesezt worden als Pfarr. Alle Profeseon¹⁷⁵ Gehen hier, auf dörffer sind Schmit, Schuhmacher, Schneider, weber die nothwindigste und haben Guten Verdienst. Mancher Nährt sich viel beser als auf einem Bauren Gut. Brodt Find Alles. Für dich Schwager mit deinen Vielen Kinder Währe es Gar nicht Gefehlt, wen du nur hier wärest. Einem Manchen Gefelt es zwahr auch nicht hier. Es Giebt auch viele Tollsinnige und auch schlechte wirdt und hauß hälter. Ich aber bin mit meinem Schick sall und mit meinem Gott zu Frieden, wan wir nur die Häuser mahl voll stehen hätten, diß kost uns zwar Mühe und Gelt. Und bitte doch Euch besorgt zu seyen, daß mein Gelt Geschickt werden könnte. Dan zwey von meinen verkauften Gütter ziehler¹⁷⁶ stehen noch, wie Ihr alle Wohl Wisset, so hoffen wier doch, daß Euer Herz nicht falsch an uns

¹⁷² Die Konfessionsfreiheit war in Punkt 8 des Aufrufs zur Ansiedlung festgehalten: „Es steht den Kolonisten frei, ihrer Religion gemäß Kirchen zu bauen, Geistliche zu halten und ihre Religionsgebräuche nach ihrer Weise auszuüben.“ Siehe Christian Fiess: *Sarata 1822–1940*, Stuttgart 1979, S. 16.

¹⁷³ Bezug auf die religiösen und sozialen Reformaktivitäten von Ignaz Lindl (1774–1776), Gründer der aus bayerischen und württembergischen Ansiedlern bestehenden Kolonie Sarata (1822) in Südostbessarabien. Über Lindl siehe u. a.: D. Brandes (wie Anm. 169) S. 105–110; Ch. Fiess (wie Anm. 172), S. 14–22; vgl. auch Immanuel Wagner: *Geschichte der Gründung der Kolonie Sarata 1822–1832*, Stuttgart-Mühlacker 1967; Woldemar Zurkan: *Sarata und die Wernerschule. Aus der Geschichte der Auswanderung*, Kornwestheim 1996. Über das Wirken des Initiators der katholischen Erweckungsbewegung im Allgäu berichtet auch ein Brief des in Karlstal (heutzutage Широкая Балка/Schirokaja Balka) bei Odessa angesiedelten und aus Ostdorf stammenden Kolonisten Martin Here vom 12. Januar 1822; siehe Max Frommer: *Ein Auswandererbrief aus Südrussland von 1822*, in: *Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte* 44 (1985), S. 333–338.

¹⁷⁴ Zeremonien

¹⁷⁵ Professionen, Handwerksberufe

¹⁷⁶ Schwäbisch für Ziele, Zahlungsziele, Zahlungsfristen.

werden wird, daß ihr es uns würdet sauer Machen und uns nicht woltet, den die Rache des Herrn würde über solches Betrogen Ruffen, den wier sinds wohl Bedürfftig zum Bauen und den Vieh stand ein zu Richten. Solte die Schwieger Muter den Zinß ein Genommen haben, daß ist Ganz Recht, Nur daß übrige schicket uns in aller Bälde, bey Stahl und Feder¹⁷⁷ in stuttgart Thun auf den weysel¹⁷⁸ nach Odessa.

Auch Sind uns in diesem Lande wieder 2 Kinder gebohren, Bede Weibliches Geschlecht, das eine ist 3 Jahr Alt Nahmens Anna Maria, das 2. ist Gebohren den 16. Apr[il] 1822, n[amens] Christina Chatharina. Mit dem Vieh stand bin ich so weit versehen, ich hab 2 Ochsen, 1 Pfert und eins habe ich verkauft. Wan ich doch nur mein Gelt, wo noch Bey Euch Steht, bey handen hätte, um mein Hauß vollens zu Bauen und den Vieh stand hin Länglich her zu stellen, den[n] vor einem Jahr wahr auch ein Fehl Jahr, das ich und ein Anderer nichts an Früchten verkauffen haben können, das man sich vollens in Stand hat Stellen können und Ein Richten. Dar zu Er warten wier mit der Gröseste Bedürfniß unseres übriges zurück stehendes Gelts. Auf meiner Reiß habe ich dem Michael Mayer¹⁷⁹ eine Grose summe Gelts gestreckt, seine ganze Reise habe ich vor in Prästiert¹⁸⁰ und Aus bezahlt. Allein ist es alles verlohren. Er ist gestorben, die hinderlassene sind Schlech[t] denkend und ich Bin um daß meine betr[o]gen. Und so gehts mir Eben mit Jacob Müller. Der ist so gar nicht mehr in unserer Gegend, ist in der Moldau und sein Sohn¹⁸¹ ist zwahr noch hier. Wer weyßt, ob ich Etwas mehr Bekomme oder nicht, das weyßt Gott. Darum bin ich das übrige so Bedürfftig.

Dier, Lieber Schwager Joh[annes] Heß¹⁸², will ich die Marsch Ruthe geben, wan du zu mir kommen willst, ists nicht gefehlt, du findst Brod für dich und deine Kinder. Brod bey uns es steht dier zwahr frey. Du nimst mit, was du kanst, alles hast du schon und dort Gibt es nichts. Reuhen wirds dich nicht, alles Bauren geschirr ist hier Theuer. Die Reise Geht Über Stuttgart – Nürnberg – Brag¹⁸³ – Ölmiz¹⁸⁴ – Limmberg¹⁸⁵ –

¹⁷⁷ Ferdinand Stahl und Gottlob Federer gründeten 1795 in Stuttgart die auf Spezereien und Leder spezialisierte Handelsgesellschaft „Stahl & Federer“. Dieser wurde eine Spedition sowie ein Bank- und Wechselgeschäft angeschlossen. Seit den 1830er Jahren hatte das Bankgeschäft Vorrang.

¹⁷⁸ Wechsel

¹⁷⁹ StA Ludwigsburg, F 190 I Bü. 36, fol. 122 und 123: Michael Maier, Schuhmacher, und Jacob Müller aus Grözingen sind zusammen mit Jakob Hutt ausgewandert.

¹⁸⁰ für ihn entrichtet (vorgestreckt)

¹⁸¹ Jakob, *11. August 1794, siehe LKA Stuttgart, KB 420, fol. 147.

¹⁸² Der Schwager war sein Bürge bei der Auswanderung.

¹⁸³ Prag

¹⁸⁴ Olmütz (tschech. Olomouc)

¹⁸⁵ Lemberg (ukr. Львів/Lviv), damals Österreichisches Kaiserreich (Galizien), heute Ukraine.

(Brode¹⁸⁶, das ist die erste Ruische Stadt) – Coustoddin¹⁸⁷ – Baldi¹⁸⁸ von da aus nach gefragt – Zischen klen¹⁸⁹ – Landau¹⁹⁰, unser ort nach Friedrichsthal.

In dessen will ich mein schreiben schliesen. Ich kan nicht alles schreiben, wie wier mit ein Ander zu Reden wünschten. So grüße ich Euch noch mahl mit meiner Handschrift und zu Lezt mit dem H[erzlichen?] Kuß, wie ich und meine Ganze Fammiele, und bin in desen Allerseitiger auf Richtiger und mit Gegründeter Redlicher wahrheit beschriebener Neuer Colonist¹⁹¹ in Sued Ruszland im Perresaner-Gebiets¹⁹² amt auf der Canzlei Landau bey Odessa am Schwarzen Meer, 10 stund von Odessa¹⁹³, Auf der Neuen Colonie Friedrichsthal, den 24. April 1822

T[estatur] Jacob Hutt¹⁹⁴, T[estatur] Christina Margaretha¹⁹⁵

Dieser Prief wird bey Euch Bezahlt mit 1 fl 30 x¹⁹⁶

Noch Bitte ich so Gleich bey diesem über Bringer über alles dieses und auch was bey Euch Basiert¹⁹⁷ und um euch Geschehen und die Neueste begebenheiten zu beschreiben, da meine seele ist Neuschierig¹⁹⁸ um Vatterlands begebenheit zu wissen und dencket, daß ihr mir ein starcken Buch und 2 Kinderlehr mit Confirmations buchlein und eine stuben Uhr bring[t] oder schicket. Auch ist die gebohrene Mühleisen und ihr Man, meine Gevatterleut, hier, ihre Freundschaft soll gegrüset sein.

¹⁸⁶ Brody (ukr. Броди/Brody, poln. Brody, russ. Броды/Brody), ca. 100 km nordöstlich von Lemberg liegende damalige russische Grenzstadt, heute Ukraine.

¹⁸⁷ Türk. Bezeichnung für den Binnengrenzübergang zwischen Russisch-Polen und Bessarabien, heute Cotuijeni (rum.), Kotjudženy, Kotjužany (russ.), Moldawien.

¹⁸⁸ Belz (rum. Bălți, russ. Бельцы/Belzy, ukr. Бельці/Bjelzi), Stadt im nördlichen Bessarabien (heute Moldawien).

¹⁸⁹ Verballhornung für Кишинёв/Kischinjaw (russ.), dt. Kischinau, rum. Chişinău in Bessarabien, heute Hauptstadt der Republik Moldawien.

¹⁹⁰ Damals zentraler Verwaltungsort für die Ansiedlungen im Beresaner Bezirk, heute Širokolanivka/Широколанівка, Oblast Mykolajiw, Ukraine.

¹⁹¹ „Kolonien“ und der davon abgeleitete Terminus „Kolonisten“ sind von der Forschung zur Geschichte der Russlanddeutschen übernommene Quellenbegriffe. Unter „neuen Kolonisten“ verstand man jüngst hinzugewanderte fremde Ansiedler, im Unterschied zu „alten Kolonisten“.

¹⁹² Beresaner Gebiet (Bezirk, Distrikt). Unter Beresaner Kolonien werden die Kolonien des Beresaner Bezirksamts (russ. Березань) verstanden.

¹⁹³ Wahrscheinlich hat sich der Briefschreiber verschrieben. Für 120 km sind 24 Wegstunden anzusetzen (siehe Brief Nr. 8.4).

¹⁹⁴ Eigenhändige Unterschrift.

¹⁹⁵ Eigenhändige Unterschrift.

¹⁹⁶ Das Briefporto sollte vom Empfänger übernommen werden.

¹⁹⁷ passiert

¹⁹⁸ neugierig

Auf der Rückseite in der Mitte: An Herr H[errn] Christian Müller im Königreich Württemberg ober Amts-Stadt Nürtingen, Marck Städtle Krözingen¹⁹⁹. Zito, zito²⁰⁰ durch das Land, hin biß in mein Vatter Land

8.2 Jakob Hutt und dessen Ehefrau aus Friedrichstal an Christian Müller in Grötzingen

GemA Grötzingen, GR 450 Nr. 4

1826 Mai 16 Friedrichstal

Gott zum Gruß und Jesus zum troste,
 An euch vielgeliebte Freunde, Mutter, Bruder, Schwester und Schwäger.
 Ich kan nicht unter lassen, an euch zu Schreiben, weil es schon zweyjahr ist, das ich hab die letzte antwort bekommen und ich unter der zeit Schon einmahl geschrieben hab und noch nie keine antwort erhalten. Und ihr habt mir doch geschrieben, ich solle in baldre wieder eine nachricht Schiken von wegen meinem Sohn Andres, ob er noch leben möchte oder nicht, aber er ist Gott sey lob und gesund und stark und wohlgewachsen zu seinem alter. Er versieht mir eine knechts stell und das kan man brauchen in Rußland wan man recht leuten zu Schaffen und ich und seine Mutter sinds bedurftig. Wir haben Schon lang gezogen an ihm, er kan uns anfangen unter die armen greifen und der David²⁰¹ auch. Und was uns anbelangt, sind wir alle gesund und wohlauf, und wans bey euch auch so ist, wird es uns von Herzen freuen. Heut zu tage können wir sagen, wir haben jetzt brod, aber leider kein geldt, es ist bey uns sehr Rahr. Die Früchten sind sehr wollfeil, das es noch gar nicht so gewesen ist. Das 10 Simri korn oder Roken nach eurem meß gilt nach Eurem Geldt 1 f 20 xr und so geht es durch alle satten, es mag heißen, wie es will, nehmlich weizen, korn, Haber, gersten und dergleichen.
 Nun aber meine Freunde, Schwäger, ich mus besonders noch zu Euch kommen und euch darum bitten und ermahnen, das ihr doch so gut sind und sehet das doch meinem Sohn Andres nach seinem vermögen, das es ihm nicht auch so geht wie mir. Sind so gut und geht hin nach Obersielmeng²⁰² und nehmet euch darum an, das es doch seinen richtigen lauf hat, wie sichs gehört, nach der zeit von der Theilung an muß der Zinß bezahlt werden. Wan sie Schon sagen, der Andreas wäre gestorben, er lebte nicht mehr und sie bezahlen weder Zins noch Hauptsumma an mich. Wir wollen sehen bis Spätjahr, wan ich eine antwort zurük bekomme, dann will ich sehen, was

¹⁹⁹ Grötzingen, heute Stadtteil von Aichtal, Kreis Esslingen.

²⁰⁰ Cito (lat.), schnell, d. h. erwünscht war eine schneller als gewöhnliche Zustellung des Briefes durch den Überbringer.

²⁰¹ Johann David, *24. November 1815.

²⁰² Obersielmingen, aufgegangen in Sielmingen, Ortsteil von Filderstadt, Kreis Esslingen.

ich mache. Ich weiß schon, wie es geht, das ich muß durch hohenobrigkeit an diese Rußische Gesandtschaft Schreiben laßen nach Stuttgart. Der Andreas ist an[n]o 1825 zu Rohrbach²⁰³ Confirmirt worden und hat das heilige Abendmahl empfangen. Nun werd er bis Marteni²⁰⁴ 16 Jahr allt und mit ihr darft glauben, daß ich ihn gehen laß mit der nächsten Gelegenheit, das er kan gut unter kommen. Dan in Rußland wird nicht bald einer 25 Jahr alt als ledig, nicht wohl 20 Jahr, viel weniger 25.²⁰⁵ Und ich erwarte eine ba[l]dige antwort. Und noch an eins mus ich euch ermahnen, das ihr möchtet doch so gut seyn und möchtet in diesen ersten brief Schreiben und von punkten zu punkten, wohin und zu was bezahlt worden ist, nehmlich das vermögen, wo ich hab drausen gelaßen, das ich sollte gar nichts mehr überkomen. Es ist ser verdrieslich, etwas hätte ich mir gern gefallen laßen, aber alles nehmen, das kan ja fast nicht seyn, das ist zu arg vor mich, alles ein zu büßen hier und da. Hier zu land Schon 185 f. und das drausen 275 f. nach dem Schreiben, wo ich erhalten hab. Nur bey Mayer und zum zweiten bey dem thor²⁰⁶ Schneider 51 f. Selbst gegeben, wiederum 45 f. Schifffahrt bezahlt und ist bey beyde[n] ein solcher dank, daß mir keiner unter die augen geht außer von ohngefähr kan nicht mehr zurück. Und die Agatha Kemmichen Schreibt so gar ein besonders Brieflein, ob den ihrs Bruder Sohn noch Knecht bey mir war.

Ja zu Hauß haben sies mir wohl versprochen, mir unter die armen zu greifen, weil ich noch kleine Kinder hab und können noch nichts Schaffen. Aber wie wir sind aus der Charandti²⁰⁷ gekommen in Odes[s]a, so haben sie sich gleich von mir Entfernt und haben gleich falschen Sinn bekommen, das sie mir nichts arbeiten und nichts bezahlen dürfen. Aber Heut zu tage, Es[se] ich mit der Gottes Hülff doch beßer brod weder sie beede. Der Mayer ist vor verdorben, nachdem erst gestorben, und zum andern mag man komen, wan man will, ist er nicht zu Hauß. Und was uns noch mehr anlangt ist dieses, das wir wissen, das doch du Schwager Christian Miller hast diese

²⁰³ Rohrbach war dem seit 1809 bestehenden evangelischen Pfarramt von Worms (heute Виноградне/Виноградне) zugeordnet. anzunehmen ist, dass sich in Rohrbach ein Bethaus der von der evangelisch-lutherischen Kirche abgefallenen radikalen Pietisten (Separatisten) befand.

²⁰⁴ Martinitag, am 11. November.

²⁰⁵ Die Volljährigkeit trat in Russland mit 25 Jahren ein, wie in vielen Staaten des Deutschen Bundes.

²⁰⁶ Bezug auf ein Tor des mit Mauern ausgestatteten Marktores Grötzingen.

²⁰⁷ Quarantäne; die Schreibweise weist auf eine Übernahme aus dem Russ. (карантин) hin. In der ehemaligen osmanischen Festung Ismail (türk. İsmail, ukr. Ізмаїл/Izmayil, russ. Измаил/Izmail, rum. Ismail) an der Donaumündung war eine 24-tägige Isolierung von Personen, die verdächtig waren, an bestimmten Infektionskrankheiten erkrankt zu sein, vorgeschrieben; siehe Georg Leibbrandt: Die Auswanderung aus Schwaben nach Russland 1816–1823 (Schriften des Deutschen Auslands-Instituts Stuttgart, Reihe A, Bd. 21), Stuttgart 1928, S. 137.

quittung bekommen in Ulm²⁰⁸ in dem wirthshaus an der brüken²⁰⁹ und wir Hätten glaubt, du thätest dich wenigstens nur auch um selbige 41 f. wehren, wo du doch die quittung im Sak hast und der Andreas ist doch auch dein Pflégkind gewesen. Du hättest woll auch dafür sorgen derfen und das Hätten wir fast vergessen mit der Agatha. Ihr habt wohl geschrieben, sie hätte sich nach Schleitdorf²¹⁰ verheuratet, aber nicht geschrieben, an wen oder wie er heißt und wie sie auch angekommen ist.

Nun will ich mein Schreiben Schliesen mit einem Tausentfachen Gruß an euch alle gute Freunde besonders wan die allte Mutter noch lebt, Ihr seyd vieltausendmahl gegrüset wie ihr seyd mutter, Bruder, Schwestern und Schwager und Geschwey Maria Chatharina von uns allen mit einander.

Verbleibe Euer Getreuer Schwager Jacob Hutt²¹¹

Friedrichs thall, den 16ten Mai 1826

Und noch mahl einen Gruß an dich vielgeliebte mutter, Bruder und Schwäger, Schwestern und geschwey und alle gute Freunde seyd von uns und unsern kinder[n] vieltausend mahl begrüßt nehmlich vom Andres, Davidt, Anna Maria, Christina Chatharena, Elisabetha, Christina Hutttn
Schreibt mir die neuigkeit, wo es bey euch gibt zu Grözingen

Auf der Rückseite in der Mitte: An Christian Miller in Grözingen Ober Stuttgart auf den Filder²¹²

8.3 Jakob Hutt und dessen Ehefrau aus Güldendorf an Johannes Höß in Grötzingen

GemA Grötzingen, GR 450 Nr. 5

1833 April 28/Mai 10 Güldendorf²¹³

²⁰⁸ Wichtigster Einschiffungsort für die württembergischen und badischen Auswanderer nach Russland und Ungarn; siehe dazu Marie-Kristin Hauke (Hrsg.): Aufbruch entlang der Donau (Kleine Reihe des Stadtarchivs Ulm, Band 10), mit einem Beitrag von Márta Fata: „Aufbruch von Ulm entlang der Donau“. Ulm und die Auswanderung im 18. Jahrhundert, Ulm 2012; Márta Fata (Hrsg.): „Die Schiff‘ stehn schon bereit“: Ulm und die Auswanderung nach Ungarn im 18. Jahrhundert (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm, Reihe Dokumentation, Band 13), Ulm 2009.

²⁰⁹ Gemeint ist das 1803/1810 direkt an der Inselbrücke gebaute Gasthaus „Zum Löwen“, Haus Nr. 4 in der damals entstehenden Siedlung auf dem rechten Donauufer der Ulmer Gemarung (heute Neu-Ulm, Bayern).

²¹⁰ Schlaitdorf, Kreis Esslingen.

²¹¹ Eigenhändige Unterschrift.

²¹² Ortskennzeichnung; die Filder, Hochfläche im Süden von Stuttgart.

²¹³ Die evangelisch-lutherische Siedlung (heute Красносилка/Krasnosilka, Odes'ka Oblast', Ukraine) ist 1817 von württembergischen und badischen Auswanderern gegründet worden, weitere Zuwanderungen erfolgten bis 1830. Sie liegt in dem aus württembergischen, badischen, elsässischen und preußischen Einwanderern bestehenden Großliebenthaler Bezirk.

Guldendorf bey Odessa den 28. Aprill/10. May 1833

Theuerster Schwager Johannes Höß!

Ihr werthes Schreiben vom 10ten December 1832, wodurch Sie uns mit dem von unserer Base in Nürtingen²¹⁴ zugefallenen Erbtheile aus 98 fl bestehend in Kenntniß setzten, haben wir richtig erhalten. Alle sind wir, dem Herrn sey Dank, noch gesund und am Leben. Obschon die Pest und die Brechruhr²¹⁵ verheerend um uns her wüthete, so ist unsere Colonie doch verschont geblieben, uns hat es nicht getroffen. S[iehe] Ps. 91,7.²¹⁶

Wir wohnen nicht mehr in Friedrichsthal, sondern sind, weil dort nicht mehr hinreichendes Wasser war, im Jahr 1830 auf Genehmigung S[eine]r Kais[erlichen] Majestät mit noch zwei andern Colonien, Stuttgart und Waterloo²¹⁷ genannt, auf einen 3 Stunden Nördlich von Odessa gelegenen Platz übersiedelt und zu einer Colonie gemacht worden.²¹⁸ Als wir hier ankamen, so mußten wir, so wie ein jeder, uns eine Stroh-Hütte zu unserem Obdache aufschlagen, gleich den Nachthütten in den Wein- und Kürbisgärten, deren in die 80 waren und dem Durchreisenden einen lieblichen Anblick darboten. Da wir nun wieder aufs neue bauen müssen, so können Sie, lieber Schwager, sich wohl leicht denken, daß es uns auch hart hergehet und daß bei uns kein Ueberfluß ist und daß ein jeder Tag seine eigene Plage hat. Daher wünschten wir, daß Sie uns das Oben genannte Erbtheil zuschicken möchten und zwar je eher, je lieber.

Der Bezirksvorort Großliebenthal (heute Великодолинське/Welykodolynske) wurde 1804/6 von evangelisch-lutherischen Einwanderern aus Württemberg gegründet.

²¹⁴ Witwe des Jakob Bahmüller war verwandt mit der Ehefrau von Jakob Hutt.

²¹⁵ Über Brechruhr oder Cholera im Russischen Reiche siehe u. a.: Heinrich W. Buek: Die bisherige Verbreitung der jetzt besonders in Rußland herrschenden Cholera, erl. durch 1 Kt. u. e. dieselbe erklärende kurze Geschichte dieser Epidemie, Hamburg 1831, IX, 30 S.; Jeremias Rudolf Lichtenstädt: Die asiatische Cholera in Russland in den Jahren 1830 und 1831. Nach russischen Aktenstücken und Berichten so wie nach eignen Erfahrungen; nebst einer Tabelle, Berlin 1832, XIII, 390 S.; Reiner Olzscha: Die Epidemiologie und Epidemiographie der Cholera in Russland (Veröffentlichungen aus dem Gebiete des Volksgesundheitsdienstes, Bd. LIV, 1. Heft), Berlin 1940; siehe auch StA Ludwigsburg, E 162 I Bü. 2006 mit Berichten des aus Metzgingen stammenden Pastors Christoph Heinrich Bonwetsch (1804–1876) aus Katharinenfeld (heute Bolnisi) in Grusien (heute Georgien).

²¹⁶ Luther Bibel (1912): „Ob tausend fallen zu deiner Seite und zehntausend zu deiner Rechten, so wird es doch dich nicht treffen.“

²¹⁷ Die beiden zwischen Oberlauf des Berezanflusses (Березань) und Südlichem Bug (Південний Буг) liegenden evangelisch-lutherischen Siedlungen wurden 1819 gegründet. Waterloo (heute Ставки/Stavky, Mykolajivs'ka Oblast', Ukraine) lag ca. 7 km nordwestlich von dem 1809 gegründeten katholischen Kolonistenort Speier (Піщаний Брід/Pishchanyi Brid, in der Alltagssprache bis heutzutage Шпейер/Speier bezeichnet), Stuttgart nordöstlich davon, in Richtung Bug, wahrscheinlich auf der Gemarkung des heutigen Ortes Весняна Квітка/Vesniana Kvitka.

²¹⁸ Genaue Entfernungsangabe: Der Ort liegt ca. 15 km nordöstlich von Odessa, auf dem linken Ufer des vom Fluss Великий Куяльник/Velikyj Kuyal'n'ik gebildeten lagunenartigen Sees Куяльницький лиман/Kuyal'nyts'kyi liman.

Sie bemerkten in Ihrem Schreiben, daß man sage und glaube, unser Andreas²¹⁹ sei gestorben, warum man das glaubt, können wir nicht denken und scheint uns zu etwas Sonderbarem zu gehören. Nein! Unser Andreas ist noch am Leben und ist willens, dieses Spät- oder das darauf kommende Frühjahr, sich zu verheirathen und mit Nächstem wird seine Vollmacht hinaus geschickt werden.

Nun lieber Schwager, wir sind Ihnen für ihre Mühe und das uns zugeschickte Schreiben sehr dankbar und verbunden.

Noch eins haben wir mitzutheilen. Es traf uns nämlich das Unglück, daß im Jahr 1829 uns unser 8 Jähriges Töchterlein²²⁰ in den Brunnen fiel und ertrank.

Nun ihr lieben Geschwistern, mit Euch muß durch dieses Schreiben auch noch ein Paar Worte reden! Da wir nämlich 600 Stunden von einander entfernt sind, und uns hienieden²²¹ wohl nicht mehr sehen werden, so möchte ich fragen: Haben wir auch die Gewißheit, daß wir uns dort einander sehen werden? Oder buhlen wir vielleicht nicht mit der Welt und suchen Ruhe, wo sie nicht zu finden ist? Es ist ein ernstes Ding um das wahre Christenthum; es gehört dazu eine gänzliche Veränderung und ein ausziehen des Alten und ein anziehen des Neuen Menschen,²²² der nach Gott geschaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit. Seid ihr durch die enge Pforte hindurchgedrungen oder nicht? Liebe Geschwister! Vergeßet doch das Eine nothwendige nicht. Wir müssen unsern Gang straks²²³ nach Jerusalem richten. Ich meine nach dem Jerusalem, das droben ist, welches Gott selbst, als eine feste Stadt, auf bundes Blut gegründet hat. Wir leben ja in einer wichtigen Zeit, in einer Zeit, wo wir sehen die Fülle der Heyden eingehen, und wir, die wir schon so lange das Christenthum besitzen, sollten zurücke bleiben? Nein, wir wollen uns anschicken zum Streit und zum Kampfe, der uns verordnet ist. Dem der Herr etwas hat schencken lassen von seiner Freundlichkeit, der kann nicht anders als mit dem Apostel ausrufen: „Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebet!“²²⁴ Aber den Herrn recht lieben kann nur die neue Kreatur in Christo Jesu.

Nun ich muß schliessen und grüße euch allesamt. Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sey mit uns allen. Amen.

²¹⁹ K. Stumpp: Die Auswanderung aus Deutschland nach Rußland in den Jahren 1763 bis 1862, Tübingen 1974, 1018 S., hier: S. 599: Andreas Schäfer aus Grötzingen [eingewandert 1817]; die Familie Hutt ist nicht erwähnt, weil der Bauernhof vermutlich von Sohn Andreas übernommen wurde.

²²⁰ Die im Brief vom 24. April 1822 erwähnte Christina Chatharina, *16. April 1822.

²²¹ auf dieser Erde, im Diesseits

²²² Im Original unterstrichen.

²²³ geradewegs, unmittelbar

²²⁴ 1. Johannes Kap. 4, Luther Bibel 1912.

Seyen Sie uns, lieber Schwager Höß, vielmal begrüßet, so wie auch die übrigen Schwäger und Geschwistern und Kinder. Grüßen Sie uns auch die Schweyer und Anverwandten in Obendorf²²⁵, welche unser Andreas auch alle herzlich grüßen läßt.

Ich bin usw. Jacob Hutt

8.4 Brief des Jakob Hutt und dessen Ehefrau aus Güldendorf an Anna Chatharina Christin in Grötzingen

GemA Grötzingen, GR 450 Nr. 6

1833 August 20 [Güldendorf]

Wertheste freunde,

In dem ich dieses brieflein bekommen, wo ihr im Juli [1833] geschickt habt, haben wir erhalten den 7ten August laufentes Jahr und darin haben wir ersehen, daß ihr mit rink²²⁶ und schwindel um gehet. Aber Ich hoffe, ihr werdet es bleiben lassen. Ihr seyd wohl eure fünf Schwestern dort und hier ist die sechste allein und doch nicht allein, Sondern sie hat Gott den Vatter, Mann und 6 Kinder. Ihr möchtet sonst glauben, hier wäre niemand Oder wir nicht mehr. Ihr seyd so, so ungläubige leute, es thät so noth, man täht Einen Eid ablegen, daß dieß und Jenes noch lebten. Aber wir leben noch alle gesund bey ein ander. Gott sey lob und dank gesagt. Im Winter habt ihr mir geschrieben, daß wir ein Erbtheil zu erwarten haben, die summa von 98 f., nur die theilungs Kosten gehen ab, aber ihr habt nicht ausgesprochen, wie viel theilungs Kosten, da kan man bis später sagen, so viel ists oder was man will. Wir haben es schon gemerkt, was man damit sagen will, aber nun daß wir gerade Selber bedürftig sind und brauchens, so macht man uns vieles geschäft damit. Ihr denkt nur, wir sind Hier und sie sind dort. Sie sehens nicht und wan sie es schon hören, so ist Rußland und Teut[sch]land weit von ein ander. Ihr dürfet nicht denken, wir haben es schon und sie noch nicht, sie müssen nur warten, wir wollen ihnen die Zeit lang genug machen. Nun sehet diese Zeit, das wir Hierin sind, sind wir nun auf dem zweiten plaz, auf dem ersten waren wir gut gestanden. Wir haben brodt, vieh und Häuser gehabt und dan kein wasser²²⁷. So sind wir weg[g]ekomen und was wir haben mitnehmen können, das haben wir, und was wir haben nicht mit nehmen können, das ist stehen geblieben, värkaufen haben wir nichts können; 20 Stund

²²⁵ Oberdorf, der höher am Hang liegende Ortsteil von Bonlanden; ein Straßename erinnert heute noch in Filderstadt, Kreis Esslingen, an die ehemalige Teilsiedlung.

²²⁶ Ränke, List

²²⁷ Der Wassermangel war der Hauptgrund für die Auflassung der Kolonie Friedrichsthal und die Umsiedlung der Bewohner nach Güldendorf.

weg machen,²²⁸ das kan man nicht nur so leicht. Es erfordert Geldt und futter, und jezt, das wir hier sind, sollen wir wieder von uns Selbst bauen. Und diese 3 Jahr, da wir Hier [sind], Haben wir noch kein gutes Jahr gehabt,²²⁹ doch wären wir zu frieden, wan wir nur dis jahr den vierten theil von unserer aus saat geerndet hätten, so hätten wir brod genug gehabt auf ein Jahr, aber nun ist es gar nichts. Man hört, das es soll auf 100 bis 120 stund nicht ein stüklein brod gewachsen sein soll, aber das wir sizen nahe bey der Statt Odessa, da kan man Imer noch brod haben, wan man nur geldt hat, zu kaufen. Ihr könnet es schon nähmen, wie hart es heraus geht, wan man alles kaufen soll, wan ein Man wie ich bin, alle tag zum 8. am tisch sizt, was es kost, wo die frucht so theuer ist. Der weizen gildt 20 r[ubel], das korn oder Roken 18 r[ubel], die Gersten 16 rubel und der verdienst ist sehr klein und doch muß man alles mit der Handarbeit verdienen, was man will. Und daher sagen wir, ihr machetets uns so schwer. Ihr schiket uns briefe zu bezahlen und kein geldt nicht. Ihr solltet euch lieber ihn finger gebissen haben als uns einen leeren brief schiken, wo ihrs doch habt.

Es ist der brauch, wan man die sache vollzogen hat, so thut man ein Jedes an sein Ort, wo es hin gehört, oder es ist nicht recht. Ihr meint, man schüttle das geldt nur aus dem sack heraus. Und ich sage, nein. Ihr müsset wissen, das wirklich keine Zeit ist, zu den lehren briefe zu läsen, dort wisset ihr nicht, was es hier kost. Es kost mich ein Jeder Brief mehr als 3 Rubel nach dems babier ist,²³⁰ und Jezt ist es schon das tritte mal dis Jahr und Ich schike euch noch einen brief und ich denke bey mir selber, Ihr werdet ihn nicht hinter die Ohren stecken, wenigstens dasjenige, wo schuldig ist, das es nicht kommt. Glaubet nur, es geht nicht mehr so. Wir wissens schon, das ihr nicht Gut gesint sind gegen uns, hättet und wäret ihr brüderlich und schwesterlich gegen uns, so gebtet ihr uns, was unser ist. Nun aber sehen wir, das ihr falsch sind gegen uns. Wan ihr recht gesint wäret, so würdet ihr sagen: Es ist auch die schwester und sie werde es auch brauchen können. Ihr wißt, das sie hat auch baß gesagt wie ihr und erst obendrauf hat sie auch kinder, wo auch sagen vatter und Mutter. Es ist ja nicht gesagt, das mir 1 oder 2 wären. Nein, ein und zwey nicht, aber sechse, 6 nämlich 2 Söhne und 4 Töchter, und wißt ihr, was sie sagen, wan wir davon anfangen von unser [e]r freundschaft [zu reden]. Sie sagen, Vatter und muter seyde zu frieden, sagen sie, das sind keine freunden, aber feinden sind sie. Sie sagen wohl

²²⁸ Zuverlässige Distanzangabe, ca. 100 km von der aufgelassenen zur neuen Siedlung.

²²⁹ Vor allem 1833 war ein schreckliches Notjahr. Ein trockener Herbst und ein besonders kalter Winter sorgten 1832 dafür, dass die Wintersaat nicht aufging und Futtermangel eintrat. Die Magazine der Ansiedlungen gaben jedoch so viel Hafer ab, „dass während der letzten großen Missjahre 1831–1833 nicht nur die Kolonisten selbst keinen Mangel litten, sondern auch den übrigen neurussischen Bezirken aushalfen“; vgl. Franz von Rudtorffer: *Militär-Geographie von Europa*, Prag²1839, S. 507.

²³⁰ Je nachdem, wie schwer das Schreibpapier ist.

schwester und schwager mit dem munde, aber im Herzen ist es nicht so. Wan sie getreue geschwistern und schwäger wären, so würden sie ihre Pflichte erfüllen als nahe freunde. Sie würden sagen, wir wollen das Ihrige schiken, was der zugefallene Erbtheil betrifft, den sie wissens Ja, daß nicht ihr ist, und was nicht mein ist, da hab ich keine freude daran. Wir haben es schon lang gesehen und gehört, von anderleute. Jezt sehen wir es auch an uns selbst. Jezt erfahren wir es. Es ist gerade so, wie man schon lang gesagt hat, das wan einer etwas zu bekommen hat und begehrt, so ist es gleich besser, er sagt behaltet es, so bleibt er mit frieden. Aber das kan ich nicht. Warum? Ich Oder wir haben auch Kinder, die vatter und mutter sagen, sie wollen auch [ge]gessen haben. Die zeit ist hart, das brod ist theuer, das geldt ist Rahr, und ihr muthet uns noch zu, das wir sollen vor 10 rubel daran rücken, Ehe wir fünfe bekommen und das ist nicht recht. Ihr muthet uns mehr zu als das wir tragen können. Ihr begehrt eine vollmacht von weltlicher und geistlicher Obrigkeit und das erfordert schon grose Kosten. Warum? Darum: Den Schulzen amt haben wir woll hier, aber da ist nicht viel dran gelegen, sondern das gebiets amt, da haben wir 22 stund und zum Pfarramt 20 stund²³¹ und brauchts nicht, dan es ist mit viel kosten verknüpft.

Und gesund sind wir alle, wie wir hier sind, und von einem toden schein ist gar keine rede nicht. Das sind nur Eitel, Schwindel von euch, das kan ich euch woll sagen, das solltet ihr euch gar nicht einfallen lassen, das rechnen wir euch so auf, das ihr ganz schlecht gegen uns gesindt seyd. Ihr möchtet nur das geldt behalten und wan ihr denket zu behalten, so nähmet das sprüchwort: Laß du einem Jeden das seine, so bleibt dir auch das deine! Versteht ihrs, was das gemeint ist? Das ist schon schlecht genug, einen toden schein begehren von einem lebendigen gesunden Menschen, wo noch in 20 Jahr keine krankheit aus gestanden hat. Das hätten wir gar nicht geglaubt, das man einen auch so schön suchen könnt, aber wir glauben, das sey Ein Vetter stücken, der nicht mehr weiß, wie er es hinbringen soll. Nun kommt es bald auf das sagen heraus, du narr, vergißt, du habst Freunde, weißt du nicht wie es heißt: Freunde in der noth gehen 77 auf ein loth,²³² so geht und so habens wir gefunden.

²³¹ Das Gebietsamt – die Bezirksverwaltung (russ. волость/volost) als Verwaltungseinheit unterhalb des уезд/uezd (Kreis) – befand sich in Großliebental (Entfernung ca. 45 km), das evangelisch-lutherische Pfarramt in Odessa (ca. 15 km), d. h. 10 bzw. 3 Wegstunden weit. Die Angaben können sich daher nur auf den Bezirksvorort des aufgelassenen Ortes Friedrichsthal, Landau, und auf das alte Pfarramt Rohrbach, wo Sohn Andreas konfirmiert wurde (siehe Brief Nr. 8.2), beziehen.

²³² Mittelalterliche Redewendung: „Früntschaft wann es gat an ein not Gant vier und zweintzig uff ein lot Vnd weil die besten meynen syn Gant siben wol vff ein quintin“. Wenn es an die Not geht, gehen vierundzwanzig Freunde auf ein Lot, und von denjenigen, die die Besten zu sein glauben, gehen wohl sieben auf ein Quentchen. D. h., in Not gibt es wenige Freunde, die helfen (wörtl.: nicht einmal so viel wie für ein Lot; 1 Lot = 16²/₃ g; 1 Quentchen = 1²/₃ g).

Nun mein weib Christena sizt da neben mir, verwundert sich, bekümmert sich, sie weint, sie schreit, sie klagt: diese daheim haben ihren theil Erbschaft bekommen und das meine will man mir zurük halten, geben aus, man sey gestorben, und Schreiben um einen Todtenschein. Nein, nein, sie ist nicht gestorben und keins ist gestorben, weder dieses, wo uns im 29ten Jahr in bronnen gefallen ist und ist ertrunken ein töchterlein von 8 Jahr und 4 monath. Das werd euch nicht hinreichent sein zu einem todtenschein.

Nun so will ich mein schreiben schliesen mit dem bedeng, das ich sollte noch ein par zeilen zu sagen von unserem sohn Andreas, das ihr sollt hinaus gehen nach Oberdorf²³³ oder Sielmeng²³⁴, das ihr möchtet Einen Gruß aus richten an alle seine freunde und das er recht groß und stark und gesundt ist und eine rechte farbe hat. Sie können ihn nicht verleugnen. Er sieht recht ins geschlecht und wan man davon sagt, daß sie sagen, er sey gestorben, da lacht er. Er ist der nahmliche Vatter. Jhr könnt ihn mit keinem Haar verleugnen aus dem gesch[ll]e[ch]t ist er raus geschnitten.

Einen schönen gruß an all gute Freunde, von ihm nämlich Andreas Schäfer. Und weiter im Frühjahr waren wir in statt Odessa gefahren mit frucht. Auf dem Markt blaz haben wir den Johan Georg Bauer, beker gesell von Grözingen, getroffen und wir haben eine herzliche freude gehabt und wir haben eine Okaa²³⁵ wein mit ein ander getrunken. Er laßt seine Eltern, Vatter und Mutter, und seiner freundschaft einen herzlichen Gruß sagen. Und er ist noch weiter nach Divliß²³⁶ in Grusie²³⁷ gereißt. Er sieht seinem Vatter Uehlerich gleich in Neckerhausen²³⁸.

Meine Freunde, ich kan nicht unterlassen, an euch zu schreiben. Ihr werdet und müßet uns das geldt Schiken, wo uns zugefallen ist, und wan ihr euch verzürnt über mein schreiben und wollt uns zu leid leben, so seht doch die kinder an.

Sebastian Brant: Das Narrenschiff. Übertr. von H. A. Junghans. Durchgesehen und mit Anm. sowie e. Nachw. neu hrsg. von Hans-Joachim Mähl (Reclams Universal-Bibliothek, 899/900), Stuttgart 1964, Kap. 10,31. Siehe Ricarda Liver (Hrsg.): Thesaurus proverborum medii aevi, Bd. 3/Erbe – freuen, Berlin [u. a.] 1996, S. 12–13, Nr. 137 und 142; Projekt Gutenberg – DE, <http://gutenberg.spiegel.de/buch/2985/10> (Stand: 30. 04. 2012). Die verschiedenen Abwandlungen des Sprichworts unterscheiden sich lediglich durch die Anzahl der „Freunde“: 44, 77, in neueren Zeiten 100 oder 1000.

²³³ Oberdorf, Ortsteil von Filderstadt-Bonlanden, Kreis Esslingen; siehe Anm. 225.

²³⁴ Sielmingen; die damalige südöstlich von dem Bonlandener Oberdorf gelegene Siedlung ist heute Ortsteil von Filderstadt.

²³⁵ Okka (oder kiyye), altes, lokal unterschiedlich gehandhabtes Gewichtsmaß im Osmanischen Reich, meistens entsprach es 1282 g.

²³⁶ Tiflis, russ. Ortsbezeichnung Тбилиси (Tbilissi).

²³⁷ Georgien, Zielgebiet radikaler württembergischer Pietisten, früher nach der russischen Bezeichnung Грузия (Grusija), auch Grusien oder Grusinien genannt.

²³⁸ Neckarhausen, heute Stadtteil von Nürtingen, Kreis Esslingen.

Einen schönen Gruß an alle geschwistern und schwäger, wie ihr dort seyd, und richtet mir noch einen besonderen gruß aus an unsere gevatere Annah vom Davidt an seine Frau todte²³⁹ Maria Chatharina Frischknechtin.

Verbleibe euer geteuer freund Jacob Hutt, Christina Hutte²⁴⁰

D[en] 20ten August 1833.

Dem überbringer dieses Briefs bezahlet ihr dort von unserm geldt noch 24 x, das er weiters gehen kan. Er ist ein Guter bekanter von uns aus unserm Ort.

Auf der letzten Seite im unteren Teil rechts geschrieben: An Anna Chatharena Christin in Grözingen, Ober Stuttgart

²³⁹ Dote, schwäb. für Patentante.

²⁴⁰ Eigenhändige Unterschrift.

Wie Fremde in einem fremden Land? Protestantische Reichsstädter und katholische Ober- schwaben im Königreich Württemberg (1806–1918)¹

Wolfgang Zimmermann

I. Politische Herrschaft und religiöses Bekenntnis

Erinnerung gestaltet Gegenwart – so formulieren es die beiden Historiker Etienne François und Hagen Schulze in ihrer Einleitung zu dem mehrbändigen Werk „Deutsche Erinnerungsorte“.² Erinnerung konstruiert – vielleicht vorsichtiger ausgedrückt – formt Wirklichkeit, indem sie hilft, die Gegenwart wahrzunehmen, ihr Sinn zu geben und sie zwischen Vergangenheit und Zukunft einzuordnen. Natürlich wählt Erinnerung immer auch aus, sie ist gepaart mit Vergessen und Verdrängen. Im gesellschaftlichen Diskurs über Vergangenes entsteht eine kollektive Gedächtnis- und Erinnerungskultur. Sie stellt – es seien nochmals Etienne François und Hagen Schulze zitiert – die Frage, „wer wir sind, was wir werden wollen und worin wir uns von anderen unterscheiden“, somit die Frage nach gesellschaftlichen Werten und Wurzeln, nach Kontinuitäten und Identitäten.

Diese allgemeinen Überlegungen über die Konstruktion der Vergangenheit durch die Erinnerung der Menschen gelten nicht nur für die großen politischen Begriffe wie Nation und Vaterland, sie gelten genauso, vielleicht sogar noch in viel stärkerem Maß, für den Bereich des Religiösen, der religiösen Identität von Menschen und Gemeinschaften. Dabei haben wir uns vor Augen zu führen, dass Religion bis weit in das 19. Jahrhundert noch in eins gesetzt wurde mit Konfession, man verstand sich also weniger als gläubiger Christ denn als ein frommer Katholik oder ein guter Protestant.

Das Bekenntnis des Einzelnen war nicht so sehr seiner persönlichen Gewissensentscheidung freigestellt, sondern entsprang vielmehr der Entscheidung der Herrschaft. Der Landesherr legte – so hatte es der Augsburger Religionsfrieden von 1555 bestimmt – das Bekenntnis in seinem Territorium fest. Die Konfession der Untertanen war somit durch die Obrigkeit vorgegeben. Im

¹ Der Aufsatz basiert auf einem Vortrag, den der Autor am 3. März 2010 bei der Schiedwecken-Veranstaltung des Reutlinger Geschichtsvereins in der Betzinger Kemmlerhalle gehalten hat. Der Vortragsstil wurde in der Druckfassung beibehalten; die Anmerkungen beschränken sich auf erste Hinweise auf weiterführende Literatur.

² Deutsche Erinnerungsorte, hrsg. von Etienne François u. Hagen Schulze, 3 Bde., München 2001.

Fall des Widerspruchs blieb letztlich nur die Auswanderung. Diese Regelung war in ihrem Kern bis an die Wende zum 19. Jahrhundert in Kraft und prägte das Selbstbild, die Identität der Menschen. Was für das Herzogtum Württemberg galt, war auch in der Reichsstadt Reutlingen selbstverständlich: Das religiöse Bekenntnis war nicht nur rechtlich auf Dauer unauflöslich an die Herrschaft gebunden, sondern es prägte in heute kaum mehr vorstellbarer Weise den Alltag, zog Grenzen, die unsichtbar waren, aber *dennoch* oder präziser *deshalb* viel tiefer wirkten, weil es das Verhalten der Menschen leitete. Konfessionsräume ließen sich deutlich in der Landschaft erkennen – denke man nur an die markant unterschiedlichen Kirchtürme, die uns heute noch in Klein- und Großengstingen deutlich zeigen, wo man katholisch und wo evangelisch ist. Aber was noch viel wichtiger ist: Konfessionsräume strukturierten die mentale Mind-Map, das Bewusstsein des Einzelnen wie auch der Gemeinschaft, indem sie die Ordnung der Welt erklärten, die Verhaltensformen im Alltag bestimmten und schließlich und endlich dem Menschen den Weg zum Heil zeigten – jeweils exklusiv und in tiefer Abgrenzung zum konfessionellen Nachbarn.

Die herrschaftlichen Umbrüche des frühen 19. Jahrhunderts entzogen diesen konfessionell geprägten Lebensformen und Lebensräumen ihren politisch abgesicherten und legitimierten Rahmen. Protestantische Reichsstädter und katholische Oberschwaben fanden sich plötzlich als Untertanen des Königreichs Württemberg wieder: Jahrhundertalte Privilegien, die Freiheit und Selbständigkeit garantiert hatten, verloren mit einem Schlag ihre Autorität. So ganz fremd waren zwar die Württemberger den Reichsstädtern hier in Reutlingen nicht, das musste aber nicht heißen, dass sie deshalb besonders willkommen gewesen wären, hier in der Stadt. Seit der Reformationszeit besaß der große Nachbar einen „Vorposten“ in Reutlingen, nämlich den alten Pflughof des Klosters Königsbronn.³ Nach der Aufhebung der Zisterzienserabtei am Brenztopf in der Mitte des 16. Jahrhunderts hatte Württemberg den Klosterhof zu einem kleinen Verwaltungszentrum ausgebaut. Hier saßen württembergische Beamte, die die grundherrschaftlichen Einkünfte Württembergs aus den umliegenden Gemeinden zu verwalten hatten. Damit war der Zugang zum örtlichen Wirtschaftsleben gewährleistet. Württemberg nutzte jede Gelegenheit, um seinen Einfluss in Reutlingen zu verstärken. Die Schwächezeit der oligarchischen Ratsverfassung im 18. Jahrhundert war für das Herzogtum ein willkommener Anlass: Unter dem Vorwand zu helfen, auch wenn man nicht so recht gerufen war, erhöhte man die Präsenz am Fuße der Achalm, so etwa nach dem Stadtbrand von 1726, als die städtischen Kassen leer waren und eine Finanzreform, ein Ökonomieplan, anstand: Der kaiserliche Reichshofrat nahm sich der Sache an und beauftragte über den Schwäbischen Kreis das

³ Wolfgang Zimmermann: Die Beziehungen zwischen der Zisterzienserabtei Königsbronn und der Reichsstadt Reutlingen, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 45 (2006), S. 55–74.



Schon in den ersten Monaten nach der Mediatisierung verkündete Herzog Friedrich II., der spätere König, im Februar 1803 für die neuwürttembergischen Gebiete die Gleichberechtigung der evangelischen, katholischen und jüdischen Religionsausübung.

Herzogtum Württemberg mit dieser Aufgabe.⁴ Der starke Nachbar durfte beim städtischen Kassensturz in die Bücher schauen. So war es denn auch fast schon folgerichtig, dass Württemberg 1797 den Reichsstädtern Gespräche über eine Angliederung an das Herzogtum anbot. Was damals freiwillig nicht gelang, wurde 1802/03 dann Wirklichkeit. Das Ende der Reichsstadt war gekommen. Und es war sicher kein Zufall, dass die zentrale württembergische Verwaltungsinstanz, das Oberamt, 1810/11 den alten Königsbronner Klosterhof als Dienstsitz wählte. Man schloss also an alte Traditionen an.

Die herrschaftliche Neuordnung war aber mehr als nur eine territoriale Umstrukturierung Südwestdeutschlands. Unterschiedlich geprägte Gemeinwesen fanden unter der württembergischen Krone Platz, oder besser: wurden darunter gezwungen. Der städtische Raum unterstand nicht mehr der alleinigen Regelungskompetenz des Rats. Der Mauerring legte nicht mehr fest, wer drinnen leben durfte und wer draußen bleiben musste. Zahlreiche Grenzbeziehungen verloren in den nächsten Jahren ihre Bedeutung; Markt- und Handelsbeziehungen konnten neue Räume erschließen, an den Schaltstellen der Macht saßen nun nicht mehr die einflussreichen Familien der städtischen Oberschicht, sondern württembergische Beamte, und die Untertanen des jungen Königreichs sollten gleichberechtigt neben- und miteinander leben. Die alten Konfessionsgrenzen verloren ihre unerbittliche Undurchlässigkeit. Katholiken konnten in eine evangelische Stadt ziehen und Protestanten konnten ihre Bleibe an einem katholischen Platz wählen. Und noch entscheidender war: Jeder Konfession musste die Möglichkeit gegeben werden, auch Gottesdienst für ihre Gläubigen anzubieten, sie seelsorgerlich zu betreuen. Vor 1803 hatte in Reutlingen schon der katholische Gottesdienst in den Klosterhöfen, etwa von Marchtal oder Zwiefalten, für Unruhe gesorgt und war von der Reichsstadt streng reglementiert worden. Aber letztlich waren es Fremde, die katholisch waren, doch nun sollten es eigene Bürger sein. Die städtische Obrigkeit verlor ihren herrschaftlichen Zugriff auf das Bekenntnis der Bürger.

Im neu geschaffenen Königreich Württemberg begann also 1803/06 für Katholiken und Protestanten unter jeweils ganz anderen Vorzeichen eine neue Periode ihrer Geschichte.⁵ War vor 1803 die konfessionelle Exklusivität – entweder katholisch oder evangelisch – die leitende Norm, so begann nun die Zeit des gleichberechtigten Zusammenlebens in einem politischen Gemeinwesen. Dafür war zunächst ein institutioneller Rahmen zu schaffen – das württembergische Religionsedikt vom 15. Oktober 1806 war ein erster Baustein auf dem Weg zu einem paritätisch organisierten Staat. Mit der Gründung

⁴ Der Landkreis Reutlingen (Kreisbeschreibungen des Landes Baden-Württemberg), hrsg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg, 2 Bde., Sigmaringen 1997, Bd. 2, S. 316 f.

⁵ Vgl. zuletzt: Kirche im Königreich Württemberg 1806–1918, hrsg. vom Geschichtsverein der Diözese Rottenburg und vom Verein für württembergische Kirchengeschichte, Stuttgart 2008.

der Diözese Rottenburg 1821/27 wurde für die Katholiken des Landes ein eigenes Bistum geschaffen, dem die staatlich verfasste evangelische Landeskirche gegenüberstand. Der Staat, wohlgermerkt, baute ganz im Sinn des aufgeklärten Absolutismus kirchliche Verwaltungsstrukturen in „seinem“ Bistum auf. Zwar war der König im Gegensatz zur evangelischen Kirche de jure nicht Oberhaupt der Kirche, in der Realität beanspruchte er aber vergleichbare Kompetenzen.

Doch Verwaltungsstrukturen schafften noch lange kein Gemeinschaftsgefühl, keine gemeinsame Identität, wie wir heute sagen würden. 1822 zählte Johann Daniel Georg Memminger, der Vater der württembergischen Landesbeschreibung, in den „Württembergischen Jahrbüchern für vaterländische Geschichte, Geographie und Topographie“ die zahlreichen Errungenschaften des jungen Königreichs auf.⁶ Doch er schloss nachdenklich: Das Königreich sei zwar als Territorium 1810 endgültig in seinen Grenzen festgeschrieben worden, allein, Württemberg war noch nicht zum „Vaterland“ geworden: „Wir haben Alt- und Neu-Württemberger, Hohenloher, Ellwanger, Vorderöstreicher, Reichsstädter, u. s. w.; aber noch haben wir kein württembergisches Volk; jeder Theil ist dem andern fremd, hat und verfolgt sein eigenes Interesse.“

Neben organisatorischen, wirtschaftlichen, sozialen und juristischen Fragen galt es also, Misstrauen und Fremdheiten abzubauen und die oft in der Forschung als „unsichtbare Grenzen“ bezeichneten konfessionellen, kulturellen Barrieren zu durchbrechen. Man nahm sich als Fremde, oft als Exoten wahr: dort die regierende Elite in Stuttgart, hier die gegen ihren Willen einverleibten Untertanen. Das Land zerfiel in Altwürttemberg und Neuwürttemberg. Was zunächst eine reale staatsrechtliche Unterscheidung war, wurde später zu einer kulturellen Barriere, zu einer Form der Wahrnehmung, die Distanz und Unterschiedlichkeit beschrieb – und zwar von beiden Seiten, von altwürttembergischer wie von neuwürttembergischer.

Im Jahr 1820 startete aus staatlich obrigkeitlicher Sicht ein Unternehmen, das sich zum Ziel setzte, ebendiese Unterschiedlichkeiten zu beseitigen, indem man das Land als Einheit darstellte und so erst diese Einheit formte: die württembergische Landesbeschreibung, die 1824 als ersten Band der Oberamtsbeschreibungen den über das Oberamt Reutlingen publizierte. Memminger, der Hauptautor der ersten Bände, unternahm mit seinem Werk eine Bestandsaufnahme des Landes, die nicht nur den Raum kartierte und vermaß, sondern auch die Menschen, die hier lebten und arbeiteten, mit ihren Eigenheiten beschrieb und analysierte, in manchen Passagen sogar schon im Duktus eines Ethnographen versuchte, Fremdheiten zu verstehen und zu erläutern.

⁶ Wolfgang Zimmermann: Landesbeschreibung in Württemberg: „Noch haben wir kein württembergisches Volk“ (1822), in: Schwabenspiegel. Literatur vom Neckar bis zum Bodensee 1800–1950, hrsg. von Manfred Bosch u. a., Biberach 2006, Bd. 1, S. 51–60.

Diese Texte spiegeln – vor allem in der ersten Phase bis 1850/60 – geradezu idealtypisch die kulturellen Distanzen zwischen dem aufklärerischen Reformwillen der Bürokratie und den Beharrungstendenzen weiter Teile der Bevölkerung wider. Diese Konfliktfelder treten dann in den Vordergrund, wenn sie durch konfessionelle Unterschiede vertieft wurden. Die Autoren entwarfen im Auftrag der Regierung ein Porträt der Landschaften und ihrer Menschen, das sich – trotz allen Bemühens um Ausgewogenheit und fakten gesättigte Sachbezogenheit – einem Kanon bürgerlicher Tugenden verpflichtet wusste, dessen Wurzeln man in (Alt-)Württemberg begründet sah.

II. Die moralischen Eigenschaften sind wesentlich von dem Charakter und der Lebensweise der Altwürttemberger verschieden – Biberach 1837

„Um auf die moralischen und intellektuellen Eigenschaften zu kommen, so spiegelt sich Schwaben in seiner Hauptstadt ab, deren Einwohner sich durch Gemüthlichkeit, tiefes und feines Gefühl, Treuherzigkeit, Geselligkeit und Arbeitsamkeit kennzeichnen; die Weingärtner insbesondere sind ein rastlos arbeitendes abgehärtetes Geschlecht.“⁷ Die Beschreibung von Stuttgart entwickelte im Jahr 1856 einen Tugendkanon des württembergischen Staatsbürgers, der sich bereits in ähnlichen Zügen in der Beschreibung des Oberamts Cannstatt 1832 gefunden hatte. Ein Württemberger zeichnete sich durch „Fleiß, Arbeitsamkeit und Mäßigkeit“⁸ aus. Diese Eigenschaften waren identisch mit dem gängigen zeitgenössischen bürgerlichen Wertekatalog, wurden in den Oberamtsbeschreibungen aber als typisch „schwäbische“ Charaktereigenschaften hervorgehoben.

Württemberg definierte sich vom Zentrum des Königreichs aus: „So spiegelt sich Schwaben in seiner Hauptstadt ab“, formulierte die Stuttgarter Oberamtsbeschreibung und schrieb damit deutliche Hierarchien fest, die das Verhältnis zur „neuwürttembergischen Provinz“ als Distanz definierten: „Die moralischen Eigenschaften, Charakter, Sitten, Leben sind, wie dieß auch schon bei den andern Oberamtsbezirken Oberschwabens bemerkt wurde, wesentlich von dem Charakter und der Lebensweise der Altwürttemberger verschieden.“⁹ Der Autor wollte eine „behagliche Ruhe“ festgestellt haben, „welche der Oberschwabe in der Regel zwar nicht im Lebensgenusse – denn in diesen mischen sich gar häufig Leidenschaften ein – aber doch in seiner Arbeit zeigt“. Wohlstand sei oft mit „Genussliebe“ verbunden, die sich in Bequemlichkeit niederschläge: „Der Donaubauer erlaubt sich schon mehr

⁷ Beschreibung des Stadtdirections-Bezirktes Stuttgart, Stuttgart 1856, S. 89.

⁸ Beschreibung des Oberamts Cannstatt, Tübingen 1832, S. 53.

⁹ Beschreibung des Oberamts Biberach, Stuttgart 1837, S. 25.

Aufwand; er ist weichlicher und gemächlicher, erspart sich Handarbeiten, geht selten weit zu Fuß, sondern bedient sich gemeiniglich seines Berner-Wägeleins und ... des Regendachs.“¹⁰

Die Oberamtsbeschreibungen bleiben nicht bei der Beschreibung vermeintlich vorherrschender Charakterzüge stehen, sie erläutern auch deren Ausprägung: „Der Charakter der Einwohner ist theils nach den verschiedenen Gegenden, theils und hauptsächlich nach den frühern politischen und grundherrlichen, selbst nach Religionsverhältnissen verschieden.“¹¹ Eigenschaften wurden deshalb konkret einzelnen Dörfern zugewiesen: Im Oberamt Blaubeuren konnte den Bewohnern „das Zeugniß von Fleiß, und was namentlich die altwürttembergischen Orte betrifft, von lobenswerther Sparsamkeit nicht versagt werden.“¹²

Für das Oberamt Reutlingen hielt man 1824 bezüglich Großengstingen – neben Bronnen dem einzigen katholischen Ort im ganzen Oberamt – kritisch fest: „Die Einwohner unterscheiden sich in Leben, Kleidung und Sitten auffallend von ihren Nachbarn, eine Wirkung theils der verschiedenen Religion, theils der verschiedenen Herrschaft in früherer Zeit. Ein großer Theil der Einwohner besteht aus Handwerkern, welche für die ganze Gegend arbeiten; übrigens aber mit Ausnahme der Metzger keine Geschäfte von Bedeutung machen. Der Feldbau ist vernachlässigt, und es herrscht hier nicht der Fleiß, wie in Klein-Engstingen; der Ort steht auch nicht zum besten; manche Güter haben gar keinen Werth, und selbst die Häuser gelten hier $\frac{1}{4}$ weniger, als in Klein-Engstingen.



Die stattliche Reihe der württembergischen Oberamtsbeschreibungen – der erste Band erschien 1824 und behandelte Reutlingen – erfüllte eine wichtige Funktion bei der Herausbildung eines neuen Landesbewusstseins. Heute sind die Oberamtsbeschreibungen eine unschätzbare historische Quelle.

¹⁰ Belege: Beschreibung des Oberamts Laupheim, Stuttgart 1856, S. 37f.; Beschreibung des Oberamts Leutkirch, Stuttgart 1843; Beschreibung des Oberamts Ehingen, Stuttgart 1826, S. 40.

¹¹ OAB Ehingen (wie Anm. 10), S. 40.

¹² Beschreibung des Oberamts Blaubeuren, Stuttgart 1830, S. 51.

Unglücklicher Weise ist der Ort überdies noch 5 Jahre lang hintereinander mit Wetterschlag heimgesucht worden, wodurch die Verarmung sehr hoch stieg.“¹³

Und für die Oberamtsstadt Reutlingen notierte man vielsagend, die Menschen seien hier noch stark durch die reichsstädtische Zeit geprägt. Die Voraussetzung für Veränderung und Reform war also die Analyse prägender Faktoren: „Religion, Reichsstädte, Klöster, Feudal-Verhältnisse mussten manche eigenthümliche Schattirungen hervorbringen, die auch jetzt noch keineswegs verwischt sind.“¹⁴ Religion stand an erster Stelle, wenn es darum ging, Eigenheiten zu erklären. Und Religion war natürlich aus der Sicht der Stuttgarter Autoren mit „katholischer Religion“ gleichzusetzen, die es ihrerseits in der Form der „barocken Frömmigkeit“ abzuschaffen galt.

Die Autoren setzten auf „Verwischen“ und „Verschwinden“ historisch erwachsener Unterschiede, auf Reform und Veränderung im Sinn einer obrigkeitlich gelenkten Verbesserung der Lebensverhältnisse. Die Zeit des Alten Reichs war Vergangenheit, auch wenn aber das Selbstbild der Menschen, ihre aus Erfahrungen gespeiste Identität, noch in sehr starker Weise eben durch diese vergangenen Zeiten geprägt wurde.

Aus Stuttgarter Sicht gab es aber keine Alternative zu einem strikten Modernisierungskurs, wollte man ein „württembergisches Volk“ schaffen. Historisch gewachsene Strukturen waren nicht mehr zukunftsfähig. Dies traf protestantische Reichsstädter ebenso wie katholische Oberschwaben – auch wenn der Grad der Fremdheit durchaus unterschiedlich war. Die Reform von Staat, Kirche und Gesellschaft war angesagt. So schließt der eben zitierte Text zu Großengstingen auch mit dem aufgeklärt-optimistischen Satz: „Indeß soll sich ganz neuerlich der Zustand wieder bessern. Seit 1822 ist hier auch eine Industrie-Anstalt für Kinder errichtet, welche guten Fortgang hat.“

Bei diesem Reformbemühen verliefen aber die Bruchlinien nicht so einfach zwischen katholisch und evangelisch, zwischen Altwürttemberg und Neuwürttemberg. Der König konnte sich in seinen Bemühungen um eine umfassende Reform der Lebensverhältnisse durchaus auf Teile des katholischen Klerus verlassen, die ganz nach dem Vorbild des Konstanzer Bistumsverwesers Ignaz Heinrich von Wessenberg in der Tradition der österreichischen, josefinischen Maßnahmen eine Reform der katholischen Barockkirche des späten 18. Jahrhunderts vorantrieben.

Es war einiges im Fluss in diesem jungen Königreich Württemberg und die Menschen wussten nicht so recht, wohin dies alles führen sollte. Und in Reutlingen?

¹³ Beschreibung des Oberamts Reutlingen, Stuttgart und Tübingen 1824, S. 137.

¹⁴ OAB Biberach (wie Anm. 9), S. 25.

III. Reutlingen – Reformationsjubiläum und Verwaltungsreform

Zunächst blieb – was die konfessionellen Verhältnisse betraf – alles beim Alten. Bis zum Jahr 1817/18, als sich zwei Geschehnisse kreuzten, die von der Sache her nichts miteinander zu tun hatten, aber doch in ihrem Zusammenreffen ein bezeichnendes Licht auf die neuen konfessionellen Verhältnisse im Königreich warfen.

1817 feierte das evangelische Deutschland den 300. Jahrestag des Thesenanschlags von Martin Luther in Wittenberg, so auch in Württemberg. Der König hatte für den evangelischen Teil seines Landes ein dreitägiges, am 31. Oktober anhebendes Fest angeordnet, mit festgelegten Texten und natürlich einer Deutung des Reformationsgeschehens, ganz in der klassischen Diktion, einer Interpretation, die das Licht der Reformation dem Dunkel der vorreformatorischen Kirche und die evangelische Gewissensfreiheit der katholischen Knechtschaft unter der Papstkirche gegenüberstellte. Doch der zweite Festtag war der 1. November – man beging also den ausgedehnten Reformationstag an Allerheiligen. Während die evangelischen Pastoren das reine Wort verkündigten, unnütze Bräuche, Bußübungen und gute Werke als Zeichen der Anderen, der Katholiken, brandmarkten, feierten die Katholiken Allerheiligen – größer konnten die Unterschiede nicht sein. Mit Misstrauen betrachteten die Protestanten, immerhin zwei Drittel der Bevölkerung, was die Katholiken in ihrem „evangelischen“ Königreich so trieben, immer auch im Argwohn, dass nun bald wieder eine „Contra Reformation“ bevorstehe. Und die Katholiken: Sie hörten und lasen in diesen Tagen viel „Ärgerliches und Beleidigendes“ über ihre eigene Konfession.

Und hier in Reutlingen: Es gab zu diesem Zeitpunkt noch gar keine Katholiken in nennenswerter Zahl in der Stadt. Man wusste zwar, oben auf der Alb, in Großengstingen und Bronnen, gab es im Oberamt zwei katholische Gemeinden, die aber nicht den Lebensraum der ehemaligen Reichsstadt erreichten. Weiter weg im Oberamt Münsingen, am Übergang von der Alb nach Oberschwaben, dort stand mit der ehemaligen Reichsabtei Zwiefalten ein Symbol des untergegangenen Barockkatholizismus, nach Ausweis protestantischer Autoren der Inbegriff katholischer Prunksucht und sinnlosen Geldausgebens: „Welche unnütze Verschwendung, 30 000 fl. Gold an die Wände zu kleben! Gab es keine Arme zu unterstützen, keine Schulanstalten zu machen, war nichts zur Verbesserung des Feldbaues, zur Aufhellung der Industrie zu thun? Wozu dieser religiöse Luxus?“, kommentierte der erfolgreiche Reiseautor und evangelische Pfarrer Philipp Ludwig Röder das Zwiefalter Münster.¹⁵

¹⁵ Philipp Ludwig Hermann Röder: *Neu-Wirtemberg oder geographische und statistische Beschreibung der durch die Entschädigung an Wirtemberg gekommenen Länder, Städte, Klöster, Ortschaften*, Ulm 1804, S. 460 f.



Der Reutlinger Jurist Johann Jakob Fetzer, einer der letzten reichsstädtischen Amtsbürgermeister (das Öl-Porträt zeigt ihn im Jahr 1797), nahm zeit seines Lebens zu den aktuellen politischen, gesellschaftlichen und aus gegebenem Anlass auch konfessionellen Fragen dezidiert und kritisch Stellung.

Die katholische Kirche habe ihren Zugang zum göttlichen Licht noch immer nicht gefunden. Sie saß noch in „papistischer Finsternis“.

Wenige Wochen später sah es in Reutlingen plötzlich ganz anders aus: Württemberg erlebte eine Verwaltungsreform. Das Königreich wurde in vier Kreise eingeteilt: Neckarkreis, Donaukreis, Jagstkreis und Schwarzwaldkreis. Reutlingen wurde zu einer der vier Kanzleistädte erhoben, wurde Verwaltungssitz des Schwarzwaldkreises. Man musste für die erwartete neue städtische Beamtenelite die nötige Infrastruktur schaffen, dazu gehörten auch Schulen und Kirchen, „damit die Familien-Väter in dieser Beziehung vollkommen beruhigt seyn können“. Der König ordnete somit die Einführung des katholischen Gottesdienstes für die ehemalige Reichsstadt an, so wie er es auch bereits in Tübingen und Esslingen umgesetzt hatte.

Doch auch wenn es keine Katholiken in der Stadt gab, so wusste man doch, was man von ihnen zu halten hatte: Der Reutlinger Ratskonsulent Johann Jakob Fetzer (1760–1844) publizierte zum Reformationsjubiläum 1817 eine kleine Schrift, der er den Titel gab „Geschichtlicher Unterricht über den Anfang und Fortgang der Kirchen-Verbesserung durch Dr. Martin Luther im sechszehnten Jahrhundert bewerkstelligt. Zum Denkmal des dritten Sekular-Jubelfestes der Reformation für die evangelisch-christliche Schul-Jugend in Fragen und Antworten verfasst.“ Fetzer zeichnete ein klares Bild von der katholischen Kirche. Die römische Kirche sei, im Unterschied zu vielen ihrer Mitglieder, noch immer eine verwerfliche Kirche zu nennen, denn sie habe ihre Unverträglichkeit nachgewiesen durch Wiedereinführung des Jesuitenordens und durch ihre ablehnende Haltung gegenüber den Bibelgesellschaften. Die katho-

IV. Gründung der katholischen Pfarrei Reutlingen

Am 16. Januar 1818 ordnete der König die notwendigen Vorbereitungen an.¹⁶ In Freiherrn von Linden, dem Präsidenten des eben geschaffenen Schwarzwaldkreises, hatte die Handvoll Katholiken in Reutlingen nun auch ihr „Gesicht“ gefunden. Doch so schnell ging es nicht mit der Pfarreigründung. Man suchte eine preiswerte Lösung: Ein Pfarrer mit einem möglichst geringen Gehalt sollte es sein, ein geeignetes Gotteshaus müsse doch wohl in der Stadt vorhanden sein. Der katholische Kirchenrat in Stuttgart musste bald erkennen, dass man in Reutlingen über die Entwicklung etwas verschnupft war: Ohne richtige Einbeziehung der städtischen Behörden war man auf die Suche gegangen. Das sah man in der ehemaligen Reichsstadt nicht gern. In Stuttgart hatte man zunächst aus Kostengründen die Spitalkirche ins Auge gefasst. Zwar wurde dort noch evangelischer Gottesdienst gehalten, aber man könne sich da wohl arrangieren, meinte man hemdsärmelig. Aber Reutlingen wollte sich nicht arrangieren. Die Spitalkirche gehöre eindeutig zum evangelischen Stiftungsvermögen. Und – so hatte es das Religionsedikt von 1806 festgeschrieben – durch die Einrichtung eines Gottesdienstes für die *eine* Konfession dürfe die *andere* in ihrem Besitzstand nicht beeinträchtigt werden. Diese Deutung übernahm auch das evangelische Konsistorium – gegen den katholischen Kirchenrat. Die Botschaft war eindeutig, auch wenn sie nicht ausgesprochen wurde: Für die Katholiken war man nicht zu Kompromissen bereit, selbst wenn der Präsident des Schwarzwaldkreises ihr mächtiger Fürsprecher war. Denn, so schloss man süffisant, bei einer gemeinsamen Nutzung des Gottesdienstraumes könne es leicht zu religiösen „Collissiones und Misshelligkeiten“ kommen!

Für die Katholiken kam somit nur die Nikolaikirche in Frage, die ihnen dann auch zugewiesen wurde. Doch ließ man sich auf städtischer Seite die Möglichkeit eines Rückzugs noch offen. Sollte es wieder einmal als nötig erachtet werden, dass dort ein evangelischer Gottesdienst gefeiert würde, so solle dies möglich sein. Schließlich wisse man nicht, ob ein katholischer Gottesdienst auf Dauer in Reutlingen überhaupt erforderlich sei. Man spielte auf Zeit, betrachtete die katholische Minderheit eher als temporäres Übel denn als einen festen Bestandteil der städtischen Gesellschaft.

Auch Stuttgart wollte zuerst schauen, was denn überhaupt nötig sei. Die 63 Katholiken, die man 1818 vor Ort zählte, waren eine verschwindende Minderheit. Man nahm zunächst Abstand von einer richtigen Pfarrei; ein Pfarrverweser sollte die Seelsorge übernehmen. 450 Gulden sah man als Gehalt vor. Bei einem richtigen Stadtpfarrer müsse man mit viel höheren Ausgaben

¹⁶ Vgl. dazu umfassend: Herbert Aderbauer: Die Anfänge der katholischen Pfarrei in Reutlingen, in: 100 Jahre St. Wolfgang Reutlingen 1910–2010, hrsg. von der Katholischen Kirchengemeinde St. Wolfgang, Reutlingen 2010, S. 22–39.



Die Nikolaikirche – hier eine Ansicht um 1845 – wurde 1823 mit Turm und Uhr versehen und der katholischen Gemeinde als „Pfarrkirche“ zur Verfügung gestellt.

Namen nicht verdiente: eine Handvoll Münzen, gerade mal 36 Kreuzer insgesamt, und eine Taschenuhr. Auch als 1832 Reutlingen zur katholischen Pfarrei erhoben wurde, änderte sich eigentlich nichts: Reutlingen war eine Stelle für Anfänger, die noch nicht die großen Ansprüche anmelden konnten.

Doch die Veränderungen ließen nicht lange auf sich warten – Reutlingen war auf dem Weg in die Moderne. 1859 wurde die Stadt an die Eisenbahn angeschlossen, Gewerbe und Handel erlebten einen Aufschwung. Die Bevölkerungszahlen stiegen: 1858 lagen sie um die 12 000 Einwohner, 1880 waren es bereits um die 16 000 und 1910 rd. 30 000. Das waren gewaltige Sprünge; Menschen zogen zu, aus anderen Regionen Württembergs, aber auch aus dem Ausland, das vor 1871 ja bereits in Baden und Bayern begann. Der Katholikenanteil verdoppelte sich in festen Zyklen: von 2,2 % (1858) über 4,9 % (1880) auf 10,5 % im Jahr 1910. In ihrer Herkunft bunt zusammengewürfelt, in ihrer sozialen Zusammensetzung heterogen und immer mobil: „gleichsam eine wandernde Gemeinde“, wie es Pfarrer Kraus 1857 formulierte. Aber auch der Pfarrer selbst war in Bewegung; manche Filialorte lagen bis zu zwei Stunden entfernt.

rechnen, zudem würde man mit einem solchen Schritt die Verhältnisse auf Dauer festschreiben. So zog 1823 in Reutlingen Matthäus Bolz auf, von Rottenburg stammend, bisher Vikar in Dietenheim. Diesem traute man den schweren Posten zu, oder wie Generalvikar Keller formulierte, dass Bolz „mit einem guten Vortrage im Religionsunterrichte, Pastoral-eifer und mit den erforderlichen Kenntnissen auch besonders Anstand, Klugheit und ein würdiges Betragen und Wandel verbindet, um in Mitte von verschiedenen Religionsgenossen die Achtung und Zutrauen zu erhalten.“

„In Mitte von verschiedenen Religionsgenossen“ – dies blieb für die nächsten Jahrzehnte das Charakteristikum der Katholiken in Reutlingen. Es war ein hartes Brot, das die ersten Pfarrer hier vorfanden. Als Bolz 1829 als junger Mann mit gerade mal 37 Jahren verstarb, hinterließ er ein „Vermögen“, das diesen



Die 1910 errichtete St.-Wolfgang-Kirche – das Foto zeigt sie kurz nach der Fertigstellung – war der erste katholische Kirchenneubau in Reutlingen seit der Reformation.

Parallel mit den steigenden Zahlen fand auch eine Konsolidierung der Gemeinde statt: Mit eigenem Pfarrhaus in der Gartenstraße 6 und Konfessionsschule war 1859 der Prozess der Gemeindebildung abgeschlossen; der Neubau der St.-Wolfgang-Kirche 1910 war die Antwort auf die steigende Zahl der Gläubigen. 1852 wurde eine Bruderschaft des heiligsten und unbefleckten Herzens Mariens gegründet. Der Gesellenverein folgte 1895, 1905 der Arbeiterverein. Katholiken organisierten sich, gewannen Anteil am öffentlichen Leben. Die Frage, ob die Katholiken nun dauerhaft hier leben würden, hatte sich selbst beantwortet. Reutlingen konnte fortan nicht mehr nur „evangelisch“ gedacht werden. Die alten konfessionellen Strukturen lösten sich auf – und dies nicht nur in Reutlingen, sondern in allen großen Städten des Landes. In Ulm stieg die Zahl der Katholiken zwischen 1823 und 1925 von 435 auf 24 914 (= 42 %) und in der Hauptstadt Stuttgart von 386 (1820) auf 64 825 im Jahr 1925 (= 19 %). Diese Dynamik war aber nicht nur ein statistisches Phänomen, sondern eine kulturelle und soziale Realität. Die Lebenswelten von evangelischen und katholischen Württembergern überlagerten sich. Die Protestanten fühlten sich in den Ballungszentren, die traditionell evangelisch geprägt waren, mit einem wachsenden Katholikenanteil konfrontiert, die Katholiken ihrerseits in vielen Bereichen noch nicht gleichgestellt.

Diese sozialen Veränderungen verbanden sich mit allgemeinen Entwicklungen im Verhältnis der beiden Konfessionen. Denn auf der katholischen Seite machte sich im Klerus ein Generationenwechsel bemerkbar, der mit Veränderungen in der Grundeinstellung verbunden war. Unter dem Schlagwort des Ultramontanismus wandte man sich von der aufgeklärten, auf konfessionellen Ausgleich bemühten Linie der letzten Jahre ab und strebte eine Erneuerung der Kirche in einer Ausrichtung auf Rom hin an. Der Untergang des alten Kirchenstaats in Rom und die Gründung des Deutschen Reichs, einem politischen Gebilde, das von Preußen dominiert wurde und Österreich, die alte Schutzmacht der süddeutschen Katholiken, ausschloss, tat sein Übriges. Die Fronten zwischen Katholiken und Protestanten verhärteten sich.

V. Der „kleine“ württembergische Kulturkampf

Auf den in Preußen ausgebrochenen Kulturkampf reagierten in Württemberg Staat und Kirche, König Karl und Bischof Carl Josef von Hefele, zurückhaltend und um Ausgleich bemüht. Das Prinzip des „paritätischen Staats“ bewies seine Fähigkeit, Spannungen abzubauen und Konflikte zu vermeiden. Die „Hardliner“ auf beiden Seiten bekamen keine Unterstützung „von oben“. Württemberg wurde zur oft zitierten „Oase des Friedens“ im Deutschen Reich. Reizthemen sollten vermieden werden – was aber nur vordergründig gelang.¹⁷

Der württembergische Katholizismus formte in der Zentrum-Partei seine politische Plattform – zwar deutlich später als in anderen Ländern, aber deshalb nicht weniger wirksam. Das „Deutsche Volksblatt“ wurde zum Presseorgan des Zentrums, daneben gab es das „Sonntagsblatt für das christliche Volk“. Griffige Schlagworte, politische Parolen heizten die Stimmung an. Die Frage der katholischen Konfessionsschule und die fortgesetzte Weigerung des Staats, Männerorden im Königreich zuzulassen, waren Hauptthemen, oder wie es Joseph Eckard, der Mitbegründer des württembergischen Zentrums, im Rückblick auf der konstituierenden Landesversammlung 1895 in Ravensburg auf den Punkt brachte: „Kutten und Kinder haben uns zusammengeführt.“¹⁷ Die konfessionelle Minderheit schloss sich politisch zusammen, formierte sich gegen die alten, protestantischen Eliten. Der Gegensatz zwischen Altwürttemberg und Neuwürttemberg hatte sich zu einer Gegenüberstellung von Evangelisch und Katholisch entwickelt.

1885 hatte der evangelische Pfarrer Adolf Zahn schon warnend geschrieben: „Die Zeiten sind auch in Württemberg vorbei, wo die beiden Konfessionen noch in harmloser Friedfertigkeit neben einander leben [...] Die heranwachsende Geistlichkeit ist vatikanisch gesonnen, die ältere, die es nicht war, stirbt mehr und mehr ab. Unsere Zeit liebt und kennt die Vermittlungen nicht.“ Doch was auf den ersten Blick als Appell zum konfessionellen Ausgleich gelesen werden könnte, war es nicht: Auch auf protestantischer Seite sollte eine deutliche Abgrenzung erreicht werden. 1886 – im Anschluss an die Feierlichkeiten zum 400. Geburtstag von Martin Luther – war es zur Gründung des Evangelischen Bundes gekommen. Bereits bevor 1887 ein württembergischer Zweig entstand, hatte der Bund in seinen „Grünen Heften“ eine Reihe mit dem Titel gestartet: „Mitteilungen über die konfessionellen Verhältnisse in Württemberg“. Die Angst vor einer Katholisierung Württembergs wurde geschürt. Hinter sozialen Entwicklungen vermutete man einen „schlau geplanten und folgerichtig durchgeführten Feldzugsplan“ der Katholiken. Das evangelische Württemberg sah sich in Gefahr, genauso wie die Katholiken sich als Opfer staatlicher Bevormundung sahen.

Es zeigte sich deutlich, dass in den Jahren nach 1880 bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs die politische, staatsrechtliche Balance der konfessionellen Kulturen in Württemberg nicht unbeschränkt belastbar war. Der Faktor

¹⁷ Hubert Wolf: Württemberg als Modell für die Beilegung des Kulturkampfes in Preußen?, in: Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 15 (1996), S. 65–80; Dominik Burkard: Kein Kulturkampf in Württemberg? Zur Problematik eines Klischees, in: ebd., S. 81–98; Wolfgang Zimmermann: „Braucht Württemberg Mönche?“ Die Klosterfrage im Königreich Württemberg, in: Der deutsche Südwesten. Regionale Traditionen und historische Identitäten. Hans-Georg Wehling zum Siebzigsten, Stuttgart 2008, S. 151–166 (mit Quellenangaben zu den folgenden Zitaten).

¹⁸ Andreas Gawatz: Wahlkämpfe in Württemberg. Landtags- und Reichstagswahlen beim Übergang zum politischen Massenmarkt (1889–1912), Düsseldorf 2001, S. 249–255.

Konfession bewies sein Potenzial, Identität schaffende Traditionen zu bilden und diese im regionalen Kontext zu verorten. In Oberschwaben etwa hatte ein katholischer Zentrumsabgeordneter die protestantischen Vorbehalte gegen die Forderungen der Katholiken als „altwürttembergischen Schrullen“ abgetan. Die „Württembergische Volkszeitung“ konterte: Man habe jetzt schon den Eindruck, als ob Altwürttemberg „dem Belieben der ihm am Anfang dieses Jahrhunderts aufgehalsten katholischen Minderheit preisgegeben sei und sich von ihr alles bieten lassen müsse, was ihr gefalle.“ Domkapitular Linsenmann, 1898 zum Bischof gewählt, aber vor der Weihe verstorben, vermerkte bitter: Man müsse nun als Katholik erneut lernen, dass nur Altwürttemberg gemeint sei, wenn man von Württemberg rede, „daß die Neuwürttemberger nur ein lästiges Anhängsel bilden“. Aus der Sicht der Protestanten tat man diese Klagen ab, es sei ein durchsichtiges Manöver, wenn die Katholiken „landschaftliche Verschiedenheiten ... beim Hetz- und Schürgeschäft“ einsetzen würden.

So begann man, die großen „vaterländischen“ Identifikationsgestalten der württembergischen Geschichte und die zentralen Monumente des Landes eben auf diese regionalen Konfessionskulturen des Königreichs aufzuteilen. Die „Deutsche Reichspost“ formulierte etwa aus protestantischer Sicht: „Spätere Geschlechter werden mit Erstaunen [hören], daß man gegen Ende des 19. Jahrhunderts dem Herzog Christoph von Württemberg vor dem Königsschloß ein ehernes Denkmal errichtet und wenige Jahre später im Württemberger Land neue Mönchsklöster begründet habe!“ Die katholische Publizistik setzte indessen die Kulturkraft der Klöster gegen die großen Vatergestalten der württembergischen Reformationsgeschichte, und die Bauten der aufgehobenen Klöster waren nicht mehr nur Accessoire einer vergangenen Geschichte, sondern ein „monumentaler“ Appell für die politischen Forderungen der Gegenwart, so wie es etwa der „Volksverein für das katholische Deutschland“ auf einer Ortsversammlung in Ravensburg formulierte: „Die Landschaft, in der man weile, würde an mehr als einer Stätte Erinnerungen an alte Tage wachrufen. Selbst wenn der gewaltige Bau von Kirche und Kloster von Weingarten allein vorhanden wäre, wenn alles andere durch die Ungunst der Zeiten und Voreingenommenheit der Menschen beseitigt worden wäre, dann würde er Fremden und Einheimischen das Walten des hl. Benediktus verkündigen“. Für das evangelische Württemberg wurde das Ulmer Münster zum Inbegriff reformatorischen Selbstbewusstseins: Als 1890 die Arbeiten am Münsterturm vollendet waren, feierte man dieses Bauwerk als „die größte und schönste Kirche des Vaterlandes“. Evangelische Reichsstädter gehörten nun zum württembergischen Vaterland, während Katholiken sich weiter weg denn je fühlten. Gegen alle sozialen Realitäten sahen sich die Katholiken noch in ihren alten konfessionellen Regionen beheimatet, die oberschwäbische Klosterlandschaft wurde zum kollektiven Symbol für konfessionelle Beheimatung.

Der Appell der Protestanten nach Ausgleich und Besonnenheit war aus katholischer Sicht nichts anderes als der Versuch, alles beim Alten zu belassen. Der Forderung der protestantischen Presse, das paritätische Königreich müsse ein „Staat aller Württemberger“ bleiben, da zwischen Protestanten und Katholiken in diesem Land kein Ozean so groß wie der Atlantische Ozean liege, hielt Matthias Erzberger, der Redakteur des „Deutschen Volksblatts“ und Zentrumspolitiker, in seiner klassischen Arbeit „Die Säkularisation in Württemberg“ 1902 entgegen: Die Säkularisation sei die große Beraubung der Kirche gewesen, die Geschichte allein gebe den Schlüssel zur richtigen Beurteilung „mancher Erscheinungen und Einrichtungen der Jetztzeit“, sie lehre die Katholiken den Grundsatz „Halte was du hast!“ nach den verschiedensten Richtungen“. Nur nichts hergeben, keine Zugeständnisse, dies implizierte auf katholischer Seite auch eine scharfe Abgrenzung gegenüber allen Tendenzen, die sich mit der Moderne verbanden. Hugo Koch, der von 1900 bis 1904 in Reutlingen Pfarrer war, wurde Opfer dieser Ausgrenzungen. Der promovierte katholische Theologe und Kirchenhistoriker wurde 1904 nach Braunsberg im Ermland auf eine Professur für Kirchengeschichte berufen, bereits 1912 standen seine Arbeiten auf dem Index, aus dem theologischen Lehrbetrieb schied er aus.

VI. Fremde in einem fremden Land?

Wie ging die Geschichte der protestantischen Reichsstädter und der katholischen Oberschwaben in Württemberg weiter? Blieben bzw. waren sie Fremde in einem fremden Land? Die Frage ist heute eine historische Reminiscenz. Regionale Identitäten haben bis heute nichts von ihrer Bedeutung verloren, eher ist sogar in einer globalisierten Welt das Gegenteil der Fall. Emotionale Bezüge zu einem Raum, einer Stadt und den sie prägenden Traditionen sind als gesellschaftliche Kulturform präsent in unserem Alltag. Sie lassen sich aber nicht mehr in den Kategorien von Fremde und Heimat, von wir und die anderen, dauerhaft verorten. Die tiefen demographischen Veränderungen, die mit Vertreibung und Flucht ab 1945 einsetzten, haben sich unter ganz anderen Vorzeichen mit den wirtschaftlich begründeten Migrationswellen der 1960er und 1970er Jahre fortgesetzt. Längst teilt sich die Bevölkerung nicht mehr nur in Katholiken und Protestanten. Als dritte, numerisch fast gleich große Gruppe steht in Reutlingen neben den Katholiken die von den Statistikern summarisch als „Sonstige“ zusammengefasste Gruppe – in ihr finden sich Muslime und Menschen ohne religiöse Bindung ebenso wie orthodoxe Christen. Längst ist die Zeit vorbei, wo man das Volk in Reichsstädter und Vorderösterreicher, Altwürttemberger und Neuwürttemberger einteilen konnte. Vielfältiger sind die Potenziale und Faktoren, die eingangs zitierten Erinnerungspotenziale geworden, aus denen sich ein Zusammengehörigkeits-

gefühl speisen kann. Aus dem württembergischen Volk des 19. Jahrhunderts ist die Bürgergesellschaft der Moderne geworden. Aber auch sie braucht ihre Bezugspunkte und sozialen Formen, in denen sich Zusammengehörigkeit manifestiert. Das gemeinsame Mahl ist dabei eine klassische Form. Der Schiedwecken ist längst nicht mehr ein trockenes Brot, sondern eine noble Pastete, die nicht nur dem alten Reichstädter schmeckt, sondern auch denen, die hier erst ihre Heimat gefunden haben – und so sollte es ja eigentlich auch sein.

Die Schlüsselsteine des Stifts St. Peter im Schönbuch

Klaus Hermann

„Schlüsselsteine“ sind Grenzsteine, die ihren Namen dem gekreuzten Schlüsselpaar verdanken, das zumeist auf der dem Hofgut Einsiedel zugewandten Seite der Steine zu erkennen ist.

Geschichte

Auf dem Einsiedel bestand wohl schon im 14. Jahrhundert eine Einsiedlerklausur, bevor Graf Eberhard im Jahr 1460 ein Gestüt und 1482 ein Jagdschloss errichtete.

Im Jahre 1492 gründete Graf Eberhard im Bart zusammen mit dem bedeutenden spätmittelalterlichen Theologen Gabriel Biel († 1495) das Stift St. Peter auf dem Einsiedel im Schönbuch,¹ das in unmittelbarer Nähe des Schlosses gebaut wurde. Namenspatron des Stifts war der Apostel Petrus, dessen Hauptattribut der Schlüssel ist.

Graf Eberhard bestimmte, dass in dem Stift alle drei Stände (Geistlichkeit, Adel und Bürgertum) vertreten sein und zusammenleben sollten. Die Bruderschaft St. Peter hatte das gekreuzte Schlüsselpaar als Zeichen und trug es auf ihrem blauen Mantel. Zur eigenen Versorgung übertrug Graf Eberhard dem Stift u. a. das schon bestehende Gestüt und das Vieh sowie eine größere Fläche an Wald und Ackerland, welche ungefähr 7–8 Quadratkilometer umfasste.

Die Aufhebung des Stiftes erfolgte im Jahr 1534 im Zuge der Reformation. Die Stiftsgebäude wurden 1580 durch einen Brand zerstört und anschließend abgetragen.

Die Schlüsselsteine sind neben den Resten alter Grundmauern am heutigen Teich unterhalb des Schlosses die einzigen Zeugen der Vergangenheit im Gelände. Von den ehemals zehn erfassten und bekannten Steinen sind heute noch acht vorhanden und nachweisbar. Sie stehen auf den Gemarkungen von Pfrondorf, Pliezhausen und Kirchentellinsfurt.

¹ Der Landkreis Tübingen. Amtliche Kreisbeschreibung, Bd. 2, hrsg. von der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Tübingen, Stuttgart 1972, S. 383–384; Wilfried Schöntag: St. Peter auf dem Einsiedel, in: Württembergisches Klosterbuch, hrsg. von Wolfgang Zimmermann und Nicole Priesching, Ostfildern 2003, S. 429; Gerhard Faix: Gabriel Biel und die Brüder vom Gemeinsamen Leben, Tübingen 1999.

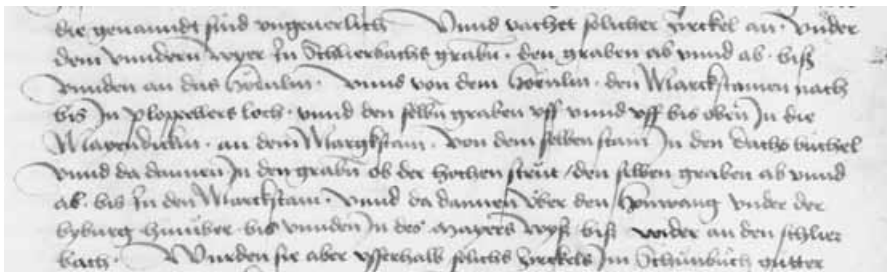
Es stellt sich die Frage, ob es mehr als die zehn Steine gegeben hat oder ob weitere Schlüsselsteine vorhanden waren und ggf. noch nachweisbar sind. Neben der Suche vor Ort stehen zur Beantwortung dieser Frage die historischen Quellen zur Verfügung.

Historische Quellen

a) Grenzbeschreibung der Stiftungsurkunde

Das gesamte dem Stift zugehörige Gebiet wurde in der Stiftungsurkunde beschrieben: „Unnd vachet solicher zirckel an under dem unndern wyer in schlierbachs grabn, den graben ab und ab biß unnden an das hörnlin, unnd von dem hörnlin den marckstainen nach bis in ploppers loch, unnd den selbn graben uff unnd uff bis oben in die mayendickin an dem margkstein, von dem selben stain in den dachsbüchel, unnd da dannen in den grabn ob der hohen strüt, den selben graben ab unnd ab bis in den marckstain, unnd da dannen über den honwang under der byburg hinüber bis unnden in des mayers wyß, biß wider an den schlierbach.“²

Der Grenzverlauf wird, vom Weiher unterhalb des Klosters aus startend, im Uhrzeigersinn beschrieben. Die Grenze verlief demzufolge „in schlierbachs graben“ hinunter ins Neckartal, den Marksteinen nach bis „ploppers loch“, den Tiefenbach hinauf und hinüber „in den dachsbüchel“. Von hier aus in den Graben „ob der hohen strüt“ (Büchelersklänge) bis wieder an den Schlierbach. In der Beschreibung werden Marksteine erwähnt. Dies müssen demnach min-



Grenzbeschreibung des Stifts in der Gründungsurkunde von 1492.

² HStA Stuttgart A 522 U 6: „Stiftung und Dotation des Stifts Sankt Peter im Schönbuch durch Graf Eberhard den Älteren von Württemberg samt dessen Statuten“, 1492. Abgedruckt bei Siegwalt Schiek: Zur Grundausstattung des Klosters St. Peter im Schönbuch, in: ZWLG 36 (1977), S. 332 sowie bei Inge Schöck: „Schlüsselsteine“ des Stifts St. Peter zum Einsiedel, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 7 (1978), S. 8–10.



Schlüsselstein Nr. 4 am Büchelersklingeweg.



Schlüsselstein Nr. 1 am Roten Tor.

destens vier Steine gewesen sein. Möglicherweise hat er auch nur die wesentlichen „Ecksteine“ erwähnt (siehe hierzu weiter unten „Grenzverlauf“).

Im Verlauf dieser beschriebenen Grenze wurden die bislang bekannten Steine gefunden. Hierbei muss allerdings berücksichtigt werden, dass manche Bereiche einerseits durch Veränderungen in der Vegetation, umgestürzte Bäume etc. und andererseits durch den Straßen- und Wegebau vor allem an der Südgrenze unzugänglich sind oder derart verändert wurden, dass sie nicht mehr dem damaligen Bild entsprechen. Eine Suche vor Ort ist damit, wenn überhaupt, nur mit unverhältnismäßigem Aufwand möglich.

b) Karten

Als historisches Kartenmaterial stehen aus dieser Zeit nur wenige Quellen zur Verfügung, die Hinweise bieten.



Ausschnitt aus der Karte „Tibinger Vorst Schambuech“ von Georg Gadner (1592).

I. Georg Gadner

Georg Gadner erstellte 1592 die Karte „Tibinger Vorst Schambuech“.³ Der Einsiedel ist hier zwar eingezeichnet und ebenso die Fischweiher, nicht vergessen darf man allerdings, dass das Stift seit 1534 nicht mehr existierte und dieser Teil 1580 abgebrannt ist.

Auffallend ist eine rote Grenzlinie, die sich auf der Karte deutlich erkennen lässt und offensichtlich auch mit Grenzsteinen markiert ist. Diese Linie dürfte die Schönbuchbegrenzung darstellen, zumal sie ein geschlossenes Waldgebiet umrundet und der Text „Schambuech“ innerhalb des Gebiets in gleicher Farbe gehalten ist. Gadner soll seine Karte nach Augenschein und ohne

³ HStA Stuttgart N 3, Nr. 1/16, Bl. 18 v.

genauere Vermessung gezeichnet haben. Für das Stiftsgebiet fällt auf, dass unter anderem der Schlierbach gänzlich fehlt.

Auf unsere Schlüsselsteine bezogen, sind die drei Grenzsteine an der südlichen Grenzlinie zum Neckar von Bedeutung. Diese Linie stellt sicher neben dem südlichen Schönbuchrand gleichzeitig auch die frühere Stiftsgrenze dar.

Schaut man auf diese drei Grenzsteine, welche durchaus Schlüsselsteine sein könnten, so dürfte der Standort des westlichen Steins am „Boppolensloch“ zum Tiefenbachtal hin unstrittig sein, und es könnte sich hierbei tatsächlich um den ehemals vorhandenen Stein Nr. 10 handeln.

Der mittlere Stein (an der heutigen Steige) und vor allem der östliche Stein sind aber durchaus fraglich.

Würde es sich bei Letzterem tatsächlich um den Stein am (nicht eingezeichneten) Schlierbach handeln, so wäre das verbleibende Gebiet auf der Karte weiter in Richtung Osten zum Reichenbach hin viel zu klein. Den tatsächlichen Verhältnissen entsprechend, liegt der Schlierbach in etwa in der Mitte zwischen Reichenbach und Tiefenbach.

Die Bezeichnung „Dierrenberg“ oberhalb der drei eingezeichneten Steine zum Einsiedel hin legt zudem eher die Vermutung nahe, dass es sich tatsächlich um das gesamte Gebiet zwischen Tiefenbach und Reichenbach handelt und allenfalls der auf der Karte eingezeichnete mittlere Stein im Bereich vom Schlierbach gestanden haben könnte. Insofern bietet die Karte von Gadner wenig Möglichkeiten, Rückschlüsse auf die Schlüsselsteine im südlichen Bereich und somit auf den einstigen Grenzverlauf zu ziehen.

Ein weiterer Grenzstein ist am Beginn des Tiefenbachs eingezeichnet, hier könnte es sich um den noch vorhandenen Stein Nr. 1 am Roten Tor handeln.

Weitere Hinweise auf den Stiftsbezirk oder die Schlüsselsteine liefert uns die Karte nicht. Die Interpretation der Karte wird dadurch erschwert, dass die eingezeichneten Örtlichkeiten nicht immer der tatsächlichen Lage entsprechen. Insofern trägt die Karte hinsichtlich der Schlüsselsteine wenig bei.



Schlüsselstein Nr. 3 am Dachsbühl.



Ausschnitt aus der Kieser'schen Forstkarte, Blatt 210, um 1680/87.

II. Andreas Kieser

Eine weiteres Kartenwerk wurde durch Andreas Kieser geschaffen. Seine Forstkarten (Kieser'sches Forstkartenwerk) wurden zwischen 1680 und 1687 erstellt.⁴ Im Bereich des Stifts St. Peter weisen die Karten (Nr. 210 und 211) einige Grenzpunkte auf, die mit den heute bekannten Schlüsselsteinen übereinstimmen. Eine eindeutige Zuordnung der eingezeichneten Grenzsteine ist jedoch nicht möglich. Ein Hinweis auf das Stift St. Peter selbst ist in der Karte nicht enthalten.

Ebenfalls von Andreas Kieser stammen insgesamt 16 Einzelkarten über den „Schönbuchwald“.⁵ Die Karten enthalten keine Informationen zum Erstellungszeitpunkt, könnten jedoch ebenfalls aus der Zeit um 1683 stammen. Diese in Farbe und in größerem Maßstab gefertigten Einzelkarten weisen deutlich mehr Details auf als die Karten aus dem oben genannten Forstkartenwerk. So sind auf den vier Karten, die den Stiftsbezirk enthalten, im südlichen Bereich drei Grenzsteine eingezeichnet, die jeweils mit gekreuzten Schlüsseln unzweifelhaft als Schlüsselsteine gekennzeichnet sind.

Der östlichste Stein, der mit einem Schlüssel versehen ist, ist zusätzlich mit der Jahreszahl „1443“ gekennzeichnet. Allerdings wird von Kieser der Schlierbach, der tatsächlich in unmittelbarer Nähe zu dem heutigen Stein Nr. 8 verläuft, auf der Karte deutlich weiter westlich eingezeichnet. Weitere Bezugspunkte dieses Steins auf der Karte, wie z. B. der Knobelbrunnen sowie die Lage am Waldeck, sind jedoch eindeutige Hinweise darauf, dass es sich um diesen Stein handelt.

Der nächste auf der Karte eingezeichnete und mit einem Schlüssel versehene Stein befindet sich kartographisch etwa in der Mitte der beiden anderen Schlüsselsteine. Auffallend an diesem Kartenabschnitt ist, wie schon erwähnt, der fragliche Verlauf des Schlierbachs. Gerade an diesem oberen Übergang der beiden anstoßenden Einzelkarten sind im Gegensatz zum unteren Kartenbereich zudem die eingezeichneten Markierungen und Verläufe

⁴ Die Originale sind verloren. Reproduktionen im Landesmedienzentrum Baden-Württemberg; s. a. die Faksimileausgabe „Andreas Kieser: Alt-Wuerttemberg in Ortsansichten und Landkarten 1680–1687“, Teil 3: Das Kartenwerk, Stuttgart 1985.

⁵ HStA Stuttgart N 3, Nr. 19.



Ausschnitt aus den Karten des Schönbuchwalds von Andreas Kieser, um 1683 (?). Die Karte ist nach Süden ausgerichtet.

nicht passend und schlüssig, der Bereich um die heutige Kirchener Halde erscheint „gestaucht“.

Dieser zwischen den beiden anderen Schlüsselsteinen eingezeichnete Stein ist auffallend nahe zum Schlierbach eingetragen, ist aber doch zu weit weg, um Stein Nr. 8 sein zu können und auch aus oben dargelegten Erkenntnissen heraus auszuschließen.

Somit stellt sich die Frage, ob es sich um den Stein Nr. 9 an der Steige zum Einsiedel handelt. Dieser befand sich ziemlich an der südlichsten Spitze des Waldverlaufs unterhalb der heutigen „Baumsatzhalde“.

Dieser mittlere Schlüsselstein ist auf der Karte relativ weit von der Südspitze entfernt im Gewann „Kirchheimerholtz“ eingetragen. An der besagten Südspitze ist von Kieser weder ein Schlüsselstein noch ein normaler Grenzstein eingezeichnet. Lediglich ein kleiner roter Punkt weist, wie auch bei den anderen Grenzsteinen, auf eine Grenzmarkierung oder einen Hilfspunkt hin.

Weiterhin fehlt bei diesem in der Karte eingetragenen Stein ein Hinweis auf eine Jahreszahl, die der Stein Nr. 9 getragen haben soll. Zu erwähnen ist allerdings ein am oberen Kartenrand eingezeichneter Übergang (Steg oder Brücke) über den Neckar. Dieser ist leicht schräg gegenüber der Mündung des Schlierbachs in den Neckar eingezeichnet und befände sich im Bereich der Gewanne „Rinderhalden/Schelmenklinge“. In diesem Bereich ist allerdings keine



Schlüsselstein Nr. 8 am Schlierbach.

Brücke bekannt, sodass es sich vermutlich um einen Übergang im Bereich der früheren bzw. heutigen Brücke handeln könnte. Dann aber würde dieser mittlere Stein, der auf der Karte schräg gegenüber eingezeichnet ist, wiederum auf den Stein Nr. 9 hindeuten.

Man darf sicher auch ausschließen, dass Andreas Kieser, der die Grenzsteine äußerst genau eintragen ließ, sodass man sie anhand der Karten in jedem Fall wiederfinden würde, an dieser Südspitze einen vorhandenen Grenzpunkt auf der Karte markierte und dann aber den Grenzstein nicht einzeichnete.

Gleichwohl kann zur tatsächlichen Lage dieses mittleren Steines und somit zur Zuordnung zu einem bekannten Schlüsselstein keine definitive Aussage gemacht werden. Es muss offenbleiben, ob es sich bei diesem mittleren Stein um den bekannten Stein Nr. 9 handelt oder, was natürlich nicht auszuschließen ist, zwischen Stein Nr. 8 und 9 noch ein weiterer Schlüsselstein existierte.

Bei dem westlich des Weinbergs und wiederum an einem markanten Waldeck eingezeichneten Schlüsselstein wird es sich um den Stein am „Poppelesloch“ handeln. Der Tiefenbach mündet westlich davon in den Neckar.

Weitere Schlüsselsteine sind auf diesen vier Kartenblättern nicht eingetragen. Ein Grund könnte vielleicht sein, dass Andreas Kieser nur Grenzsteine eingezeichnet hat, die noch eine rechtliche Funktion hatten. Nur so lässt sich z. B. erklären, dass Schlüsselsteine an sonst detailliert dargestellten Stellen mit Flächenvermessungen nicht eingezeichnet sind.

Die erwähnten roten Grenzpunkte, die ohne Grenzstein eingetragen sind, lassen offen, ob es sich nur um Hilfspunkte bei Richtungsänderungen oder kleinere Grenzmarkierungen gehandelt hat. Dass an diesen Standorten Schlüsselsteine gestanden haben, ist wohl auszuschließen.

Diese Karten sind zum Teil mehr als 150 Jahre nach der Aufhebung des Stifts gefertigt worden. In der Zwischenzeit hatte sich in vielerlei Hinsicht sicher einiges verändert. Dennoch handelt es sich hierbei um die bislang einzig

bekannten Karten, in denen Schlüsselsteine eingetragen sind. Weiteres historisches Kartenmaterial, wie z. B. Risskarten in Forstlagerbüchern⁶ oder die Karten des Pfarrers und Kartographen Johann Majer (1641–1712)⁷ lieferte keine Hinweise auf die Schlüsselsteine des Stifts.

Grenzverlauf

Auffallend beim Betrachten des Grenzverlaufs ist das Fehlen von Steinen an natürlichen Grenzlinien und die Häufung von Steinen in Bereichen, wo diese natürlichen Grenzen in der Topographie fehlen. Es stellt sich die Frage, ob der beschriebene Grenzverlauf Hinweise auf weitere Schlüsselsteine liefern kann.

Vergleicht man den Verlauf der beschriebenen Grenze mit den heute noch sichtbaren Grenzsteinen mit einer topographischen Karte, so stellt man fest, dass diese natürlichen Grenzlinien einen großen Teil der östlichen und westlichen Grenze markieren. Im Süden darf man sicher den Waldabschluss im Tal (und ggf. den damals anders verlaufenden Neckar) als natürliche Grenze hinzudenken, die zudem durch die Ecksteine Nr. 8 und 10 markiert ist. Im Norden stellt die „Büchelersklunge“ mit den Ecksteinen Nr. 3 und 4 die natürliche Grenze dar. Diese natürlichen Grenzen machen insgesamt ca. 8,5 km der 11 km langen Grenzlinie aus.

So bleiben im nordöstlichen und nordwestlichen Teil zwei kleine Teilstücke übrig, die jeweils ca. 1,3 km lang sind, keine erkennbaren Naturgrenzen haben und künstliche Grenzmarkierungen notwendig gemacht hatten. Insgesamt sieben der zehn bekannten Grenzsteine sind in diesen beiden Abschnitten aufgestellt. Im nordöstlichen Verlauf dieser kurzen Grenzlinie stehen alleine vier bekannte Schlüsselsteine.

Der Grenzverlauf im nordöstlichen Teil ist durch die Steine 1–3 markiert. Mit dem Stein 1 endet der natürliche Grenzverlauf durch den Tiefenbach. Die Linie führt geradlinig bis zur heutigen Lindenallee zu Stein Nr. 2. Bereits auf den Karten von Andreas Kieser ist in diesem Bereich ein wichtiger Weg eingezeichnet, der auch schon früher bestanden haben könnte. Man darf annehmen, dass auch solch ein Weg als Grenzlinie fungiert und zusätzliche Schlüsselsteine entbehrlich gemacht hatte. Von Stein Nr. 2 aus geht es in leicht abknickender nördlicher Richtung geradlinig weiter zum „Dachsbühl“. Der zuvor erwähnte Weg führt hingegen in nordöstlicher Richtung weiter. Stein Nr. 3 steht am „Dachsbühl“ im Bereich eines vorgeschichtlichen Grabhügels. Zu damaliger Zeit befand sich im dortigen Bereich vermutlich auch eine

⁶ HStA Stuttgart H 107/18, Bd. 52 „Tübinger Vorst“ [Meß- und Rissbuch], 1683.

⁷ HStA Stuttgart N 7, Nr. 39–41.



Schlüsselstein Nr. 5 an der Auchtert-Hütte, Süßer Wasen.

größere Wiese oder Viehweide.⁸ Der Schlüsselstein leitet von dort aus in die „Büchellersklinge“ über.

Im nördlichen Teil des Stiftsbezirks war die „Büchellersklinge“ („in den grabn ob der hohen strüt“) die natürliche Begrenzung. Die Grenze verlässt im Osten die Klinge auf Höhe des Steins Nr. 4 und läuft den Hang hinauf „über den honwang“, mit dem der westliche Teil der heutigen Flur „Hahnbang“ gemeint sein dürfte.

Eine frühere Annahme, dass der Grenzverlauf gänzlich der „Büchellersklinge“ bis fast zum Reichenbach hinunter folgte und somit die gesamte Flur „Hahnbang“ umfasste, dann über den südlich verlaufenden Weg wieder zurück zu Stein Nr. 5 führte, kann durch den späteren Fund von Stein Nr. 4 ausgeschlossen werden. Einerseits wäre in diesem Fall der Stein Nr. 4 zu weit von der „Büchellersklinge“ entfernt, um als Verlaufs-

markierung zu fungieren, und andererseits würde es von Stein Nr. 4 aus keine natürliche Grenze in östlicher Richtung zum Reichenbach hinunter geben. Somit kann angenommen werden, dass Stein Nr. 4 als Eckmarkierung des Grenzverlaufs gilt und dieser sich geradlinig in Richtung Stein Nr. 5 fortsetzt.

Die Bedeutung von „byburg“ konnte bislang nicht geklärt werden. Es wurde vermutet, dass es sich hierbei um eine keltische Viereckschanze handeln könnte.⁹ Sowohl die Bezeichnung „under“, die angesichts des hier weithin ebenen Geländes als Richtungsanzeige gelten darf, als auch die recht weit entfernte und auf ebenem Gelände liegende Viereckschanze weisen allerdings nicht zwangsläufig hierauf hin. Die oben genannten historischen Karten liefern uns außer einem in diesem Bereich eingezeichneten Brunnen („Strütbron“) keine direkten Hinweise auf eine Burg oder auf ein Bauwerk. Es muss deshalb offenbleiben, was genau mit der „byburg“ gemeint war. Allerdings könnte die Örtlichkeit von der Bezeichnung „under“ und somit von der Topographie her im Bereich der Büchellersklinge und Stein Nr. 4 gelegen haben.

⁸ In der Kieser'schen Karte eingezeichnete Fläche „Viehstelle“ / „Dagbühlwies“.

⁹ Schiek (wie Anm. 2), S. 333.

Ebenso ist die „mayers wiß“ nicht direkt zu identifizieren, wobei es sich hierbei durchaus um den „Süßen Wasen“ handeln könnte, der zumindest schon in den Karten von Andreas Kieser als freie Fläche inmitten des Waldgebiets eingezeichnet ist und an dem der heutige Stein Nr. 5 steht. Diese geradlinige Verbindung zwischen Stein Nr. 4 und der schon damals lokalisierbaren Wiese mit Stein Nr. 5 würde dazwischen liegende Markierungen entbehrlich machen.

Vom Schlüsselstein am „Süßen Wasen“ verläuft die Grenze nun wieder leicht abknickend über die Steine Nr. 6 und 7 in die „Ochsenklinge“ und zum Schlierbach hinunter. Auch hier führt die Linie von Stein Nr. 5 geradlinig weiter, weitere Schlüsselsteine wären nicht notwendig gewesen. Allerdings befinden sich auf diesem doch längeren Abschnitt auf den Karten keine markanten Anhaltspunkte im Gelände, weshalb vermutlich die Steine Nr. 6 und 7 gesetzt wurden.



Schlüsselstein Nr. 7 im Gewinn Ochsenklinge.

Verschollene Schlüsselsteine

Die Steine Nr. 9 und 10 wurden in früheren Dokumentationen noch erwähnt, sind aber mittlerweile nicht mehr aufzufinden.

Steige zum Einsiedel (Nr. 9):

Ein früherer Revierförster erklärte dem Verfasser gegenüber, dass ihm aus seiner Revierzeit ab 1953 kein Schlüsselstein an der Schönbuchsteige bekannt war, zumindest wäre kein Stein sichtbar zu erkennen gewesen.

Jantzen erwähnt jedoch, dass dieser Schlüsselstein direkt an der Abzweigung zum Einsiedel neben der Straße lag und über dem Fuß abgebrochen war.¹⁰ Wann der Stein dort lag, konnte nicht geklärt werden. Fotografische

¹⁰ Hermann Jantzen: Grenzen und Marksteine: Ein Stück Tübinger Kulturgeschichte (Kleine Tübinger Schriften 18), Tübingen 1996, S. 105, Anm. 35.

Standortkarte der Schlüsselsteine



rote Linie – natürliche Grenzlinie
 blaue gepunktete Linie – ohne natürliche Grenzen
 braune X mit Zahl – Schlüsselsteine

Karte: K. Hermann

Dokumentationen sind bislang nicht bekannt. Ob der Stein später bei den verschiedenen Straßenbauarbeiten übersehen und beseitigt wurde oder anderweitig abhanden gekommen ist, lässt sich nicht mehr feststellen.

„Poppelesloch“ (Nr. 10):

Der Schlüsselstein im „Poppelesloch“ ist in den Quellen bereits nachgewiesen¹¹. Auch der oben erwähnte Revierförster erinnerte sich aus seiner damaligen Revierzeit an diesen Stein direkt an der Einmündung des Waldwegs, der ins Tiefenbachtal führt. Allerdings habe der Stein bereits umgelegen und sei eines Tages dann verschwunden gewesen. Ein genauerer Zeitpunkt ließ sich auch hier nicht feststellen.

Beschreibung

Die Schlüsselsteine, aus Sandsteinen gefertigt, weisen alle eine mehr oder weniger gleichmäßige konische Form auf und haben unterschiedliche Höhen. Sie sind nach unten hin durch einen deutlich breiteren Fuß, der häufig unter der Erdoberfläche liegt, abgeschlossen. Auf der Vorderseite, zumeist dem Einsiedel zugewandt, sind die erhöht herausgearbeiteten, gekreuzten Schlüssel zu erkennen.

Die Schlüssel sind nicht auf allen Steinen gleich dargestellt. Charakteristisch sind die großen, fast quadratischen, nach oben gerichteten Schlüsselbärte, die nach außen weisen. Am Griff zeigen die Schlüssel rauten- oder ringartige Formen, die zum Teil miteinander verbunden sind.

Die unterschiedliche Ausgestaltung, Form und Höhe der Steine könnte ein Hinweis auf verschiedene Bearbeiter und bei den Steinen Nr. 1 und 8 auf eine frühere Verwendung sein.



Schlüsselstein Nr. 2 an der Lindenallee.



Schlüsselstein Nr. 1 am Roten Tor.

¹¹ Schöck (wie Anm. 2), S. 9.



Schlüsselstein Nr. 8 am Schlierbach.

ein Hinweis darauf sein dürfte, dass er zu einem späteren Zeitpunkt neu aufgestellt wurde.

Der Stein am Büchelersklingeweg/Judenallee (Nr. 4) lag noch 2006 an der Wegböschung und wurde mittlerweile neu gesetzt. Seine Linie auf dem Kopf verläuft lagegerecht, die Schlüsselseite zeigt allerdings nicht direkt in Richtung des Stifts. Das könnte daran liegen, dass die Linie beim Aufstellen nicht berücksichtigt und der Stein parallel zur Wegeflucht aufgestellt wurde.

Jahreszahlen

Der verschollene Stein Nr. 9 an der Steige zum Einsiedel soll die Jahreszahl „1492“ getragen haben.¹³

Die Erhaltung der Steine ist recht unterschiedlich, der Verfall schreitet augenscheinlich voran. So ist von Jantzen auf dem Stein Nr. 1 noch eine Jahreszahl „1443“ erwähnt, die heute bereits nicht mehr erkennbar ist.¹²

Die Schlüsselsteine am Schlierbach, Büchelersklingeweg und „Süßen Wasen“ (Nr. 8, 4 und 5) weisen zudem auf dem Steinkopf eingehauene Linien auf, welche vermutlich den Verlauf der Grenze anzeigen sollten.

Hierbei weist der Stein am Schlierbach gleich drei solcher Linien auf, wobei die am tiefsten eingezogene Linie in Richtung Schlierbach/Einsiedel zeigt. Die mehrfach vorhandenen Linien sind neben der Jahreszahl „1443“ ein weiterer Hinweis auf eine schon ältere Verwendung als Grenzstein.

Beim Stein am „Süßen Wasen“ (Nr. 6) liegt diese Linie nicht in der Flucht des Grenzverlaufs. Zudem weist die Seite mit den Schlüsseln nicht annähernd zum Einsiedel, was

¹² Jantzen (wie Anm. 10), S. 23 und 105, Anm. 34.

¹³ Jantzen (wie Anm. 10), S. 24.

Auf dem Schlüsselstein Nr. 8 ist noch sehr deutlich die Jahreszahl „1443“ zu erkennen. Der Schlüsselstein Nr. 1 ist ebenfalls mit einer Jahreszahl versehen, die sich jedoch nicht mehr entziffern lässt. Hierbei soll es sich laut Jantzen auch um „1443“ gehandelt haben (s.o.). Dies deutet darauf hin, dass diese Grenzsteine schon 50 Jahre vor der Gründung des Stifts hier gestanden haben. Um welche Grenze es sich gehandelt hat, ist bislang nicht bekannt. Die Steine 1 und 8 sind mit über 1 m Höhe deutlich größer als die restlichen Schlüsselsteine.

Die Steine in einer tabellarischen Aufstellung

(Nummern nach Schöck¹⁴)

<u>Nr</u>	<u>Gemarkung</u>	<u>Gewann</u>	<u>Maße</u>	<u>Zustand / Beschreibung</u>	<u>Koordinaten</u>
1	Pfrondorf	Einsiedler Str., Rotes Tor	H105 B23-56 T25-30	vollständig erhalten, steht gerade, Sockel sichtbar, nicht lesbare Jahreszahl (1443)	48° 33,765, 9° 06,638
2	Pfrondorf	Einsiedel, Lindenallee, Dachsbühl	H50-60 B30- 40 T15-20	stark beschädigt, steht gerade	48° 34,057, 9° 07,182
3	Pfrondorf	Dachswiesenweg- Jägersitz, Dachsbühl	H94 B60-36 T20	gering bis leicht beschädigt, Sockel ragt deutlich über Erdoberfläche	48° 34,249, 9° 07,339
4	Rübgarten	Büchelersklingeweg /Judenallee	H84 B46-26 T23	stark beschädigt, liegt heraus, Kopf schon angesetzt	48° 34,145, 9° 08,480
5	Rübgarten	Süßer Wasen, bei der Aucht-Hütte	H86 B39 T 20	gering beschädigt, wurde angefahren	48° 33,908, 9° 08,669
6	Rübgarten	Unterämthler Allee, geschichtlicher Lehrpfad	H62 B32 T23	gut, vollständig erhalten, bemoost, Schlüssel leicht abgetragen	48° 33,719, 9° 08,710
7	Rübgarten	Ochsenklinge	H65 B45/22 T27/17	stark beschädigt, bemoost, Seite mit Schlüsseln vollständig frei, hängt leicht, Schlüssel unten beschädigt	48° 33,594, 9° 08,741
8	Kirchentellinsfurt	Schlierbach, alte B297	H120-130 B30-35 T20- 25	gut, vollständig erhalten, Jahreszahl gut erhalten „1443“	48° 32,715, 9° 09,030
9	Kirchentellinsfurt	An der Schönbuchsteige		Verschollen (mit Jahreszahl 1492)	
10	Kirchentellinsfurt	Poppesloch		verschollen	

¹⁴ Schöck (wie Anm. 2), S. 8.



Schlüsselstein Nr. 6 an der Unterämmler Allee.

Anzahl von Schlüsselsteinen – vorläufiges Fazit

Offen bleibt die Frage, wie viele Schlüsselsteine es ursprünglich waren. Weder aus der Beschreibung noch aus dem vorhandenen Kartenmaterial lässt sich ein direkter Rückschluss auf die Anzahl der ursprünglich aufgestellten Schlüsselsteine ziehen.

Bei der 1492 gefertigten Grenzbeschreibung fällt auf, dass nicht sämtliche „marckstaine“ erwähnt wurden. An der nordwestlichen und nordöstlichen Ecke ist jeweils lediglich ein einzelner Stein erwähnt. Im südlichen Verlauf wird „den marckstainen nach“ beschrieben, was auf jeden Fall auf mehrere Steine hindeutet. Mit den beiden Ecksteinen im Südwesten (Schlierbach) und Südosten („Poppelesloch“) sowie dem

Stein an der südlichen Spitze an der heutigen Steige zum Einsiedel wären es mindestens drei Steine. Der auf der historischen Karte von Kieser eingezeichnete mittlere Stein, der nicht eindeutig identifiziert werden kann, könnte auf weitere Steine hindeuten. Andererseits dürfte tatsächlich der Waldabschluss als Grenze gedient haben, was durch den recht geradlinigen bzw. eindeutigen Verlauf auch die großen Entfernungen zwischen den drei Steinen erklären würde. Letztlich muss offenbleiben, ob im südlichen Verlauf mehr als die drei bekannten Schlüsselsteine gestanden haben.

In den anderen Bereichen sind weder Hinweise auf weitere Schlüsselsteine vorhanden, noch lassen ungeklärte Umstände auf solche schließen oder vermuten.

Die Schlüsselsteine stehen dort, wo es zu einer Richtungsänderung beim Beginn oder beim Verlassen einer natürlichen Grenze kommt oder wo keine markanten Geländemerkmale vorhanden sind. Es ist denkbar, dass weitere Schlüsselsteine zur Verdeutlichung des Grenzverlaufs gesetzt worden sind und diese entweder noch unentdeckt oder in der Zwischenzeit verschollen sind. Dennoch darf angenommen werden, dass es sich bei den bislang bekannten Schlüsselsteinen wenn nicht um alle, so aber doch um die Mehrzahl der tatsächlich vorhandenen „marckstaine“ handelt.

Der Tuffsteinabbau in Gönningen

Margarete Blank-Mathieu

Vorbemerkung

Tuffstein entstand in allen Albtäälern, wo der aus dem Kalkstein gelöste Kalk an Quellhorizonten oder Wasserfällen zu Tage trat.¹ Die Bäche und Flösschen transportierten ihn weiter, und Erschütterung und Temperatur sorgten für die Ausfällung des Kalks, dessen Ablagerungen über Jahrtausende hinweg ein neues, festes Gestein entstehen ließen, den Tuffstein. Tuff² wird in der älteren Literatur und im Volksmund auch Quellenkalk oder Bachkalk genannt, damit ist seine Ausscheidung aus fließenden Gewässern charakterisiert. Die Bezeichnung Tuff stammt aus dem lateinischen „tofus“ (= Tuffstein). Daraus dürfte sich auch die mundartliche Bezeichnung im Schwäbischen „Daugstein“ oder „Dauchstein“ entwickelt haben.³

Wer in Gönningen aufgewachsen ist, für den sind Gebäude aus Tuffstein nichts Besonderes. Als die Verfasserin 1973 nach Gönningen in ein Haus aus Kunsttuffsteinen zog, war dies ein erster Anlass, sich für dieses Baumaterial zu interessieren. Ob in Gönningen, Reutlingen oder in Pfullingen, stets traf man auf Gebäude aus Tuffsteinen.

Die weitere Erkundung erfolgte im Rahmen der Leitung der Volkshochschule in Gönningen in den 1980er-Jahren. In einer „Geschichtswerkstatt“ wurde sowohl der interessanten Ortsgeschichte als auch der Geschichte des Tuffsteinabbaus nachgegangen. Da zu dieser Zeit Bertha Schwarz, eine Tochter des ehemaligen Tuffsteinwerkbesitzers, über 90-jährig noch lebte, lag es nahe, mit ihr diese Geschichte aufzuarbeiten. Dies gelang nur teilweise, da viele Unterlagen des Tuffsteinwerks inzwischen verloren gegangen waren. Immerhin stellte sie die meisten Bilder, die über die Familiengeschichte

¹ Vgl. zuletzt Werner Grüninger: Das obere Wiesaztal – eine Kalktufflandschaft, in: RGB NF 42 (2003), S. 9–32.

² Manfred Gwinner ersetzte den Begriff „Tuff“ durch „Kalksinter“, der alle Ablagerungen von Kalk, so auch Tropfstein und Travertin, einschließt. Der Begriff „Tuff“ wird nur mehr für vulkanisch entstandenes Gestein benützt, vgl. Kalktuff, Farblichtbildreihe 27 zur Landeskunde von Baden-Württemberg, 1968, S. 7. In dieser Arbeit wird der Begriff Tuffstein jedoch weiterhin für den Stein verwendet, der sich aus dem an Wasserfällen und Bächen ausgefällten Kalk bildete.

³ Hermann Fischer: Schwäbisches Wörterbuch, Bd. 2, Sp. 106.

berichten, zur Verfügung. Zudem besaß Bertha Schwarz eine Bilddokumentation vieler Bauten aus Gönninger Tuff.

Eine weitere mündliche Quelle war der Enkel des Tuffsteinwerkgründers, Walter Schwarz, der bis zur Schließung im Tuffsteinwerk gearbeitet hatte. Zahlreiche Hinweise ergaben sich durch Gespräche mit Prof. Dr. Werner Grüninger, Dr. Margret Lachenmann, geb. Eisenstuck, Dr. Wilhelm Kinkelin und seinem Sohn Dr. Eberhard Kinkelin. Viele Interviews mit älteren Gönningern ergänzten die Informationen mit ihren Erinnerungen. Recherchen beim Reutlinger General-Anzeiger, im Bezirksamt Gönningen, im Stadtarchiv sowie im Stadtplanungsamt sorgten mit der einschlägigen Literatur für eine überprüfbare, wissenschaftliche Grundlage.

Zur Geschichte des Tuffabbaus in Gönningen

Die Besonderheit des Tuffsteinabbaus in Gönningen

Anders als in den meisten Albtäälern, wo Kalktuff abgebaut wurde, geschah dies auf Gönninger Gemarkung zunächst nur bei Bedarf und allein zur örtlichen Nutzung. Eine Tuffsteinindustrie oder gewerblich betriebene Steinbrüche gab es hier erst nach der Entstehung des Tuffsteinwerks von Wilhelm Schwarz am Anfang des 20. Jahrhunderts. Zu dieser Zeit waren die Tuffsteinvorkommen in den Tälern von Echaz, Erms und anderen Albflüsschen größtenteils ausgebeutet. Da nun aber bereits mit Maschineneinsatz gearbeitet werden konnte, bedeutete dies in Gönningen eine andere Art des Abbaus und der Verarbeitung: So wurde in weniger als 70 Jahren das in ca. 10 000 Jahren gewachsene Tuffsteinvorkommen in Gönningen vollständig abgebaut.

Die vor ca. 10 000 Jahren einsetzende Warmzeit begünstigte die Bildung von Tuffstein.⁴ Im oberen Tal aufgefundene Spuren eiszeitlicher Wisentknochen belegen, dass bereits zu dieser Zeit Tuffe gebildet wurden.⁵ Über die Besiedelung des Wiesaztales in der Bronzezeit ist uns kaum etwas bekannt. Jedoch fand man 1951 beim oberen Tuffsteinwerk vier Flachgräber aus jener Zeit. Daraus geht hervor, dass seit der Bronzezeit bis zum Jahr 1950 die Tuffschicht im Gewann Mühlwiesen um 2,5 m angewachsen war.⁶ Kinkelin meint, dass dort, wo die Gräber gefunden wurden, wohl auch die „bronzezeitlichen

⁴ Manfred Frank: *Technologische Geologie der Bodenschätze Württembergs*, Stuttgart 1949, S. 234 ff.

⁵ Wilhelm Kinkelin (Hrsg.): *Gönninger Heimatbuch*, Gönningen 1952, S. 6.

⁶ *Fundberichte aus Schwaben NF 11/12 (1938/51)*, S. 27–28; Claus Oeftiger: *Katalog der vor- und frühgeschichtlichen Fundstätten*, Beiheft zu: *Der Landkreis Reutlingen*, hrsg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Reutlingen, Sigmaringen 1997, S. 58.



Abb. 1: Die Familie Randecker 1912 beim Abbau von „Schmucksteinen“.

Mühlbronner“ ihre Wohnungen gehabt hätten.⁷ Genaue Daten über den Anfang des Abbaus von Kalktuff zu nennen ist nicht möglich. Man kann davon ausgehen, dass die Stöffelburg im 12. Jahrhundert eine der ersten größeren Bauwerke aus Tuffstein war. Dort wurden Tuffsteinquader in größerem Umfang verbaut.⁸

Abbau auf handwerkliche Weise

Ein Werksprospekt der Firma Schwarz aus dem Jahr 1913 erläutert die Vorteile des Tuffs folgendermaßen: „Tuffsteine sind Hartkalke. Zwar sind sie stark porös, jedoch auch außerordentlich wetterbeständig und frostsicher. Umweltverschmutzung, Industrie- und Rauchabgase in der Luft, die Gebäuden oft schwerste Schäden zufügen, können ihnen kaum etwas anhaben. Im bergfrischen Zustand ist der Kalktuff jedoch noch so weich, dass er mit Handblattsägen und Beilen bearbeitet werden kann. Der Tuffstein ist anderen

⁷ Wie Anm. 5.

⁸ S. dazu Konrad Albert Koch: Die Stöffelburg und Gönningen, in: Blätter des Schwäbischen Albvereins 43 (1931), Sp. 98–100; Walter Haas: Die Stöffelburg, in: Die Gönninger. „Ein Völklein frisch-belebt“. Geschichte und Gegenwart eines Reutlinger Stadtbezirks, hrsg. vom Stadtarchiv Reutlingen, Reutlingen 1992, S. 35–37.

Natursteinen gegenüber verhältnismäßig leicht, da er viele Hohlräume aufweist. Zugleich isoliert die Luft in diesen Hohlräumen, weshalb ein Tuffsteinhaus nicht verputzt zu werden braucht. Das Mauerwerk bleibt stets trocken. Gegen Salpeterbildung zeigt sich Tuffstein widerstandsfähig.“⁹

Da der Kalktuff ein sehr poröses Gestein ist, musste jeder einzelne Quader sorgfältig aus dem Bruch gelöst werden. Dies geschah entweder mit der sogenannten Krählhau, mit der die Steinquader aus der Wand gelöst wurden; vielfach verwendete man auch mehrere Keile, die in vorgezeichnete Linien mit einem Holzschlegel in das Gestein gehauen wurden. Dadurch konnten größere Tuffsteinbrocken aus dem Bruch gelöst werden. An Ort und Stelle wurden diese entweder zu Quadern von 80 cm Länge, 30 cm Breite und 30 cm Höhe (Quader 1/1), oder von 40 cm Länge, 30 cm Breite und 30 cm Höhe (Halbquader) verarbeitet. Die Maßeinheit, nach welcher der Tuffstein bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges verarbeitet wurde, war 1 Schuh (1 Schuh = ca. 28,5 cm, 3,5 Schuh = ca. 1 m).¹⁰

Das im bergfeuchten Zustand weiche und leicht zu bearbeitende Gestein konnte auch mit einer Handblattsäge, die von zwei Personen bedient wurde, und mit einfachen Beilen zugerichtet werden. Transportiert wurden die fertigen Steine mit einer primitiven Holzbahre, auf der jeweils ein Quader nach dem anderen weggetragen wurde¹¹. Mit einem einfachen Aufzug konnte man diese Quader auf die Holzbahre heben.

In den Steinbrüchen des Echaztales arbeiteten meistens sechs bis acht Personen in Zweiergruppen zusammen. Jede Steinbrecherguppe war auf die Mitarbeit der anderen angewiesen, da sie im Voraus nie wusste, ob sie ihren Auftrag alleine ausführen konnte. In jedem Steinbruch konnte nämlich immer wieder eine Höhle oder eine lockere Tuffandschicht zum Vorschein kommen, so dass andere Steinbrecher aus den Brüchen, die häufig in unmittelbarer Nähe lagen, aushelfen mussten.

In Seeburg wurde das Steinbrechergewerbe fast ausschließlich hauptberuflich betrieben, in Honau arbeitete man nach Feierabend in den Steinbrüchen. Seeburger Kalktuff war im 19. und am Beginn des 20. Jahrhunderts in ganz Süddeutschland bekannt. Im Echaz- und Ermstal und auch im Wiesaztal wurde der Kalktuff größtenteils von Privatleuten abgebaut und war deshalb von geringerer wirtschaftlicher Bedeutung für die Gemeinden. Das galt vor allem für den Abbau im Wiesaztal. Die Gönninger Bevölkerung lebte größtenteils vom Samenhandel und betrieb in der Regel noch ein Handwerk, eine

⁹ Werksprospekt vom 12. Sept. 1913, S. 6 ff., Privatbesitz.

¹⁰ Karl-Heinz Schmid, Armin Stirn, Magda Ziegler: Die Olgahöhle in Honau (Abhandlungen zur Karst- und Höhlenkunde, Reihe A, Heft 7), München 1972, S. 44.

¹¹ Siehe auch L. Oettinger: Seeburg im Ermstal, in: Blätter des Schwäbischen Albvereins 23 (1911), Sp. 1–8, hier (Sp. 5) findet man auch ein Bild des Tuffsteinwerkes von „Postmeister Oettinger“.

Gastwirtschaft oder eine Landwirtschaft.¹² Deshalb war die schwere Arbeit in den Steinbrüchen lediglich dem Eigenbedarf vorbehalten. In gemeindeeigenen und in den sogenannten „Bauernsteinbrüchen“, von denen sich kaum etwas in den Quellen findet, wurde bei Bedarf die nötige Menge Tuffstein gebrochen. Gisela Henzler berichtet über zwei Familien, die in Gönningen Steinbrüche besaßen: „Hier erfolgte der Abbau von zwei Seiten in den sogenannten „Bauernsteinbrüchen“. Oben im Tal brachen die Genkinger ihre Steine, weiter unten die Gönninger. In Genkingen war es besonders die Familie Bahn Müller, die hier abbaute. Von Gönninger Seite war es die Familie Randecker.“¹³

Karl-Heinz Schmid berichtet, wie auf einer Kalktuffbarre ein Wohnhaus entstand: „Zum Bau eines neuen Hauses benützte man Tuffsteinquader, die man aus dem Kellergeschoss herausgebrochen hatte, gleich für die Außenwände des Hauses. Dies brachte für den Bauherrn natürlich viele Vorteile, und aus diesem Grund war das Baugelände auf der Kalktuffbarre auch sehr begehrt.“¹⁴

So entstanden viele Häuser in Gönningen unter Verwendung von Tuffstein. Man nahm für das Sockelmauerwerk Tuffsteinquader, während die darüber liegenden Stockwerke in traditioneller Fachwerkbauweise entstanden. Die Gefache wurden dann mit Tuffbrocken ausgemauert und verputzt. Dies sieht man heute noch an alten Gebäuden oder bei Abbruchhäusern.

Heute noch sichtbare, eindruckliche Tuffsteinbauten sind Kirche, Schule und Rathaus. Die evangelische Kirche Peter und Paul wurde 1842–1844 errichtet. Hierzu liegt uns ein Bericht von Johann Martin Merz, Samenhändler aus Gönningen, von 1865 vor, der unter anderem schreibt: „[...] auch habe ich zu unserem Kirchenbau einen ganzen Sommer ununterbrochen im Tuffsteinbruch bei der Talmühle unverdrossen gearbeitet, obgleich es mir schwer ging, denn ich war ja noch jung.“¹⁵ Daher wissen wir, dass die Steine für die Gönninger Kirche aus dem obersten Bruch gebrochen wurden, von dem vermutet wird, dass er eigens zum Bau der Kirche angelegt wurde. Er ist heute noch hinter der Talmühle Richtung Genkingen zu sehen.

Der Bau des neuen Schulhauses 1867 erfolgte vollständig mit Tuffsteinen.¹⁶ Als schließlich das alte Rathaus baufällig wurde, beschloss der Gemeinderat, dieses abzureißen und den Ortskern um einen weiteren Neubau aus Naturtuffsteinen zu bereichern. Das neue Rathaus, das 1910 eingeweiht wurde, fügt sich gut zu den vorhandenen Tuffsteinbauten Schule und Kirche.

¹² Vgl. dazu: Die Gönninger (wie Anm. 8).

¹³ Gisela Henzler: Der Kalktuff im Wiesaztal (Schwäbische Alb), in: Mitteilungen Verband Dt. Höhlen- und Karstforscher 20 (1974), Nr. 1, S. 1–6.

¹⁴ Wie Anm. 10.

¹⁵ Bericht des Samenhändlers J. M. Merz, handschriftlich 1865 (Abschrift liegt der Verfasserin vor).

¹⁶ Heinz Reiff: Schulgeschichte, Schulhäuser, in: Die Gönninger (wie Anm. 8), S. 181–183.



Abb. 2: Schulhausneubau 1910.



Abb. 3: Wilhelm Schwarz (1874-1964).

Bis 1910 wurden sämtliche Bausteine aus Tuff in herkömmlicher handwerklicher Weise gewonnen. Das änderte sich erst, als Wilhelm Schwarz die Bauernsteinbrüche aufkaufte, um nach und nach eine Tuffsteinindustrie in Gönningen aufzubauen.

Das Tuffsteinwerk von Wilhelm Schwarz

Die Herkunft des Unternehmers

Wilhelm Schwarz wurde als fünftes von zwölf Kindern der Eheleute Johannes und Wilhelmine Schwarz, geb. Dinkel am 30. März 1874 in Pfullingen geboren. Sein Vater hatte eine Schafzucht auf der Honauer Heide. Nach einer Lehre als Zimmermann und der Gesellenprüfung ging er, wie es damals üblich war, erst einmal „auf die Walz“. In der Schweiz machte er seine Meisterprüfung. 1896 gründete er ein Baugeschäft in Pfullingen. Die Häuser plante er in traditioneller Fachwerkbauweise. Mit seinen Gewinnen errichtete er in Unterhausen ein Schotterwerk. Dieses stattete er mit einer dem Abbau dienenden „Bremsberganlage“ und Aufbereitungsmaschinen aus.

Immer wieder hielt er nach lukrativen Ideen Ausschau, um seinen Betrieb zu erweitern. Beim Holzkauf auf der Gönninger Markung begegnete er dem fünf Jahre älteren Johannes Schrade, der dort ein Sägewerk betrieb.

Johannes Schrade, Tüftler und Ratgeber¹⁷

Johannes Schrade, 1869 in Willmandingen geboren, hatte in Dußlingen Mühlenmechanik gelernt, seine Frau Katharine Möck aus Tettngang stammte aus einem Bauernhof. Zunächst betrieb er mit ihr die Landwirtschaft seiner Schwiegereltern, bis er 1896 das Sägewerk in Gönningen kaufte. Schrade besaß mehrere Patente und war bekannt dafür, dass er ständig an etwas herumtüftelte.

Kleine unscheinbare Begebenheiten sind oft von entscheidender Bedeutung. So war dies auch hier der Fall, als Wilhelm Schwarz beim Holzkauf mit Johannes Schrade ins Gespräch kam. Bei der Besichtigung von dessen aus Tuffstein erbautem Haus kam Schwarz auf den Gedanken, Häuser nicht wie herkömmlich aus Fachwerk, sondern ganz aus Stein zu bauen. Er verkaufte 1912 kurzerhand sein Schotterwerk in Unterhausen, um Bauernsteinbrüche in Gönningen aufkaufen zu können.¹⁸ Zu dieser Zeit war er 38 Jahre alt. Johannes Schrade war ihm beim Aufbau seines Betriebs nicht nur anfangs behilflich, indem er seine eigenen Erfahrungen beim Bau seines Hauses weitergab, sondern weit darüber hinaus.

Wilhelm Schwarz hatte zwei Söhne, Schrade dagegen zwei Töchter. So begab es sich, dass die Tochter Marie den Sohn Wilhelm heiratete und die Verbindung der Familien Schwarz und Schrade dadurch auch eine verwandtschaftliche wurde.¹⁹

Johannes Schrade, der als guter Geist des Schwarz'schen Unternehmens gelten kann, war lieber als Mühlenmechaniker und „Erfinder“ aller möglichen Geräte tätig, als sich um sein Sägewerk zu kümmern. Dies war für seine Ehefrau nicht immer leicht. Sie beklagte sich häufig, dass Johannes Schrade seine Arbeit im Sägewerk zugunsten seines „Hobbys“, der Erfindung verschiedener Maschinen – auch für das Tuffsteinwerk von Wilhelm Schwarz – vernachlässigte. Wilhelm Schwarz indessen kam dies sehr zustatten. Wenn ein Maschinenproblem bestand, so holte er kurzerhand seinen Nachbarn Schrade, der dann auch meist helfen konnte. Schwarz verdiente mit seinem Tuffsteinabbau gutes Geld, Johannes Schrade half ihm dabei unentgeltlich, was oft zu Spannungen innerhalb der Familie führte.²⁰

Auch die Idee, aus dem beim Tuffabbau entstandenen „Abfall“ mit Hilfe von Steinformen und Zement Kunststeine zu produzieren, kam von Johannes Schrade. Er experimentierte über Jahre mit Mischungen aus Tuffschroppen, Tuffsand und Portland-Zement, den er sich aus England in großen Fässern

¹⁷ Interview mit Walter und Wilhelm Schwarz (2001).

¹⁸ Interview mit Bertha Schwarz, Gammertingen 1986.

¹⁹ Wilhelm Schwarz jun. und Marie, geb. Schrade, hatten fünf Kinder. Nur dieser Familienzweig besteht bis heute, alle anderen Kinder von Wilhelm Schwarz sen. blieben kinderlos. Der einzige Sohn von Arthur Schwarz starb bereits im Kindesalter.

²⁰ Interview Walter Schwarz 2001.



Abb. 4: Arbeiter vor der neu erbauten Halle, 1913.

kommen ließ. Immer wieder fiel die daraus entstandene Mauer ein, bis er dahinterkam, dass man den Tuffsand zunächst waschen musste, um ihn von Feinteilen zu befreien, die im Winter durch den Frost aufquollen und dadurch den Stein zerbrechen ließen.

Wilhelm Schwarz konnte diese Erfindung dann auch bald in seinem Betrieb anwenden. In dem neben einer für den Tuffsand angelegten Schwemmgrube entstand ein Schwemmsteinwerk, das viele unterschiedliche Steinformen fertigen konnte. Ob Schrade auch bei der unternehmerischen Umsetzung beteiligt war, ist nicht mehr nachzuvollziehen. Aber sicher wurde er zur Beratung immer wieder herangezogen. 1919 verkaufte Schrade sein Sägewerk und erbaute gegenüber sein neues Wohn- und Geschäftshaus.²¹

Gründung und erste Jahre des Tuffsteinwerkes

Wilhelm Schwarz begann sein Werk mit einer großen, offenen Halle. Vom ersten Arbeitstag hat sich ein Foto mit dem handschriftlichen Vermerk erhalten:

²¹ Wiesazbote Nr. 141, vom 13. 9. 1919, S. 1: „Das Sägewerk Joh. Schrade hier ging durch Kauf an Jak. Burkhardt von Wallstadt O. A. Freudenstadt über. Dem von J. Schrade zur Blüte gebrachten Sägewerk gedenkt der neue Besitzer eine Holzhandlung anzugliedern [...] Links der Genkinger Straße, gegenüber dem Sägewerk, erbaut J. Schrade ein neues Wohn- und Geschäftshaus.“



Abb. 5: Die Schrade'sche Felsensäge.



Abb. 6: Das erste Werk, um 1913.

„Tuffsteinfabrik von W. Schwarz. Hier unsere Steinsäge ligt im Hintergrund. Wir waren eben mit den Weichen beschäftigt, als der Photograph kam, heute war das Geschäft das erste mal im Gang. Mit höflichem Gruß Gottlieb, Gönningen, den 17. Juli 1913“ (*Abb. 4*).²²

Den Abbau von Tuffstein betrieb Schwarz zunächst in herkömmlicher Weise, setzte aber nach und nach immer mehr Maschinen ein, bei deren Beschaffung und Wartung Johannes Schrade mithalf. Dies galt besonders bei der wichtigsten Abbaumaschine, der sogenannten Schrade'schen Felsensäge, die er selbst entwickelt hatte.

Hatte er zunächst seine Maschinen mit Dieselmotoren betrieben, so nützte er bald die Wasserkraft der Wiesaz aus, um mit Turbinen seinen eigenen Strom zu erzeugen. Wilhelm Schwarz hatte bald eine kleine ansehnliche Tuffsteinfabrik aufgebaut. Im selben Jahr pries er seine Werkstoffe in einem 16-seitigen Prospekt an.²³

Ein Baugesuch vom Februar 1913 zeigt, dass Schwarz den Tuffsteinabbau von Anfang an in größerem Stil betreiben wollte. Schwarz beantragte hier den Bau eines Schuppens im Gewann Sand in einer Größe von 6 × 4 m mit einem Abortanbau.²⁴ Der Lageplan weist eine große Fläche als Besitz von Wilhelm Schwarz aus. Er verfügte über sämtliche Grundstücke von der Straße nach Genkingen bis weit über die Wiesaz hinaus. Auch alle anliegenden Grundstücke waren bei künftigen Bauanträgen stets Eigentum von Wilhelm Schwarz, so dass keine Einwände der Anlieger berücksichtigt werden mussten. Die Baugenehmigungen wurden rasch und unbürokratisch erteilt.

Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges 1914 kam das Werk allerdings bereits wieder zum Stillstand. Wilhelm Schwarz und fast die ganze Belegschaft wurden eingezogen. Zu allem Unglück zerstörte ein Brand 1915 das erste Werk. Doch Schwarz gab nicht auf. Er erreichte eine Freistellung vom Heeresdienst und kehrte zunächst zum Holzhandel zurück. Damit erwarb er sich die Mittel für den Wiederaufbau des Werks.

Der Ausbau des Werks bis 1937

Im April 1919 wiederholte er unter Vorlage der Pläne von 1914 seinen Antrag auf Bau eines Schuppens „an Stelle des abgebrannten Werks.“²⁵

Im gleichen Jahr plante Schwarz auch den Bau eines Zementwerks. Aus welchen Gründen er diesen Gedanken dann fallen ließ, ist nicht bekannt.²⁶ Zu

²² Heimatmuseum Reutlingen, Fotosammlung Nr. L 1994/46.

²³ Wie Anm. 9.

²⁴ Stadt Reutlingen, Bürgerbüro Bauen, Tuffsteinwerk.

²⁵ Bezirksamt Gönningen, „Archiv Tuffsteinwerk“.

²⁶ Interview mit Bertha Schwarz, 1986. Schon von 1905 liegt ein Gutachten zum Bau eines Kalkwerks auf Gönninger Gemarkung vor.

dieser Zeit setzte auch die Herstellung von Kunststeinen ein. Auf deren Produktion lässt ein Schreiben an die Gemeinde Gönningen vom 3. 11. 1919 schließen. Schwarz bat darin um Stumpenholz, da „Kohlen zur Zeit nicht erhältlich sind“.²⁷ Vermutlich mussten die Hallen, in denen diese Steine hergestellt wurden, im Winter beheizt werden.

In einer Genehmigungsurkunde vom 30. März 1920 taucht das erste Mal in den Akten ein Wasserkraftwerk des Wilhelm Schwarz, „Leichtsteinfabrikant in Gönningen“, auf.²⁸ 1932 stellte er erneut einen Antrag auf den Bau eines neuen Wasserkraftwerks 2,5 km oberhalb des bestehenden (T 39).²⁹ Die Unterlagen zeigen, wie schwierig es war, die Bedürfnisse der anliegenden Grundstückseigentümer und die Bedenken des Landwirtschaftsamtes wegen des Fischbestands der Wiesaz zu berücksichtigen. Zudem bekamen die Betreiber der Wasserkraftwerke unterhalb der Anlage(n) von Wilhelm Schwarz in trockenen Sommern offenbar Probleme, ihre Triebwerke mit ausreichend Wasser zu versorgen. Immer wieder kam es deshalb zu Streitigkeiten.

Den Fortgang des Unternehmens dokumentiert der Antrag von Schwarz aus dem Jahr 1928 auf Verlegung des Mutterbettes der Wiesaz, um die vollständige Ausbeutung der Tufflage zu ermöglichen.³⁰

Herstellung von Kunsttuffstein

Die Herstellung von Kunsttuffstein, den sogenannten Schwemmtuffsteinen, wurde wohl bald danach in industriemäßigen Mengen aufgenommen. In einem 1928/29 entstandenen Katalog wird vorwiegend auf den Schwemmtuffstein hingewiesen. Um günstige Frachttarife beim Bahntransport zu erreichen, wandte sich Schwarz im Juni 1926 an den Landtagsabgeordneten Adolf



Abb. 7: Wiederaufbau des Werkes, vermutlich 1919.

²⁷ StadtA Rt, GA Gönningen, Nr. 267; 3. 11. 1919.

²⁸ StadtA Rt, GA Gönningen, T 39, Nr. 266.

²⁹ Ebd. Die Genehmigung erfolgte 1938.

³⁰ Bezirksamt Gönningen, „Archiv Tuffsteinwerk“.

Scheef.³¹ Scheef sagte Schwarz seine Unterstützung zu, um eine Ermäßigung des Nebenbahnzuschlags für den Transport von und nach Gönningen zu erreichen. Außerdem konnte Schwarz mit der Unterstützung der Behörden rechnen, die an der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit interessiert waren.

Der Erfolg des Baumaterials wird durch vielerlei Empfehlungsschreiben deutlich. So bestätigte das Stadtbauamt Pfullingen dem für Wohnungsbauten des dortigen Siedlungsvereins von 1919 bis 1923 bezogenen Tuffsteinmaterial eine hervorragende Eignung. 1928 bekundete das städtische Hochbauamt Reutlingen: „Die Stadtgemeinde Reutlingen hat für die Wohngebäude an der Heine- und an der Hindenburgstraße, zusammen 4 Doppelwohngebäude und 3 einfache Wohngebäude, für die Umfassungswände die sogen. Kunsttuffsteine vom Tuffsteinwerk Gönningen verwendet. Die Kunsttuffsteine wurden im Äußern nicht verputzt, sondern nur die Ansichtsflächen überarbeitet und weiß ausgefugt: man hat damit eine sehr gute Wirkung erzielt. Nachteiliges wurde bis heute durch die Verwendung der Steine nicht festgestellt.“ Auch Stadtbaumeister Haug in Tübingen, Wilhelm Striebel, Güterbeförderung Pfullingen, und Architekt Witzgall aus Reutlingen erklärten ihre Zufriedenheit mit dem Baumaterial. 1928 verließen das Werk täglich bis zu 70 m³ dieses Kunststeins.³²

Den Erfolg des Tuffsteinwerks belegt auch ein Sonderdruck der Bauzeitung vom 7. Juni 1930: „Im tuffreichen Talgrund der Wiesaz an der Straße Gönningen–Genkingen liegt ein Tuffwerk. Gönningen ist die Endstation der Nebenbahn Reutlingen–Gönningen.

Schon bei der Gründung im Jahre 1912 [!] wurde Weitsicht und Großzügigkeit an den Tag gelegt. Maschinelle Förderung und Bearbeitung der Steine sowie Verwertung des Abfallmaterials waren die hauptsächlichsten Aufgaben, welchen man sich widmete. Das Werk hatte in den verflossenen Jahren schwere Kämpfe zu bestehen. Trotz aller Hemmungen hat es für die Bauindustrie Bedeutendes geleistet. Nicht allein durch die maschinelle Gewinnung und Verbilligung der Natursteine, sondern auch durch die Erzeugung seiner bekannten Schwemmtuffsteine hat sich das Werk einen Namen gemacht. [...] Nicht nur in den Städten Reutlingen, Tübingen und Umgebung, wo ganze Straßenzüge von diesem Material Zeugnis geben, wird der Schwemmtuffstein gerne verwendet, sondern bis auf Entfernungen von 70 und 80 km wird dieser Stein verfrachtet.“³³

³¹ StadtA Rt, GA Gönningen, Nr. 267.

³² Angaben von Bertha Schwarz.

³³ Neuzeitliche Baustoffe, Sonderdruck aus: Die Bauzeitung, Nr. 23 vom 7. 6. 1930.

Staatliche Unterstützungsmaßnahmen für den weiteren Ausbau des Werks

Die Weltwirtschaftskrise sorgte für einen drastischen Einbruch der Baukonjunktur, so dass sich Schwarz trotz aller Erfolge intensiv um Aufträge bemühen musste. Dabei versicherte er sich der Unterstützung durch die Gemeinde. In einem Schreiben des Bürgermeisteramts Gönningen an das Wirtschaftsministerium in Stuttgart vom 8. Dezember 1933 wird deutlich, dass man auf öffentliche Baumaßnahmen setzte, um Arbeitsplätze in Gönningen zu erhalten: „Wie wir Ihnen mit unserem Schreiben vom 18. v.M. mitteilten, ist die wirtschaftliche Lage der Gemeinde Gönningen ganz außerordentlich schlecht. Durch die Unterbindung des Samenhandels seitens der Behörden sind, wie wir Ihnen schon mitteilten, weitere Leute arbeitslos und müssen infolgedessen eine andere Existenzmöglichkeit suchen. [...] Das Tuffsteinwerk Gönningen, ein größeres Unternehmen am Platze, würde uns die Möglichkeit geben, die Arbeitslosigkeit ganz gewaltig herabzusetzen, aber das Werk ist auch nur teilweise beschäftigt. Wenn das Werk mit genügend Aufträgen versehen würde, so wäre die Möglichkeit der restlosen Beseitigung der Arbeitslosigkeit am Platze. [...]“³⁴

Ein weiterer Hilferuf der Gemeinde an das Wirtschaftsministerium verdeutlicht die bedrängte Lage der Gemeinde Gönningen: „Der Samenhandel hat hier seit Generationen seinen Sitz und brachte nicht nur Brot sondern Wohlstand vor dem Krieg und bis 1928. Seither langsamer, sicherer Rückgang. Insbesondere wegen der Not der Landwirtschaft. [...] Für eine größere Industrie ist die geogr. Lage nicht gerade günstig. Das Gewerbekataster von insgesamt 74 000 M verteilt sich heute wie folgt: Samenhandel 70 %, Industrie 16 %, Handel und Gewerbe 14 %. [...] In vielen Häusern herrscht bitterste Armut. [...] Eine Möglichkeit bestünde u. E., die Lage zu bessern. Seit dem Jahre 1913 ist hier ein Tuffsteinwerk, das unter seinem jetzigen Inhaber zu schöner Blüte kam. Es werden gegenwärtig ca. 45 Arbeiter beschäftigt. [...] Bisher musste der Betrieb den Winter über jeweils geschlossen werden. Die Kälte machte ein Arbeiten unmöglich. Die ganze Belegschaft kam auf Monate zur Entlassung. Dies steht auch heuer bevor. Es lässt sich diese Massnahme vermeiden, wenn das Werk seine seither teilweise offenen Arbeits- u. Lager Räume nach aussen abschliessen und heizbar machen würde. Technisch keine Unmöglichkeit. Durch Anbau einer großen Halle, die denselben Erfordernissen entsprechen müsste, wäre es möglich, die Produktion zu steigern und einen Dauerbetrieb zu unterhalten. [...] Dass der Absatz der Erzeugnisse nicht stocken sondern steigen wird ist unzweifelhaft. Bei Ausführung der Bauarbeit wäre das Baugewerbe angekurbelt [...] In den letzten Jahren hat er [Wilhelm Schwarz, Anm. der Verf.] viel Geld für Verbesserungen aller Art im

³⁴ StadtA Rt, GA Gönningen, Nr. 267.



Abb. 8: Das Tuffsteinwerk nach dem Zweiten Weltkrieg.

Betrieb investiert. Durch die allg. Wirtschaftslage ist er gezwungen, seiner Kundschaft lange Zahlungsfristen einzuräumen. Es fehlt ihm deshalb das nötige flüssige Kapital. Garantie für ein Darlehen usw. böte der gut fundierte Betrieb, der einen hohen Wert hat.“³⁵

Verschiedene anstehende staatliche Baumaßnahmen werden in der Folge vorgeschlagen, darunter etwa Kasernenbauvorhaben in Tübingen.³⁶ Die Bitten scheinen nicht vergebens gewesen zu sein, denn in der Folge besserte sich die Beschäftigungslage tatsächlich, nicht zuletzt dank öffentlicher Aufträge.

Weitere Werksgründungen von Wilhelm Schwarz

Angesichts der regeren Nachfrage versuchte Schwarz in dieser Zeit durch neue Werksgründungen weitere Tuffsteinvorkommen zu erschließen und seine Palette an Baustoffen zu erweitern. In Dießen bei Horb baute er eisenhaltigen Tuff ab, der eine interessante rot gefärbte Oberfläche besitzt und zu-

³⁵ StadtA Rt, GA Gönningen, Nr. 267.

³⁶ Ebd.

dem wegen seiner hohen Druckfestigkeit von 850 kp/cm² für viele Arbeiten besonders geschätzt war.

Im Bäratal (Gemeinde Bärenthal³⁷) bei Beuron und in Oberifflingen im Schwarzwald entstanden weitere Betriebe. Bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges wurden Tuffsteinvorräte in Honau abgebaut. Auch aus Urach bezog Wilhelm Schwarz Tuffstein, der im Gönninger Werk verarbeitet wurde.

Die geplante Errichtung eines Marmorwerkes in der Wachau (Niederösterreich), es handelte sich um einen Marmorbruch mit schwarz-weißem Material, wurde durch den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges verhindert. Die Maschinen waren bereits geliefert und die Produktion hatte schon begonnen.³⁸

Aufträge in der NS-Zeit

Die Wertschätzung des Gönninger Tuffs in den 1930er-Jahren verdeutlicht ein Beitrag des Reutlinger Tagblatts vom 22. Februar 1936,³⁹ der von einem Besuch in den Tuffsteinwerken der Firma Schwarz berichtet. In blumigen Worten wird die „gar lieblich gelegene Gemeinde“ als weltbekanntes Samenhändlerdorf geschildert, das nun allerdings noch ein Produkt hat, das „auch hinauszieht, das ganze Jahr über, um seiner Gemeinde die gleiche Ehre zu machen“, der „Gönninger Kalktuff“ nämlich. Über die Verwendung bei prominenten Bauvorhaben des NS-Staates heißt es hier: „... Wir haben gesehen und gehört, dass die Gönninger Tuffsteinwerke einen bedeutsamen wirtschaftlichen Faktor für den ganzen Bezirk Gönningen darstellen, dass dort bis zu hundert Männer von Gönningen und den umliegenden Gemeinden ihr Brot verdienen, dass der Gönninger Kalktuff mitunter weite Wege zurücklegt bis er an seinen letzten Bestimmungsorten anlangt (gegenwärtig sind Lieferungen für die Berliner Olympiade – Führertribüne im Reichssportfeld und Schwimmstadion –, für die Reichsautobahnen an der Schwäb. Alb, für Privatbauten des Stellvertreters des Führers in München usw. in Arbeit), und dass aufs Ganze gesehen, prächtige Tuffsteinbauwerke aus Gönningen im ganzen deutschen Vaterland auch den Ruhm derer verkünden, die in der Bausteinwirtschaft als Betriebsführer oder als Arbeiter ihre Pflicht dem Volksganzen gegenüber erfüllen.“

Unter anderem an Behördenbauten im Land kam das Material aus dem Wiesatzal zur Anwendung. Am Portal des Kreisgebäudes in Göppingen etwa

³⁷ In einem Brief von Wilhelm Beck, Tuffsteinproduzent aus Bärenthal, vom 16. 1. 1990 heißt es: „Ich habe den Tuffsteinbruch von meinem Vater übernommen und diesen vor einigen Jahren wieder eröffnet. Der Bruch der Fa. Schwarz ist geschlossen.“

³⁸ Angaben der Familie Schwarz.

³⁹ Reutlinger Tagblatt Nr. 44 vom 22. Februar 1936.

wurde ein Kunstwerk aus Kalktuff geschaffen, in Reutlingen erhielt die Fassade des Krankenkassengebäudes (AOK) Kalktuffverblendplatten. Der „Bauboom“ der NS-Zeit verbesserte nicht nur die Lage des Tuffsteinwerkes, sondern sorgte sogar für einen Mangel an Arbeitskräften, wie aus einem Schreiben des Arbeitsamtes Reutlingen an das Württembergische Wirtschaftsministerium vom 17. Februar 1938 hervorgeht. Demnach bemühte man sich trotz Rückgangs beim Samenhandel oft vergeblich um Steinhauerlehrlinge. Als Grund wird angegeben, dass die arbeitssuchenden Leute aus dem Samenhandel in den umliegenden Dörfern genügend Arbeit finden würden, zudem schien die schwere Arbeit im Tuffsteinwerk nicht jedem zu liegen: „Ich glaube aber nicht, dass diese Händler, welche seit ihrer Jugend gewöhnt sind einen selbständigen Gewerbebetrieb auszuüben und in vielen Ländern herumzureisen, sich noch als tüchtige Fabrikarbeiter eignen werden. Ich habe festgestellt, dass bei dem Tuffwerk Gönningen, welches mit seinen Filialen etwa 100 Arbeiter beschäftigt, nur etwa 20 Arbeiter aus Gönningen tätig sind. Der Grund dafür dürfte darin liegen, dass der Gönninger an sich schwere und rauhe Hausarbeit nicht liebt. [...] Der größte Teil der Gönninger Arbeiter ist in Reutlingen und Gomaringen tätig. Die Wochenfahrt nach Reutlingen kostet RM 3,50. In Reutlingen werden immer noch gute Arbeitskräfte sowohl in der Metall- und Textilindustrie als auch in anderen Industrien gesucht. Wenn die Gönninger Samenhändler ernstlich den Willen haben, sich als Fabrikhilfsarbeiter über die Zeit von März bis Oktober einzusetzen, so stehen genügend offene Stellen in Reutlingen und Gomaringen zur Verfügung.“⁴⁰

Vom Arbeitskräftemangel war im Übrigen nicht nur das Werk von Wilhelm Schwarz betroffen. Auch die Kleidernäherei Schaal und Sautter suchte Näherinnen und ein ebenfalls im Ort angesiedeltes Pappenwerk meldete Bedarf an.⁴¹

Erweiterung der Werksanlagen 1937–1942

Schwarz erweiterte sein florierendes Unternehmen auch baulich. Ein Lageplan vom November 1937 zeigt den damaligen Bestand. Neben mehreren Lagerhallen verfügte das Werk über Steinpresse, Maschinenraum, Werkstatt, Motorenhaus, Kranbahn sowie über einen Maschinenraum für die Steinhauerei, ein Silo und einen „Gefolgschaftsraum“. Rings um das Werk lagen die Steinbrüche.⁴² Auf dem Werksgelände befand sich überdies das 1926 erbaute Wohnhaus von Wilhelm Schwarz.⁴³

⁴⁰ StadtA Rt, GA Gönningen, Nr. 267.

⁴¹ Ebd.

⁴² Stadt Reutlingen, Bürgerbüro Bauen, Tuffsteinwerk 1937.

1937 und 1938 kamen ein Unterstellraum für eine Werkslokomotive und weitere Lagerschuppen hinzu.⁴⁴ Einer davon stellte eine umfangreiche Baumaßnahme dar, die von der Familie Schwarz als „Bau der großen Halle“ bezeichnet wurde. Die Umfassungswände wurden mit Kunststoff, die Dachdeckung mit Falzziegel angegeben.⁴⁵ In diese 1938 fertiggestellte Halle sollten noch zwei Kamine und verschiedene Trennwände eingebaut werden.⁴⁶

Die Familie Schwarz

Das Tuffsteinwerk war ein Familienbetrieb von Wilhelm Schwarz. Der Firmengründer (3. 3. 1874–11. 11. 1964) hatte mit seiner Frau (Heirat am 18. 10. 1897) Elisabeth Barbara, geb. Gloeser (19. 7. 1973–18. 01. 1932), fünf Kinder.

1. Elise (27. 02. 1898–1979), verheiratete Schindler
Ihre Aufgaben im Tuffsteinwerk waren die Buchführung, die Organisation und die Abrechnung. Sie kümmerte sich auch um die pünktliche Bezahlung der Betriebsangehörigen. Sie hatten keine Kinder.
2. Wilhelm jun. (29. 3. 1899–1984), verheiratet mit Marie, geb. Schrade
Er war bis zur Einberufung zum Wehrdienst im Tuffsteinwerk beschäftigt. Da er aus dem Krieg als kranker Mann zurückkam, konnte er nur noch zeitweise arbeiten. Er hatte 5 Kinder, von denen Walter Schwarz bis zur Schließung im Tuffsteinwerk arbeitete.
3. Bertha (1. 10. 1902–1994), verheiratete Hermann
Sie versorgte den Haushalt und die kranke Mutter. Da sie alle Geschwister überlebte, übernahm sie die Auflösung des elterlichen Betriebs. Sie blieb kinderlos.
4. Arthur (3. 10. 1906–1982), verheiratet mit Herta, geb. Losen
Als Diplomingenieur hatte sein Vater große Pläne mit ihm. Allerdings klappte die Zusammenarbeit nicht gut. Er war 1936–1938 im Werk tätig und ging danach nach Berken-Enkheim. Sein einziger Sohn starb 1988.
5. Paul (im Kindesalter verstorben)

⁴³ Baujahr nach Aussage der Familie Schwarz. Bereits 1933 hatte Wilhelm Schwarz jedoch seinen Wohnsitz nach dem Tod seiner ersten Frau und seiner Wiederverheiratung nach Tübingen verlegt, wo er bis zu seinem Tod 1964 wohnte.

⁴⁴ Stadt Reutlingen, Bürgerbüro Bauen, Verzeichnis Bausachen 1937, Nr. 80, 348.

⁴⁵ Stadt Reutlingen, Bürgerbüro Bauen, Verzeichnis Bausachen 1937, Nr. 237.

⁴⁶ Stadt Reutlingen, Bürgerbüro Bauen, Verzeichnis Bausachen 1938/8. Halle Verzeichnis Bausachen 1938 Nr. 269.



Abb. 9: Im Gönninger Tuffsteinwerk wurde großer Wert auf eine gute Betriebsgemeinschaft gelegt. Zum „Tag der Arbeit“ am 1. Mai erschienen die Arbeiter mit einem geschmückten Firmenlastwagen.

Die Belegschaft

Die zuweilen 100 Arbeiter umfassende Belegschaft bestand aus Betriebsführer, Steinbrucharbeitern und von Zeit zu Zeit auch aus Steinmetzen und Künstlern. Ein „Betriebsführer“ lässt sich seit 1936 nachweisen. Namentlich bekannt ist Herr Fauß, der diese Tätigkeit viele Jahre ausübte.

Im Reutlinger Tagblatt vom Februar 1938 ist zu lesen: „Angenehm zu beobachten und zu hören war uns auch, dass die Gefolgschaft des Gönninger Tuffsteinwerks in einem schönen Verhältnis zur Betriebsführung steht und dass ihr ein Gefolgschaftsraum zu eigen ist. Die Begriffe um ‚Schönheit der Arbeit‘ haben auch dort ihren fruchtbringenden Niederschlag gefunden.“

Walter Schwarz berichtet von den vielen Betriebsausflügen, die damals nicht überall selbstverständlich waren: „Jedes Jahr durfte die Belegschaft mit der ganzen Familie an einem dreitägigen, völlig kostenlosen Ausflug teilnehmen. Meistens fuhr man mit drei Bussen. Einmal ging die Fahrt nach Oberstdorf, ein andermal an den Bodensee.“⁴⁷

⁴⁷ Interview Walter Schwarz.

Die meisten Arbeiter im Werk stammten aus den umliegenden Gemeinden, vor allem aus Undingen, Willmandingen, Genkingen und Öschingen. Nach den Erinnerungen der Familie Schwarz⁴⁸ waren dies häufig Bauern, die sich neben ihrer kleinen Landwirtschaft noch als Steinbrucharbeiter verdingten. Ihnen wurde auf Wunsch Baumaterial für ihre Häuser zur Verfügung gestellt, das sie in Raten abzahlen konnten. Wilhelm Schwarz vereinbarte auch individuelle Arbeitszeiten mit ihnen, wenn sie Zeit zur Bestellung oder Aberntung der Felder und Wiesen benötigten. Dennoch verlangte er vollen Arbeits-einsatz, bei dem es wegen der gefährvollen Arbeit auch häufig zu Unfällen kam. Aber auch hier soll er die Familien großzügig unterstützt haben.

Fremdarbeiter

Da nach Kriegsbeginn die gesamte Belegschaft nach und nach zur Wehrmacht eingezogen wurde – auch die Söhne von Wilhelm Schwarz, Artur und Wilhelm, mussten Kriegsdienst leisten – wurde die Produktivität des Werkes stark gebremst und konnte nur mit Hilfe von ausländischen Zwangsarbeitern aufrechterhalten werden. Auch die betriebseigenen Lastwagen mussten abgegeben werden.⁴⁹ So blieben zuletzt nur noch ein Lastwagen und ein Schlepper, die mit Holzgas betrieben wurden, übrig.⁵⁰

Der Neffe von Wilhelm Schwarz, Dr. Eberhard Kinkelin, der als junger Mann von 1942–1944 dort arbeitete, berichtet, dass er von den „Fremdarbeitern“ immer wieder mal etwas zum Essen zugesteckt bekam. Auch erinnert er sich an viele positive Begegnungen mit den Fremdarbeitern, die auf dem Werksgelände untergebracht und von Bertha Schwarz mit versorgt wurden.⁵¹ 1940 entstand ein weiterer „Gefolgschaftsraum“, der auch zur Unterbringung ausländischer Arbeitskräfte diente.⁵²

Zeitweise befanden sich auch Künstler und Steinmetze im Werk, die aus Tuffstein Kunstwerke herstellten, wie z. B. auch das Samenhändlerdenkmal in der evangelischen Kirche Peter und Paul in Gönningen.⁵³ Diese Arbeiten erforderten viel Geschick und eine glückliche Hand, da es vorkam, dass in dem vorgesehenen Tuffbrocken plötzlich etwas ausbrach und somit für die Arbeit unbrauchbar wurde.

⁴⁸ Interviews Bertha und Walter Schwarz.

⁴⁹ 1939 arbeiteten fünf Polen im Steinbruch, ab 1944 sind ca. 14 russische Arbeiter belegt, StadtA Rt, GA Gönningen, Nr. 465 f., 529.

⁵⁰ Interview Familie Schwarz.

⁵¹ Nach Angaben von Bertha Schwarz.

⁵² Stadt Reutlingen, Bürgerbüro Bauen, Bautagebuch Nr. 80/1940.

⁵³ Vgl. Klaus Kemmler: Das Samenhändlerdenkmal in der evangelischen Kirche von Gönningen. Die Geschichte des Denkmals von 1943: Briefe und Dokumente sowie Auszüge aus den Totenregistern von 1728 bis 1902, in: RGB NF 42 (2003), S. 213–288, hier: S. 213–253.

Das Werk nach dem Zweiten Weltkrieg

Nach dem Krieg musste Wilhelm Schwarz sein Werk wieder instand setzen, das durch eine halbjährige Militärbesetzung in Mitleidenschaft gezogen war. Die Währungsreform brachte 1948 die Entwertung des gesamten Betriebskapitals mit sich. Obwohl schon 67 Jahre alt, gab Wilhelm Schwarz sein Lebenswerk nicht auf. Die rege Nachfrage nach Baustoffen verschaffte dem Werk ausreichend Arbeit, so dass bald wieder Arbeitskräfte gesucht wurden.

1948 wandte sich das Arbeitsamt Reutlingen deswegen an das Bürgermeisteramt Gönningen und forderte die Gemeinde auf, für Heimatvertriebene Wohnraum zu schaffen. Anlass war eine in Ehestetten auf der Schwäbischen Alb untergebrachte „Flüchtlingsfamilie“, die zwar im Tuffsteinwerk Arbeit gefunden hätte, im Ort aber nicht untergebracht werden konnte.⁵⁴ Auch den Berichten von Zeitzeugen zufolge war eine ganze Anzahl von Heimatvertriebenen nach dem Krieg im Tuffsteinwerk beschäftigt gewesen. Eine vor diesem Hintergrund 1948 geplante Werkssiedlung mit 15 Häusern wurde jedoch nicht realisiert. Immerhin entstanden zwei Gebäude mit jeweils sechs Wohnungen für die Belegschaft.

Die Bauanträge dieser Jahre zeigen, dass das Tuffsteinwerk nun weiter ausgebaut wurde. Den wegen des Wiederaufbaus notwendigen Aufträgen konnte kaum nachgekommen werden. Zu Problemen mit der Militärregierung führte der Antrag auf die Errichtung eines Sprengstofflagers 1948.⁵⁵ 1949 setzte sich die Bautätigkeit fort. Ein Lagergebäude ersetzte einen auffälligen Schuppen, hinzu kam ein weiteres Silo sowie 1951 ein Belegschaftsgebäude.⁵⁶ Um konkurrenzfähig zu bleiben, wurde 1951 der Neubau eines Wohn- und Verwaltungsgebäudes zugunsten einer neuen Werksanlage zurückgestellt.⁵⁷ Weitere Bauanträge folgen in den Jahren 1955–1959.

Der Steinbruch gab immer weniger Material her, das bearbeitet werden konnte. Vor allem mangelte es an Natursteinen, während die Kunststeine noch in ausreichender Zahl hergestellt werden konnten. Auch in den weiteren Werken wurden immer weniger Steine gebrochen, so dass Wilhelm Schwarz erkennen musste, dass der Ausbau des Werkes nicht weiter vorangetrieben werden konnte. Dies betraf etwa das 1959 geplante Stempelhäuschen⁵⁸ ebenso wie die Werkstätte für Natursteinverarbeitung.

Noch einmal wird am 6. 11. 1963, von Wilhelm Schwarz persönlich unterschrieben, ein Baugesuch eingereicht. Es handelt sich hier um die Erstellung einer Trafostation in Werk II im Gewann Mühlwiesen. Die Genehmigung

⁵⁴ StadtA Rt, GA Gönningen, Nr. 267, Schreiben vom 10. 9. 1948.

⁵⁵ Stadt Reutlingen, Bürgerbüro Bauen, Baugenehmigungsantrag vom 24. 3. 1948.

⁵⁶ Stadt Reutlingen, Bürgerbüro Bauen, Tuffsteinwerk.

⁵⁷ StadtA Rt, GA Gönningen, Schreiben von Wilhelm Schwarz vom 5. 7. 1952.

⁵⁸ StadtA Rt, GA Gönningen, Aktenzeichen 3101.1, Nr. 235.

erfolgte am 14. 1. 1964.⁵⁹ Als Bauleiter wird jetzt der Enkel und damalige Betriebsleiter Walter Schwarz genannt.

Im selben Jahr, am 11. November 1964, stirbt Wilhelm Schwarz. Der Reutlinger General-Anzeiger schreibt in seinem Nachruf: „Die Wirtschaft des Kreises Reutlingen hat eine ihrer markantesten Persönlichkeiten verloren: Im hohen Alter von fast 91 Jahren ist Fabrikant Wilhelm Schwarz, gebürtiger Pfullinger und Gründer des Tuffsteinwerks Gönningen, in die Ewigkeit abberufen worden. Weit über die Grenzen der engeren Heimat hinaus ist der Name Wilhelm Schwarz in den vergangenen Jahrzehnten durch dieses Werk bekannt geworden, überall dort, wo der im Gönninger Werk abgebaute Tuffstein Verwendung fand [...] Das Gönninger Werk – sein Lebenswerk – produziert weiter. Wilhelm Schwarz gehörte zu den Motoren der heimischen Wirtschaft. Sein Name bleibt unvergessen.“

Das Werk von 1965 bis zur Schließung 1974

Da es keinen Betriebsnachfolger gab, verpachtete die Familie das gesamte Werk an die Klöckner AG. Der Enkel Walter Schwarz blieb bis zum Ende des Pachtvertrages im Betrieb. Die Nutzung des Werksgebietes durch die Fa. Klöckner AG ist durch mehrere Schreiben aktenkundig. 1968 wurde eine Baugenehmigung für eine Tankstelle für den Eigenbedarf erteilt.⁶⁰ Gisela Henzler berichtete 1974,⁶¹ dass von den vier großen Steinbrüchen der Steinbruch III noch Tuffsand lieferte und fast nur noch am Steinbruch II Natursteine gebrochen wurden. In den übrigen Brüchen wurde nur noch für bestimmte Aufträge gearbeitet.⁶²

Das endgültige Aus für den Steinbruchbetrieb kam infolge des sogenannten „Kiesgrubenerlasses“ von 1966. Wegen der nun vorgeschriebenen Genehmigung für jegliche Erweiterung von Abbaustellen bekam es die Familie Schwarz, nach der Eingemeindung Gönningens nach Reutlingen 1971, mit dem städtischen Baurechtsamt zu tun. Nach jahrelangem Schriftwechsel, in den sich auch Oberbürgermeister Kalbfell einschaltete, hieß es schließlich in einem Schreiben des Baurechtsamts vom 27. 1. 1975 an das Landratsamt: „Der ohne Genehmigung vorgenommene Abbau von Tuffstein ist eingestellt. Das Pachtverhältnis mit der Fa. Klöckner u. Co. wurde am 31. 12. 1974 vorzeitig beendet. [...] Es ist geplant, das Gebiet in anderer Weise zu nutzen.“⁶³

⁵⁹ StadtA Rt, GA Gönningen, Aktenzeichen 3101.

⁶⁰ StadtA Rt, GA Gönningen, Nr. 134/68.

⁶¹ Siehe auch Grüninger (wie Anm. 1), S. 14–16.

⁶² Gisela Henzler: Der Kalktuff im Wiesaztal (Schwäbische Alb), in: Mitteilungen Verband Dt. Höhlen- und Karstforscher, 20 (1974)/Nr. 1, S. 5.

⁶³ Stadt Reutlingen, Bürgerbüro Bauen, Tuffsteinwerk.

Es folgten die Verhandlungen zum Verkauf der Grundstücke an die Stadt. Nach Einigung über den Preis erfolgte noch im selben Jahr der Übergang des 18 ha großen Geländes zum Kaufpreis von 400 000,- DM an die Stadt Reutlingen.“ Damit war das Ende des Tuffsteinabbaus in Gönningen besiegelt. 1984 und 1985 wurden Fragen der weiteren Nutzung und des Bestandsschutzes als Gewerbegebiet erörtert, da die Fabrikgebäude nach und nach baufällig zu werden drohten.⁶⁴ 1988 wurden die Fabrikgebäude abgerissen⁶⁵ und die Wohnhäuser auf dem Fabrikgelände verkauft bzw. vermietet.

Abbau und Verarbeitung im Gönninger Tuffsteinwerk

Bei dem industriellen Abbau und der Verarbeitung des Kalktuffs wurde der gewachsene Tuffstein zunächst aus den mächtigen Lagern der Talsohle herausgefräst. Während man in den übrigen Albtälern den Tuff mit großer Mühe manuell gebrochen und bearbeitet hatte, wurden von Wilhelm Schwarz für fast alle Arbeitsgänge Maschinen eingesetzt.⁶⁶

Arbeiten im Steinbruch

Im Steinbruch bemühte man sich, möglichst große Steine zu brechen und kleinteiliges Bruchmaterial zu vermeiden. Sprengungen kamen daher nur in geringem Umfang zum Einsatz. Der Rohabbau sollte über hundert Zentner schwere Steinblöcke ergeben, die man dann zur Weiterverarbeitung auf Tiefladern ins Werk transportierte.

Die Naturbank wurde dabei zunächst Loch an Loch angebohrt und bis zur Loslösung des Blockes verkeilt. Ein gezielte und gut dosierte Verwendung von Sprengmaterial war möglich. Andernfalls bediente man sich der sogenannten Kettenfräse, einem sägeartigen, motorbetriebenen Arbeitsgerät, das sich horizontal oder vertikal in das Gesteinsmassiv „fraß“.

Diese Korffmann'sche Schrämsäge hatte Wilhelm Schwarz jun. auf der Messe in Leipzig gesehen. Er reiste anschließend ins Ruhrgebiet, wo diese Maschine im Bergbau eingesetzt wurde, um deren Arbeitsweise und ihre Eignung für den Tuffsteinabbau zu prüfen.⁶⁷

Zur Bedienung der Korffmann'schen Schrämsäge waren jeweils drei Arbeitskräfte nötig. Die Fräsen wurden entlang einer vorgezogenen Linie über das Gestein geführt, wobei sich die Schnitttiefe regulieren ließ. Im

⁶⁴ Bezirksamt Gönningen, Gemeinderatsprotokolle.

⁶⁵ Fotodokumentation der Verfasserin.

⁶⁶ Das Folgende nach Interviews Walter Schwarz, 1985–1986, sowie Farblichtbildreihe zur Landeskunde „Kalktuff“ (wie Anm. 2).

⁶⁷ Interview Walter Schwarz.



Abb. 10: Abbau mit Hilfe der Korffmannschen Schrammsäge.



Abb. 11: Rohblöcke im Steinbruch.

Allgemeinen wurden so Blöcke von drei bis vier Kubikmetern Inhalt aus dem Tufflager gewonnen.

Diese Blöcke wurden mit einem Schwerlastkran aus der Wand gezogen und zunächst im Bruch selbst gelagert. Das Rohgewicht der Steine betrug 1700 kg pro Kubikmeter. Ein Block von 4 Kubikmetern hatte damit ein Gewicht von 6800 kg.

Die Ablagerung diente dem Trocknungsprozess. Ein Transport der noch feuchten Steine hätte leicht zum Abbrechen größerer Teile führen können. Die Steine durften beim Abtransport aber nicht zu trocken und damit ausgehärtet sein, um die Weiterverarbeitung im Werk ohne Schwierigkeiten zu gewährleisten.

Transport des Tuffmaterials

Der Transport erfolgte auf Tiefladern über eigene Werksstraßen, die wegen des ständigen Schwerlastverkehrs einen starken Unterbau besitzen mussten. Für kleinere Steine oder Tuffbrocken wurde auch das sogenannte Rollwagenzüge eingesetzt, einer auf Schienen von einer Lokomotive⁶⁸ gezogenen Bahn, deren „Loren“ mit losem Material gefüllt werden konnten.

Die Tuffblöcke wurden von den Tiefladern direkt an die Hallen gebracht, in denen das Rohmaterial weiter verarbeitet wurde. Je nach der späteren Verwendung gab es unterschiedliche Hallen. Die Rohblöcke wurden teilweise grob zugehauen, um sie für die Weiterverarbeitung mit den Maschinen vorzubereiten.

Modeln im Sägegatter

Nach der Sortierung musste der Stein auf handliche Größe gebracht werden. Dies nennt man in der Fachsprache „vormodeln“. Die endgültige Zerlegung des Blockes erfolgte im Gatter, wo noch Blöcke bis zu 4 m Länge und 2,20 m Höhe bearbeitet werden konnten. Für einen Arbeitsgang wurden bis zu 70 Sägeblätter eingespannt.

Die Kühlung der Sägeblätter erfolgte durch eine Wasserzuführung von oben. Außerdem erhöhte das Wasser die Gleitfähigkeit der Sägeblätter auf dem Stein.

Plattenbearbeitung mit der Kreissäge

Die aus dem Gatter kommenden Platten wurden zunächst zwischengelagert, bevor der Zuschnitt in die gewünschte Größe, je nach Auftrag, erfolgte. Im

⁶⁸ 1937 wurde ein Unterstellraum für diese Lokomotive geplant, s. Anm. 44.

Steingewerbe kann eine Kreissäge normalerweise nicht eingesetzt werden, da die meisten Natursteine dafür zu hart sind. Bei der Weiterverarbeitung des Kalktuffs leistete sie jedoch gute Dienste. Die Sägeblätter waren deshalb mit Industriediamanten besetzt, da dieses Material härter als Stahl ist und somit die Lebensdauer eines solchen Sägeblattes wesentlich erhöht.

Die Sägeblätter waren auswechselbar; je nach Dicke des Materials konnte der Durchmesser von 60 bis 250 cm gewählt werden. Die Kreissäge war fest eingebaut und in der Höhe verstellbar. Das Material hingegen lag auf einer beweglich gleitenden Unterlage. Auch hier musste ständig mit Wasser gekühlt werden.



Abb. 12: Ein Block bei der Bearbeitung im Sägegatter.

Herstellung von Kunststoffsteinen

Das Tuffmaterial weist viele Hohlräume auf, die oft erst beim Zuschnitt zu Tage kommen. Dadurch entstand viel Verschnitt, der aber noch verwendet werden konnte – das Material war viel zu kostbar, um es wegzuworfen. Schon im Steinbruch fiel Splittermaterial an, das durch eine große Vorbrecheranlage zerkleinert wurde. Auf Feinbrechern fein gemahlen, konnte es dann entweder als Vorsatzmaterial zur Herstellung von Tuffhohlblocksteinen oder aber als Maurersand Verwendung finden.

Feinmaterial aus dem Tuffsteinbruch musste vor der Weiterverarbeitung gewaschen werden, um die biologischen Feianteile zu entfernen, die die Frostsicherheit der Steine gefährdet hätten. Bei der Herstellung von Hohlblocksteinen wurde eine Fabrikationsmaschine mit dem gemahlenen und gewaschenen Bruch gespeist (Korngröße 0–30). Diesem wurde Zement beigefügt. Man stellte im sogenannten Rüttel-Press-Verfahren Steine her, deren Größe und Form sich durch auswechselbare Pressformen leicht verändern ließen. So konnten sämtliche gängigen und durch Industrienormen bestimmten Arten von Hohlblocksteinen hergestellt werden. Die Werkshalle, in denen diese Steine produziert wurden, war ebenfalls aus diesem Material gebaut.



Abb. 13: Die Werkshalle mit der Kreissäge.



Abb. 14: Fertig zugeschnittene Quader.

Schlammseen

Um feinen Gipsersand zu erhalten, ging ein Teil des den in Feinbrechern gewonnenen Maurersandes noch einmal in die Waschanlage. Der Rückstand, sozusagen der Waschschlamm, wurde mit viel Wasser angereichert in die sogenannten Schlammseen eingeleitet, wo sich das Schwebematerial absetzte. Beim Durchfließen der Sandmassen klärte sich das Wasser und konnte dem natürlichen Wasserkreislauf wieder zugeführt werden. Obwohl der Tuffsteinabbau viel Wasser benötigte, konnte das meiste ohne Verunreinigung dem Gewässer wieder zugeführt werden.

Der „Schlammssand“ wurde zum Beispiel als Unterbett bei Rohrleitungs- und Kabelarbeiten benötigt. Der verbliebene Rest bildete in den ausgebeuteten Brüchen einen neuen „Talboden“.

Die Verwendung von Kalktuff als Baustein

Je nach Verwendungszweck und Geldbeutel konnte Kalktuff als Baustein für einfache Wohnhäuser, zum Bau von Industrieanlagen oder Monumentalbauten Verwendung finden. Bei Letzteren verwendete man meistens zugeschnittene Quader, d. h. Vollsteine aus Naturtuff.

Naturtuffmaterial

Der Vollstein wurde selten für Hausbauten verwendet, da er zu teuer war. Im Kirchenbau, bei Rathäusern, für Pfeiler bei Brückenbauten, als Grabstein oder für Steinmetzarbeiten anderer Art war dessen Verwendung aber die Regel. Vor allem im Außenbereich kamen die verschiedensten Größen des Tuffvollsteins zum Einsatz. Bei Garten- und Parkanlagen, für Denkmäler, Mauern, Fenster- und Türgewände, Säulen, Bögen, Lisenen und künstlerisch gestaltete Steinmetzarbeiten war der Naturtuffstein wegen seiner lebendigen Oberflächengestaltung sehr beliebt.

Wenn die Verwendung von Vollsteinen zu teuer und dennoch eine Fassade aus Naturtuffsteinen gewünscht war, kamen Vormauersteine zum Einsatz. Dieser Vormauerstein war den Abmessungen des Schwemmtuff-Backsteins oder Bimsmauerwerkes angepasst und konnte daher zum Verblenden verschiedener Steinmaterialien verwendet werden. Der Tuffsteinbedarf betrug so nur etwa ein Drittel der Mauerstärke.

Der Werksprospekt von 1913 beschreibt die Verwendung von Tuffsteinplatten beim Bau von Isolierwänden: Die Steine wurden scharfkantig geschnitten und mit je einem Durchbinder versetzt. Die Luft strömte in einem an den oberen Schichten angebrachten Luftkanal ein, verteilte sich in der Wand und trat zwischen der ersten und der zweiten Schicht in den Innenraum ein. War

feuchte und warme Luft in diesem Raum vorhanden, so wurde dieselbe durch die von außen eintretende kalte und trockene Luft durch einen in der Decke angelegten Kanal oder ein Ventilationsrohr hinausgedrängt. Die Ventilation erfolgte gleichmäßig und selbsttätig, ohne dass in dem Raum etwas davon verspürt wurde. Diese Art der Verkleidung mit Tuffsteinplatten in Isolierwänden wurde besonders gerne beim Bau von Stallungen eingesetzt. Eine Erkältung des Viehbestandes durch Zugluft war so ausgeschlossen.

Auch bei Stahlskelettbauten, wie zum Beispiel Industriehallen, bot diese Form der Tuffplatten außergewöhnliche Möglichkeiten, da er sich leicht und billig im Werk und am Bau den Erfordernissen entsprechend bearbeiten und sägen ließ. Mit geringer Steinstärke konnte über das Stahlgerippe hinweg eine Fassade errichtet werden.⁶⁹

Baumaterialien aus Kunststoff

Wann mit der industriemäßigen Verarbeitung von Kunststoffsteinen begonnen wurde, kann nicht mehr mit Sicherheit festgestellt werden. Zwar wird ein Zeitungsartikel vom 12. September 1913 erwähnt, der sich intensiv mit der Verarbeitung des Kunststoffs beschäftigte,⁷⁰ allerdings erscheint es fraglich, ob in der Anfangszeit, in der es nur einen Fabrikraum gab, der zudem noch als Autohalle und Maschinenraum benützt wurde,⁷¹ schon eine größere Verarbeitung von Kunststoffsteinen erfolgen konnte. Es ist jedoch sicher, dass es eine größere Produktion nach der Genehmigung der gesonderten Kunststoffsteinverarbeitung ab 1920 gegeben haben muss.⁷²

Die Kunststeine sind nicht so porös wie die Naturtuffsteine. Man erkennt sie auf den ersten Blick an der gleichmäßigeren Struktur. Andere Bezeichnungen für Kunststoffsteine waren „Zeltsteine“, „Schwemmtuffsteine“ oder nach dem Krieg „Schwabensteine“.⁷³ Wie oben geschildert, wurden sie sehr gerne und häufig verwendet. Dies zeigen zahlreiche Bauten in Reutlingen und Umgebung. In der Heine- und Hindenburgstraße in Reutlingen findet man ganze Straßenzüge mit diesem Baumaterial gestaltet. Alle Bauwerke aus Kunststoffsteinen stammen mit Sicherheit aus dem Gönninger Tuffsteinwerk.

Eigenschaften von Tuffstein und Kunststoffstein als Baumaterial

Tuffstein besitzt aufgrund der zahlreichen Hohlräumeinschlüsse im Verhältnis zu anderen Natursteinen ein geringeres Eigengewicht. Außerdem härtet

⁶⁹ Die Bauzeitung (wie Anm. 33).

⁷⁰ Firmenprospekt 1913, Privatbesitz.

⁷¹ Bezirksamt Gönningen, „Tuffsteinwerk“, Lageplan vom 29. 7. 1914.

⁷² S. auch StadtA Rt, GA Gönningen, Nr. 267.

⁷³ Zur Produktpalette vgl. die Firmenprospekte, Privatbesitz.

der zunächst feuchte Stein an der Luft aus und wird dadurch wetterbeständig und fast unverwüstbar. Bauwerke aus Tuffstein werden weder durch die Luftverschmutzung noch durch aufsteigendes Wasser beschädigt. Ein Salpeterbefall oder eine Zersetzung wie beim Sandstein sind beim Tuffstein nicht zu beobachten.

Natur- oder Kunsttuffsteine bestehen aus demselben Material und besitzen dadurch dieselbe Güte und Beschaffenheit. Die Oberfläche des neuen Steines ist rohweiß (Kunsttuffstein ist wegen des speziellen Zementes ebenfalls hell, im Gegensatz zu Betonkunststein). Naturtuffstein hat eine lebendigere Oberflächenstruktur, da kein Stein dem anderen gleicht. Kunsttuffsteine besitzen ebenfalls eine poröse, jedoch gleichmäßigere Oberflächenstruktur.

Allerdings siedeln sich auf dieser Oberfläche gerne Moose und Flechten an, so dass die Häuser aus Tuffsteinen mit der Zeit grau bis schwarz und relativ unansehnlich werden. Mit Sandstrahlen kann man den alten „Glanz“ wieder herstellen.

Von Bedeutung für die praktische Verwendung war außerdem die Druckfestigkeit des Steins. Materialprüfungen ergaben für den 1938 gebrochenen Stein 265 kp pro cm², 1972 lediglich noch 56 kp.⁷⁴ Dies rührt daher, dass der früher im hinteren Tal abgebaute Tuff bei seiner Entstehung einem höheren Druck ausgesetzt und deshalb dichter und fester war als der talabwärts entstandene. Je nachdem, aus welcher Schicht die Probe entnommen wurde, gab es Schwankungen.

Eine besonders hohe Druckfestigkeit von 850 kp pro cm² besaß der Eisentuff aus Dießen bei Horb,⁷⁵ während Schwemmtuffsteine laut Werkprospekt der Firma Schwarz 89 kg pro cm² aufwiesen.

Die Wärmeleitzahl wird bei 0 °C mit 0,36 kcal angegeben. Da Tuffsteinfassaden selten verputzt wurden, um die interessante Oberflächenstruktur zu erhalten, entsprechen sie den heutigen Wärmedämmvorschriften nicht mehr. Die Bewohner der Tuffsteinhäuser finden zwar die Fassade schön, erklären aber stets, dass die Häuser sehr kalt sind, wenn keine zusätzliche Dämmung erfolgt.

⁷⁴ Manfred Frank: Technologische Geologie der Bodenschätze Württembergs, Stuttgart 1949, S. 236.

⁷⁵ Karl-Heinz Schmid: Der Kalktuff im Echaz- und Ermstal, Zulassungsarbeit zur 1. Dienstprüfung für das Lehramt an Volksschulen an der Pädagogischen Hochschule Reutlingen, masch. 1969, S. 25 ff.

Bauwerke aus Gönninger Tuffsteinen

Wenn man alle Bauwerke aus Steinen, die aus dem Tuffsteinwerk Gönningen zwischen 1913 und 1974 geliefert wurden, aufzählen wollte, so würde dies wohl einen ganzen Band füllen.

Die folgende Auflistung umfasst lediglich einen kleinen Ausschnitt, der sich auf die Nennung von Einzelbauten in Werksprospekten sowie auf privates Bildmaterial der Familie Schwarz stützt. Dementsprechend kann für die meisten Bauten kein genaues Herstellungsdatum angegeben werden.⁷⁶ Auch die Unterlagen der Bauämter helfen hier nicht weiter, wird doch die Herkunft des Baumaterials nicht angegeben. Man kann jedoch davon ausgehen, dass im Landkreis Reutlingen die meisten Bauten aus Tuffstein oder Kunststoffstein, die zwischen 1920 und 1975 entstanden sind, aus den Steinen des Gönninger Tuffsteinwerkes gebaut wurden.

Bauwerke aus Naturtuff

Öffentliche Gebäude und Monumentalbauten

Olympiagelände Berlin (Schwimmstadion und Sportgelände) 1936

Neckarstadion Stuttgart

Tropengewächshäuser in der Wilhelma, Stuttgart

Staatsgalerie München (Innenverkleidung)

Flughafen München-Riem

Reichstagsgelände Nürnberg

AOK Reutlingen (1931)

Bahnhof Urach

Turnhalle Urach

Kirchen in Sondelfingen und Wendlingen

Christuskirche Reutlingen (Verblendmaterial)

Brücken- und Industriebauten

Brücke bei Obermarchtal

Brücke aus ungesägten Steinen (Standort unbekannt)

Wasserwerk im Ermstal

Wasserturm in Pfullendorf

⁷⁶ Die vorliegenden Bilder aus Privatbesitz sind weder mit Jahreszahl noch mit der Bezeichnung der Bauwerks versehen, so dass man sich hier auf die Aussagen von Bertha Schwarz stützen muss, Interviews 1985–1986.



Abb. 15–16: Olympiagelände Berlin, 1936.



Abb. 17: Stützmauer am Albaufstieg der Autobahn, um 1937.



Abb. 18: Gartenmauer in Gönningen.

Friedhofanlagen

Leichenhalle Gönningen
Leichenhalle Trochtelfingen
Grabsteine
Friedhofsbrunnen

Garten- und Parkanlagen

Obersalzberg bei Berchtesgaden
Schwimmbadverkleidung der Villa Heß in München
Gartenmauern, Gartenwege, Gartenpfeiler in großer Zahl, vor allem auch in Gönningen

Autobahnen

Stützmauern, ca. 10 000 m²
Materialhäuschen

Privathäuser

Viele Privathäuser in Gönningen und Reutlingen sind aus Naturtuffsteinen
Privathaus von Stadtbaumeister Haug, Tübingen, Gartenstraße (1923)

Kunstwerke und Denkmäler

Samenhändlerdenkmal in der Gönninger Peter-und-Paul-Kirche (1943)
Nymphenburgbrücken, München
Kriegerdenkmal Peissenberg
Kriegerdenkmal München

Bauwerke mit Kunsttuffsteinen⁷⁷

Ökonomie- und Wohnhaus von Güterbeförderer Striebel, Pfullingen
Stallneubau von Louis Reiff, Paulinenhof bei Reutlingen
Siedlungshäuser in Pfullingen
Fabrikanwesen G. Knapp, Papierwarenfabrik Pfullingen
Wohngebäude an der Hindenburg- und Heinestraße Reutlingen
Farrenstallneubau Kusterdingen
Stallungen in Entringen und Umgebung

⁷⁷ Die folgenden Bauten sind sämtlich Empfehlungsschreiben aus dem Jahr 1928 entnommen, so dass diese Bauten in den Jahren zuvor entstanden sein dürften.

Renaturierung des ehemaligen Abbaugeländes

Was nach sechzig Jahren intensiven Kalktuffabbaus im Wiesaztal blieb, war eine recht romantische Wildwestlandschaft mit „Sandwüsten“, Felsklippen, malerischen Seen, Gehölzen und einer üppigen Tierwelt.

Als die Stadt Reutlingen 1975 rund zwanzig Hektar des Steinbruchgeländes erworben hatte, konnte mit staatlichen Zuschüssen ein Rekultivierungsprogramm von rund 214 000,- DM aufgelegt werden. 1976 erstellten Jürgen Treiber, Susana Treiber-Greter und Holger Dahlhelm ein Gutachten über den Süßwasserkalktuff, seine Vorkommen und seine Erhaltenswürdigkeit aufgrund der Wiesaz-Kalktufflager. Hier wurden auch Vorschläge für die Gestaltung des ehemaligen Steinbruchgeländes erarbeitet.

Besonders der Kommunalpolitiker Josef Heyer und der Leiter des staatlichen Forstamtes Dr. Ulrich Ammer setzten sich für die Umsetzung dieser Ideen ein, so dass die Presse resümierte:

„Fünftausend Jahre hindurch haben die Quellen im Tal der Wiesaz an mächtigen Tuffablagerungen ‚gebaut‘: Hier setzte sich der Kalk ab, den das Wasser bei seinem Weg durch den verkarsteten Körper der Schwäbischen Alb ‚gestohlen‘ hatte. Die Kalktufflager, Kilometer lang, oft mehrere hundert Meter breit und bis zu zwanzig Meter mächtig, lieferten im Mittelalter und bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein den Einheimischen Bausteine aus kleinen ‚Bauernbrüchen‘. In den zwanziger Jahren begann die systematische Ausbeutung der Vorkommen, wuchs eine weithin bekannte Natur- und Kunststeinindustrie in Gönningen. Seit 1975 aber liegen die Steinbrüche endgültig still; nunmehr entsteht hier ein ‚Naherholungsgebiet‘, ein reizvoller kleiner Naturpark inmitten von Seen und schroffen Felsen.“⁷⁸

Die 1976 begonnenen Arbeiten kamen 1979 zu einem Abschluss. Der Bund der Höhlenkundler (Speläologen) forderte in einem Gutachten, dass manche interessante Höhlen für die Bevölkerung nicht zugänglich sein sollten. So müsste auch darauf geachtet werden, dass der „obere Aufschluss“⁷⁹ geschützt werde. Auf Vorschlag des staatlichen Forstamts sollte ein „stiller See“ im Hinblick vor allem auch auf den Vogelschutz erhalten bleiben.⁸⁰ Wenige Jahre später, 1983, wurde schon über die „totale Überbenutzung“ dieses idyllischen Naherholungsgebietes geklagt. Vor allem im hinteren Teil des Steinbruches wurden immer wieder Feste veranstaltet, so dass der Zugang zeitweise gesperrt werden musste.

Am 19. 9. 2003 wurde ein lang gehegter Wunsch Wirklichkeit. Der schon 1976 im Gutachten des Speläologen-Bundes gewünschte Kalktuff-Lehrpfad

⁷⁸ Reutlinger General-Anzeiger vom 13. 7. 1977.

⁷⁹ Gemeint ist die hintere Steinbruchwand.

⁸⁰ Speläologen-Bund Reutlingen/Tübingen August 1976: Teilgutachten zur Gestaltung des Naherholungsgebietes Oberes Wiesaztal, S. 29.

wurde mit 11 Schautafeln vom Rathaus Gönningen ca. 4 km bis hinter die Talmühle Richtung Genkingen eröffnet.⁸¹ Die Renaturierung und die Umwandlung des ehemaligen Steinbruchgeländes in ein Naturschutzgebiet waren damit abgeschlossen. Dieses Angebot wird nicht nur von der Gönninger Bevölkerung gerne genutzt. Der Ort mit der bekannten, auf den Samenhandel zurückgehenden „Tulpenblüte“ auf dem Gönninger Friedhof ist damit um eine Attraktion reicher. Hoffen wir, dass die Bevölkerung sich auch weiterhin für die Erhaltung der Tuffstein-Überreste in Gönningen interessiert und das Naturschutzgebiet um die Gönninger Seen⁸² pflegt.

⁸¹ Verantwortlich zeichnen dafür Werner Grüniger, Fritz Krauß und Margarete Blank-Mathieu. Die Ortsgruppe Gönningen des Schwäbischen Albvereins hat die Unterhaltung desselben übernommen.

⁸² Im Volksmund auch als „Schwarzer See“ nach dem vorigen Tuffsteinwerksbesitzer bezeichnet.

Buchbesprechungen

Rose Hajdu (Fotos): Rathaus Reutlingen, Bestandsaufnahme(n). Architektur-fotografie mit historischen Schwarzweiß-Aufnahmen von Gottfried Planck und Beiträgen von Adrian von Buttlar und Arno Lederer. Hrsg.: Andreas Vogt im Auftrag des Kulturamts der Stadt Reutlingen. Ernst Wasmuth Verlag, Tübingen – Berlin 2012. 88 S., 112 meist farbige Abb., 4 Pläne, 19,80 Euro.

Es war längst überfällig – ein Buch zum Reutlinger Rathaus. Schließlich repräsentiert allein dieser Bau in der Achalm-Stadt auf hohem Niveau und in beachtlicher Größe und Komplexität die 1960er Jahre! Und gleich vorweg: Es ist ein sehr schönes Buch geworden. Ausgangspunkt war die 2010 vom Geschichtsverein mit einem Fotoauftrag an Rose Hajdu initiierte und 2011 im Rathaus-Foyer gezeigte Ausstellung.

Hajdu, überaus profilierte Architektur- und Denkmalpflege-Fotografin, hat sich der architektonischen Formensprache des 1966 eingeweihten Mittelpunkts der Reutlinger Bürgerschaft systematisch genähert, den Bau in seiner gestalterischen Konsequenz mit analytischem Blick erfasst. Die Stärke ihrer Fotos ist nicht zuletzt darin begründet, dass es ihr gelingt, sich als Fotografin eben nicht inszenierend in den Vordergrund zu spielen. So ist der Untertitel des Buchs, „Bestandsaufnahme(n)“, Understatement und eingelöstes Programm zugleich. Ihre Aufnahmen sind allein der Qualität und Würde des Objekts verpflichtet – und bezeugen damit das sensible subjektive Gespür der Autorin.

Die gediegenen klassisch-modernen Fassadenstrukturen werden in ihrer dominanten Horizontalität als Bedeutungsträger einer als Sinnbild kommunaler Demokratie gemeinten Architektur verdeutlicht, das Ratsgebäude als zentrales Bauvolumen einer offenen bürgerschaftlichen Mitte. Hajdus Bilder lenken den Blick auf die ästhetische Qualität der Offenlegung des Betontragwerks v. a. an den Schauseiten, mit der der Architekt Wilhelm Tiedje dem Gebäudekomplex jene charakteristische plastische Oberfläche verlieh, die mit den vielfältigen Übergängen zwischen Innen- und Außenraum die Gesamterscheinung des Rathauses prägen. Und auch diese Übergänge, vom Wechsel der optischen Wirkung von Verglasungen zwischen Durchsichtigkeit und Spiegelung mitbestimmt, rückt Hajdu unprätentiös-eindrucksvoll in den Blick.

Fast zu einer kleinen Offenbarung wird der Foto-Band mit seiner Dokumentation des – zum Glück – immer noch weitgehend vorhandenen, von

handwerklicher Solidität geprägten Innenausbau, für den v. a. beim Ratsgebäude das Stuttgarter Architektenduo Witzemann/Stadelmaier verantwortlich war. Hajdus Bilder vermitteln die Harmonie von Sichtbeton, Glas und Holz als den bestimmenden Materialien, die Harmonie auch von sorgsam errichtetem Betonbau und handwerklicher Arbeit. Und spätestens dann, wenn Hajdu den Blick auf die individuellen Details wie Decken oder Türgriffe lenkt, wird bewusst, dass dieser Reutlinger Gebäudekomplex einen gesamt-künstlerischen Anspruch einlöst, wie er uns – stilistisch anders – z. B. auch im etwa gleichzeitig entstandenen Kulturhaus Alvar Aaltos in Wolfsburg begegnet.

Zur gelungenen fotografischen Bestandsaufnahme wird das Buch durch die ergänzend eingeschobenen Schwarz-Weiß-Fotografien, die Gottfried Planck, einer der renommierten Architektur Fotografen der Vorkriegsgeneration, 1966 aufgenommen hat. Die Wesensverwandtschaft beider Fotografen ist spürbar, nicht zufällig findet sich Planck unter den Lehrern Rose Hajdus.

Die einleitenden Essays von Arno Lederer und Adrian von Buttlar, renommierte Professoren in Sachen Architektur bzw. Kunstgeschichte und wesentliche Stimmen in der allmählichen „Wiederentdeckung“ der Architektur der Nachkriegszeit, können das Bewusstsein für die architektonische Qualität des Reutlinger Rathauses schärfen. Besonders bereichernd erscheint Lederers tiefergehende Auffassung zum Modethema Nachhaltigkeit. Von Buttlars konzises Plädoyer für das Rathaus basiert auf einem 2010 in Reutlingen gehaltenen Vortrag.

Informativ abgerundet wird der Band durch die beigefügten Pläne und Schnitte sowie die materielle Baubeschreibung samt Baugeschichte. Schade nur, dass bei den ebenfalls angehängten Kurzbiographien – der Fotografen und Essayisten – die Architekten fehlen. Und auch ein Luftbild des Rathauskomplexes wäre eine erhellende Ergänzung gewesen.

Alles in allem – sowohl aus der Perspektive der Architektur Fotografie wie der Architekturgeschichte – ein auch ästhetisch gelungenes Buch.

Thomas Becker

Landkreis Reutlingen (Hrsg.): Einfach gerne hier. Der Landkreis Reutlingen – seine Menschen, seine Geschichten. artur-Verlag Kirchentellinsfurt, 2011. 126 S., zahlreiche, durchgängig farbige Abb., 25,00 Euro.

Im Zuge der Kreisreform 1973 hat der Landkreis Reutlingen, vor allem durch die Eingliederung des Landkreises Münsingen, einen beträchtlichen Gebiets- und Bedeutungszuwachs erfahren. Dies ging seinerzeit nicht ohne Kontroversen und herbe Enttäuschungen ab. Und selbst noch 40 Jahre später, wo gegenwärtig im Lande eine Diskussion über die Wiedereinführung der „alten“ Autokennzeichen im Gange ist und die Großstadt Reutlingen Überlegungen anstellt, als kreisfreie Stadt aus dem Landkreis auszuscheren, scheint es durch-

aus angebracht, das „Kreisbewusstsein“ zu stärken. Dieses Ziel verfolgt eine Ende 2011 erschienene, vom Landkreis herausgegebene attraktive Publikation mit dem Titel „Einfach gerne hier“, die den Kreis Reutlingen und seine Menschen porträtiert.

Das Buch ist keine Imagebroschüre und auch kein touristischer Führer. Es erhebt auch nicht den Anspruch, Themen und Sachverhalte ausführlich und mit historischem Tiefgang zu behandeln – hierfür gibt es Fachliteratur, insbesondere die zweibändige Kreisbeschreibung. Und doch gibt das Buch dank seiner gelungenen Konzeption, ansprechenden Aufmachung, Themenvielfalt und prägnanten Texte einen interessanten und originellen Einblick in die landschaftliche, kulturelle, wirtschaftliche und „menschliche“ Vielfalt im Landkreis. Dabei geht es in den Kapiteln „Kunst und Kultur“, „Wirtschaft, Handwerk und Handel“, „Garten und Landschaft“, „Sport und Freizeit“ und „Leben und Feiern“ vornehmlich um Geschichten über Menschen, die im Landkreis leben, ihn prägen und lebendig halten.

Über die Auswahl der vorgestellten Personen, Berufe, Firmen, kulturellen Einrichtungen, Sehenswürdigkeiten und Veranstaltungen lässt sich natürlich trefflich streiten. Bisweilen erscheint sie ziemlich zufällig, wie auch der Schritt vom Einzelbeispiel zum allgemeinen Kontext manchmal etwas erzwungen wirkt. So stehen bei den berühmten (historischen wie zeitgenössischen) Persönlichkeiten im Landkreis der Reformationsbürgermeister Jos Weiß, der Eisenbahnpionier Friedrich List und der Sozialreformer Gustav Werner neben dem Fernsehmoderator Claus Kleber und der Liedermacherin Johanna Zeul, bei den Künstlern der Holzschneider HAP Grieshaber und der Maler und Baugestalter Anton Geiselhart neben kreativen Heimbewohnern der Bruderschaft Diakonie, oder bei den kulinarischen Tipps das Gourmet-Restaurant neben dem Fastfood-Imbiss.

Aber dies ist andererseits gerade das Reizvolle und Überraschende, das auch den Reichtum des Landkreises ausmacht. So trifft man bei der Lektüre auf den Chorleiter Helmuth Rilling, den Kunstschmied Paul Zimmermann und den Triathleten Stephan Vuckovic, im Kulturbereich, neben den einschlägigen Sammlungen und Museen im Kreis, auf das Naturtheater Hayingen ebenso wie auf die Württembergische Philharmonie, und beim Thema Wirtschaft reicht der Blick bei der Erinnerung an die für den Kreis so bedeutende Textilbranche von der Webschule bis zum Fachbereich Textil- und Modedesign an der Hochschule Reutlingen oder zur Outlet-City Metzingen. Und natürlich fehlen auch nicht die das Landschaftsbild prägenden Burgen, Schlösser und Ruinen (in diesem Zusammenhang auch der Gönninger Tuffstein), das nach wie vor lebendige Brauchtum mit Uracher Schäferlauf und Marbacher Hengstparade sowie die charakteristischen heimischen Produkte von den Alblinsen bis zu den reichhaltigen Erträgen der Streuobstwiesen.

Die Geschichten und thematischen „Spotlights“ sind ebenso kurz – meist nur zwei, drei Seiten – wie kurzweilig, flott und feuilletonistisch geschrieben.

Dies hat seinen guten Grund: Die Autorinnen und Autoren, die, wie auch die Fotografen, meist aus der Region stammen, sind vom journalistischen Fach: Redakteure des Reutlinger General-Anzeigers und des Schwäbischen Tagblatts, des seit 2008 auf dem Zeitschriftenmarkt befindlichen artur-Magazins für Architektur, Kultur und Leben im Süden der Republik sowie Absolventen der unter dem Dach der Reutlinger VHS angesiedelten Reportageschule „Zeitenpiegel“. Mit dem Inhalt korrespondiert ein ansprechendes, originell „aufgemachtes“ Layout mit großzügiger, vielfach ganzseitiger Bebilderung und (bisweilen fast zu) abwechslungsreicher Typographie. Da sieht man gerne darüber hinweg, dass die Buchgestalter im Bestreben, ein möglichst buntes und komprimiertes inhaltliches Spektrum zu bieten, hie und da zuviel des Guten tun, so z. B. auf Seite 104, wo Kurztexte zum Rad- und Wanderwegenetz auf der Schwäbischen Alb und zum Triathlon-Silbermedaillengewinner Stephan Vuckovic mit einem Foto von der bei Schelklingen 2008 ausgegrabenen, rund 35 000 Jahre alten „Venus vom Hohlen Fels“ kombiniert werden.

Den visuellen und Lesegenuss rundet ein launiges, essayistisches Vorwort von Landrat Thomas Reumann ab, das kein Vorwort im traditionellen Sinn sein möchte, sondern sich als „Gebrauchsanweisung“ versteht für den Umgang mit den Menschen und den unterschiedlichen Charakteren im Landkreis. Diese sind, so der Landrat, vor allem in „die da oben“ und „die da unten“ zu unterteilen, d. h. in die Äbler, also die Bewohner der Hochebene der Schwäbischen Alb, und in die Städter, die unten in den Tälern und Städten, insbesondere in Reutlingen leben.

Insgesamt ein schönes Buch, das einem den Landkreis auf sympathische Weise erschließt und das man immer wieder gerne zur Hand nimmt, um sich Anregungen für eigene Entdeckungstouren und die individuelle Spurensuche zu holen.

Heinz Alfred Gemeinhardt

Kunstsammlung des Landkreises Reutlingen, Band 3, hrsg. vom Landkreis Reutlingen/Landratsamt, Kreisarchiv, Bearb.: Bernd Storz, Irmtraud Betz-Wischnath, Gerhard Lamparter. Reutlingen 2012. 216 S., zahlreiche, vorwiegend farbige Abb., 12 Euro (im Buchhandel nicht erhältlich).

Schon die Gestaltung der Vorderseite des Katalogs macht neugierig: Rot, Orange und Schwarz versuchen, sich in der „Rastertopographie auf Nadelholz“ aus dem Jahr 2004 von Matthias Hornung aus ihrem Raster zu befreien und über ihren eigenen farblichen und räumlichen Tellerrand zu schauen. Nichts anderes macht der Landkreis Reutlingen mit der Herausgabe des dritten Bandes seiner „Kunstsammlung“, mit der er Rechenschaft über seine in den letzten zehn Jahren (genau gesagt von 2002 bis 2011) erworbenen Kunstwerke aus der Region und darüber hinaus ablegt. Landrat Thomas Reumann macht in seinem Vorwort pointiert deutlich, warum er die öffentliche Förde-

rung von Kunst – nicht unbedingt die originärste Aufgabe eines Landkreises – für so wichtig erachtet: Der Landkreis baut seit nunmehr 25 Jahren eine eigene Kunstsammlung auf, um Menschen in öffentlichen Räumen ihre Betrachtung zu ermöglichen und ihnen damit einen entsprechenden Kunstgenuss bieten zu können. So erfährt der interessierte Leser auch, dass es möglich ist, sich für Büros des Landratsamtes „echte“ Kunst zu wünschen – ein Angebot, das sehr gerne genutzt wird. Die Herausgabe eines gedruckten Katalogs dient in diesem Fall als „Momentaufnahme“ nicht nur zur Dokumentation des Bestandes, sondern bietet auch die Möglichkeit, sich einen Gesamtüberblick über das bisher Erreichte zu verschaffen, künstlerische Schwerpunkte zu erkennen und gegebenenfalls gezielt Lücken zu schließen.

Federführender Autor ist der in Reutlingen alles andere als unbekanntes Bernd Storz, der es – neben ergänzenden Einleitungsworten – unternommen hat, die in dieser Sammlung vertretenen Künstlerinnen und Künstler in knappen Texten, jedoch stets auf das Wesentliche fokussiert, prägnant vorzustellen. Unterteilt wird dabei in die gängigen Gattungen Malerei, Zeichnung, Druckgraphik, Collage, Skulptur mit Plastik und Objekt. Die Vorstellung der ausgewählten Künstlerinnen und Künstler erfolgt alphabetisch, wobei die kurzen Künstlerbiographien auch für Kunstkenner der regionalen Szene die eine oder andere Überraschung bereithalten. Die Texte sind durchweg sehr gut lesbar, genau recherchiert und machen meist Appetit, sich mit den jeweiligen Künstlerinnen und Künstlern sowie ihren Werken genauer zu beschäftigen. Erleichtert wird dies jeweils am Ende eines Kapitels durch eine große Zahl farbiger Abbildungen. Nicht ganz ersichtlich ist, warum manche Künstler zwei oder mehr ganzseitige Farbabbildungen bekommen, andere hingegen leer ausgehen; diese Auswahl erscheint etwas willkürlich. Hilfreich ist auf alle Fälle der Hinweis am Rand, auf welcher Seite im Katalog die jeweiligen Abbildungen zu finden sind.

Bernd Storz verwendet zahlreiche, oft sehr aktuelle Literatur für seine Charakterisierungen, wodurch er auch gerade bei hier sehr bekannten Künstlerinnen und Künstlern neue interessante Gesichtspunkte hinzuzufügen vermag. Ergänzt wird der Katalog durch ein Gesamtverzeichnis, in dem – ebenfalls alphabetisch – alle in der Kunstsammlung des Landkreises vertretenen Künstlerinnen und Künstler mit ihren Lebensdaten und den jeweils gekauften Werken genannt werden. Schön, dass nun hier, wenn auch klein im Format, jedes Kunstwerk farbig gezeigt wird, das noch nicht auf einer ganzen Seite groß zu sehen war.

Insgesamt ist dieser dritte Band eine wertvolle Ergänzung zu bereits vorhandenen Nachschlagewerken über die meist regional verorteten Künstlerinnen und Künstler, und man darf auf die weitere Sammlungstätigkeit des Landkreises sowie die Herausgabe eines vierten Bandes äußerst gespannt sein. Denn die künstlerische wie zeitliche Spannweite der Landkreis-Kunstsammlung ist groß: Sie reicht von A wie Gisela Achour bis Z wie Helmut Anton

Zirkelbach (wobei sogar auch der Pokal der Metzgerzunft zu Urach aus dem Jahr 1656 seine Erwähnung im Verzeichnis findet). Erinnert wird dabei auch an leider längst verstorbene „Lokalmatadore“ – erwähnt wird z. B. das Schicksal der deportierten jüdischen Malerin Alice Haarbürger –, daneben wartet die Gesamtliste aber auch mit einigen prominenten Namen von Nicht-Reutlingern wie Emil Kiess, Josua Reichert oder Robert Schad auf, ohne dass weniger bekannte Künstlerinnen und Künstler der Region vergessen werden. Die aufwendige und hochwertige Gestaltung und Druckqualität des vorliegenden Bandes verlocken zum Schmökern und zu einem virtuellen Rundgang durch die Kunstszene in und um Reutlingen. Bernd Storz und seinen Mitstreiterinnen und Mitstreitern ist ein sehr ausgewogener Katalog gelungen – kurzum: quadratisch, praktisch, gut!

Barbara Krämer

Jürgen Meyer: Die Kelten – geheimnisvoll und mystisch. Historische Ausflüge auf die Schwäbische Alb. Verlag Oertel + Spörer, Reutlingen 2012. 197 S., zahlreiche farbige Abb., 19,90 Euro.

Passend zum Beginn der Kelten-Ausstellung in Stuttgart im Herbst 2012 erschien ein Buch des Mössinger Fotografen, GEA-Redakteurs und Hobby-Historikers Jürgen Meyer zu den Kelten auf der Schwäbischen Alb. Die einleitenden Kapitel zu Geologie, Naturraum und Namenkunde der Schwäbischen Alb, zur Geschichte der Kelten im Allgemeinen, wie auch zur vor- und frühgeschichtlichen Besiedlung der Alb (von der Eiszeit bis ins frühe Mittelalter) umfassen die ersten 35 Seiten. Etwas ausführlicher hierin sind die Kapitel zur keltischen Geschichte, die er vor allem an zwei großen Klimaverschlechterungen um 800 v. Chr. und um 400 v. Chr. festmacht – und damit eine etwas vereinfachte Sichtweise jüngster Forschungen aufnimmt. Es folgt der Hauptteil mit einem Überblick zu den Fundstellen der Schwäbischen Alb auf 146 Seiten, geographisch unterteilt in 26 Teilbereiche. Ein Überblick zu Museen mit keltischen Funden sowie eine Literaturliste beschließen das Buch.

In den ansonsten gut recherchierten und flüssig geschriebenen einführenden Kapiteln bildet die Schwäbische Alb das „Kerngebiet der mitteleuropäischen Kelten“, wenig später wird aber die „völlige Unkenntnis von etwaigen Zusammengehörigkeiten der in dem Gebiet der Alb lebenden Menschengruppen“ angeführt bzw. „Kelten von Nicht-Kelten zu trennen“ als sinnloses Unterfangen bezeichnet (S. 26). So wirkt auch die Erkenntnis „Die Kelten hat es eigentlich nie gegeben“ (S. 24) angesichts des Buchtitels doch etwas überraschend.

Zum Hauptteil, der die Fundstellen vom Klettgau/Randen bis ins Ries vorstellt, ist im Vorwort wie auch im Backcover zu lesen, das Buch erfasse erstmals alle „obertägig bekannten Stätten des letzten vorchristlichen Jahrtausends auf dem gesamten Gebiet der Schwäbischen Alb“. Davon kann weder

qualitativ noch quantitativ die Rede sein. Ausführlicher werden hier nur die frühkeltische Großsiedlung Heuneburg an der Oberen Donau sowie das spätkeltische Oppidum auf der Uracher Alb vorgestellt. In weiten Teilen kommt das Buch ansonsten nicht über eine schlagwortartig zusammengeschriebene Auflistung bekannter, aber eben öfters auch undatierter Fundstellen hinaus. Vieles wird dabei schablonenartig gekürzt vermittelt, scheinbar und tatsächlich Gesichertes unkommentiert nebeneinandergestellt. Nur über knappe Angaben zur Entfernung vom Ortskern, soweit angegeben, können mithilfe zu beschaffender Kartenwerke die Fundstellen lokalisiert werden. Der Versuch, alle bekannten Fundstellen darzustellen, belässt hier den Leser oft ratlos. Weitaus weniger wäre hier sicher weitaus mehr gewesen.

Im Reutlinger Raum spielt die Achalm eine Rolle, die aufgrund jüngerer Forschungen durchaus in frühkeltischer Zeit eine größere Rolle gespielt haben mag. Meyer bringt hier mit Fragezeichen einen Fürstensitz ins Spiel, wofür sehr wenig spricht, und macht aus dem sehr wohl noch weitgehend erhaltenen Hügel auf dem Scheibengipfel flugs ein „Fürstengrab“. Sicher zutreffend ist jedoch die verkehrsgeographische und räumliche Gunstlage des Berges, die im Mittelalter sicher auch zur Errichtung einer der frühesten Höhenburgen des Raumes beigetragen hat.

Des Öfteren finden sich in den Kapiteln zu den einzelnen Fundstellen überholte und ungesicherte Angaben, so etwa zu angeblichen vorgeschichtlichen Wällen und Gräben am Stöfflesberg bei Gönningen, am Käpfle beim Altbürger Hof im Albvorland oder am Kleinen Roßberg (S. 110; alles Spuren mittelalterlicher Burgen), oder zu der vermeintlich ältesten Befestigung auf dem Dreifaltigkeitsberg bei Spaichingen (S. 63). Es wimmelt dafür allerorten von Opferstätten und Kultorten.

Wie ein roter Faden ziehen sich durch die mit Fotos aufgelockerten Kapitel die zwei Begriffe „geheimnisvoll“ und „rätselhaft“, immer wieder wird auf das „Mythische“, „Unbekannte“ und „Geheimnisvolle“ abgehoben. Im Grundtenor reiht sich das in eine Reihe weiterer Publikationen des Autors zur regionalen Geschichte ein, deren Titel stets Rätsel und Mythen ankündigen – man darf darin sicher eine vor allem werbewirksame Strategie vermuten.

„Im Grunde wissen wir bis heute nicht, wer die Kelten wirklich waren.“ Dieser so simple wie auch belanglose Satz – problemlos anzuwenden für alle Personen, Gruppen und Völker der Geschichte bis in die heutige Zeit – steht als scheinbar neu errungene Erkenntnis wie ein Fazit über dem Buch. Unbefriedigend ist es hier deshalb, weil Meyer erst gar nicht den Versuch unternimmt, irgend etwas aufzuklären. Im Grunde kann dies auch nicht seine Aufgabe sein, doch schafft er laufend neue Rätsel und Geheimnisvolles auch dort, wo es eigentlich gar nichts Rätselhaftes gibt. In Summa dennoch eine beachtliche Fleißarbeit, die dem interessierten Leser durchaus einen Einstieg ins Thema vermitteln kann.

Christoph Morrissey

Manfred Akermann: Die Staufer. Ein europäisches Herrschergeschlecht. Konrad Theiss Verlag, Stuttgart, 3. Aufl. 2010. 190 S., 165 meist farbige Abb., Karten u. Skizzen. 19,95 Euro.

Den Älteren ist die hervorragende Stuttgarter Ausstellung „Die Zeit der Staufer – Geschichte, Kunst, Kultur“ von 1977 noch in bester Erinnerung. Nicht minder unterstrich die Mannheimer Staufer-Ausstellung 2010 die Bedeutung und die Leistung dieses europäischen Herrschergeschlechtes.

Mit den Staufern beschäftigt sich Manfred Akermann seit seiner Jugend. Der faszinierende Sachbildband des ausgewiesenen Fachmanns und früheren Stadtarchivars von Göppingen (später Heidenheim a. d. Brenz und Schwäbisch Hall) erschien 2010 bereits in 3. Auflage. In ihm sind, wie es schon im Vorwort heißt, die wichtigsten Ereignisse dieser Zeit sowie deren prägende Persönlichkeiten festgehalten. Außerdem war es dem Autor als leitendem Mitglied der Staufergesellschaft ein Anliegen, die bedeutendsten, noch erhaltenen baulichen und künstlerischen Zeugnisse dieser Epoche im Nord- und Südreich des Staufer-Imperiums zu dokumentieren sowie die neuesten Forschungsergebnisse auszuwerten.

Dies gelingt Manfred Akermann in hervorragender Weise. Ausgehend von seinen Ausführungen über die Staufer im Bewusstsein unserer Zeit behandelt er im folgenden Kapitel die Herkunft der Familie von den Ries- und Pfalzgrafen, beleuchtet das elsässische Erbe („zweites Stammland der Staufer“), die Stellung des Herrschergeschlechtes als Herzöge von Schwaben und das Land um den Stammsitz Hohenstaufen (Burg Staufen; Grablege Kloster Lorch; Burgenkranz um die Stammburg; Städte, Klöster, Kirchen im Stauferland). Ein weiteres Kapitel stellt dem Leser die Familie der Könige und Kaiser vor: König Konrad III., Kaiser Friedrich I. Barbarossa, Kaiser Heinrich VI., König Philipp von Schwaben, Kaiser Friedrich II., König Konrad, König Manfred, König Konradin.

Der Abschnitt über die Bollwerke der Macht wendet sich zuerst den Pfalzen und Burgen im Nordreich von Nijmegen (Nimwegen) bis Seligenstadt am Main zu, dabei natürlich auch der Wimpfener Kaiserpfalz! Eine Auswahl „stauferzeitlicher“ Burgen ist beigegeben. Den großartigen, in den unteritalienischen Gebieten und auf Sizilien gelegenen Kastellen, darunter etwa Castel del Monte, ist die zweite Hälfte des Kapitels gewidmet. Die Kunst der Staufer mit zahlreichen, großartigen Beispielen der Baukunst, Bildhauerei, Malerei sowie der sogenannten Schatzkunst (Arbeiten in Metall, Elfenbein und aus Edelsteinen) schließt sich an. Ausführungen über das Nachleben der Staufer in Sage und Legende runden zusammen mit dem Literaturverzeichnis und Ortsregister den Band ab.

Besonders erwähnenswert sind die weiteren, den Text hervorragend ergänzenden Hinweise und Erläuterungen zu Landschaft, Kunst und Geschichte samt Wandervorschlägen! Dabei versteht der Autor mit seinen

klaren, verständlichen Texten und einer Fülle exzellenter Aufnahmen, dem Leser die Stauerzeit, diesen bedeutenden Höhepunkt europäischer Geschichte, nahezubringen. Das Werk ist allen, die sich für diese facettenreiche Epoche der Geschichte interessieren, uneingeschränkt zu empfehlen.

Werner Krauß

Hermann Ehmer: Die Reformation in Schwaben (Bibliothek Schwäbischer Geschichte, hrsg. vom Schwäbischen Heimatbund e. V., Band 2). DRW-Verlag Weinbrenner, Leinfelden-Echterdingen 2010. 248 S., 59 Schwarz-Weiß-Abb., 1 Karte, 14,90 Euro.

Die Geschichte der Glaubensspaltung in Südwestdeutschland ist ein Spiegelbild seiner zersplitterten Territorialstruktur und vielfältiger Herrschaftsformen – ein Szenarium, das im Reformationszeitalter noch von spezifischen Verflechtungen mit der Reichspolitik und subtilen kirchenrechtlich-dogmatischen Streitfragen überlagert wurde. Hermann Ehmer, von Haus aus Theologe und langjähriger Direktor des Landeskirchlichen Archivs sowie Autor und Herausgeber zahlreicher Publikationen zur württembergischen Kirchengeschichte, bringt die ideale Voraussetzung für die Bearbeitung eines derart komplexen Themas mit.

Die bekanntesten und in ihren Auswirkungen auf unseren Raum treffend skizzierten Schlüsseldaten der allgemeinen Reformationsgeschichte (Luthers Heidelberger Disputation vom April 1518, der Wormser Reichstag von 1521, der Bauernkrieg von 1525, die Reformationsreichstage von 1526, 1529, 1530 und 1555, die Gefährdungen der Reformation durch den Schmalkaldischen Krieg von 1546/47 und das Interim von 1548 und schließlich der Augsburger Religionsfrieden von 1555) liefern das chronologische Gerüst und einen hilfreichen Orientierungsrahmen. Darüber hinaus setzt Hermann Ehmer eigene Akzente: Anstatt, wie üblich, in mehr oder weniger moralisierend-apologetischer Absicht die Missstände der Papstkirche als Ursachen der Reformation aufzulisten, macht er „Voraussetzungen der Reformation“ klar, indem er das 15. Jahrhundert als eine Epoche der Reformbemühungen in Staat, Gesellschaft und Kirche in Erinnerung ruft und dabei z. B. auf Konziliarismus und Gravinabewegung, auf die Reichsreform von 1495, auf Bauernaufstände sowie auf Ordensreformen, veränderte Formen der Frömmigkeit und des Gottesdiensts und nicht zuletzt auf Humanismus und Buchdruck abhebt. Ein so entstandener „Reform-Zeitgeist“, seine Veränderungsbereitschaft und entsprechende Handlungsmuster waren Voraussetzungen für Luthers „Reformation“ und lenkten diese in bestimmte Bahnen.

Gestützt auf eigene Archivforschungen, untersucht Ehmer zunächst frühe informelle Anfänge der Reformation z. B. in sog. Hauskreisen, wie sie als Folge der Heidelberger Disputation Luthers vom April 1518 entstanden sind.

Dabei berücksichtigt er bewusst auch Gebiete, die, meist unter habsburgischem Einfluss, katholisch blieben. Anschließend beschreibt der Autor den Schritt zur offiziellen Einführung der Reformation, der sich am frühesten in den Reichsstädten vollzog. Dabei stellt er drei Bedingungsfaktoren für den Erfolg der „neuen Lehre“ heraus: einen evangelischen Prediger, eine breitere Anhängerschicht in der Bürgerschaft und Befürworter im städtischen Magistrat. In Reutlingen waren diese drei Voraussetzungen in der Person Albers, durch die Weingärtnerzunft und durch den Amtsbürgermeister Jos Weiß gleichzeitig erfüllt, was erklärt, warum hier die Reformation auch wesentlich früher als etwa in Esslingen oder Ulm Erfolg hatte.

Einen breiten Raum widmet der Autor der spezifischen Entwicklung Württembergs. Unter habsburgischer Herrschaft stehend, blieb das Herzogtum lange, d. h. bis 1534, streng altgläubig und kannte nur eine lutherische Untergrundsbewegung. Umgekehrt führte dann der wieder eingesetzte Herzog Ulrich die lutherische Konfession in einem bürokratischen Kraftakt als obrigkeitliche Kurzzeit-Maßnahme ein. Damit verbundene Ungereimtheiten, insbesondere auch bei der Säkularisierung der Klöster, konnten erst durch seinen Sohn, Herzog Christoph, behoben und in der Großen Württembergischen Kirchenordnung von 1559 endgültig kodifiziert werden. Eindrucksvoll legt Ehmer dar, wie sich Württemberg durch seine Kirchen- und Bildungspolitik zu einem protestantischen Musterterritorium mit einer erstaunlichen reichs- und europaweiten Ausstrahlung entwickelte.

Besonders wird der Leser Ehmers kirchenrechtlich-organisatorische und theologische Ausführungen schätzen, die zu einem Verständnis des Reformationsprozesses unentbehrlich sind. Beispielhaft erwähnt seien in den 1520er Jahren die Konflikte um die lateinische Messe und die Einführung lutherischer Gottesdienstformen, die innerprotestantischen Konflikte um die Abendmahlslehre oder auch der Erlass von Kirchenordnungen in den Reichsstädten und Territorien in den 1530er Jahren. Sie führten zu einer umfassenden obrigkeitlichen Neuordnung des Kirchenwesens und lösten die protestantischen Kirchen dogmatisch, organisatorisch und personal sowie besitz- und disziplinarrechtlich aus der bestehenden Papst- und Bischofskirche heraus – unter Anwendung eines staatlichen *Ius reformandi*, das erst 1555 reichsrechtlich sanktioniert wurde.

Das Buch beschreibt im Anhang 14 Ausflugsziele – von Alpirsbach bis Weil der Stadt, allerdings ohne Reutlingen –, was wohl auch dem „Schwäbischen Heimatbund“ als Herausgeber zu verdanken ist. In der Summe legt Hermann Ehmer eine souveräne Abhandlung über eine regionale Reformationsgeschichte vor, wobei sich der Historiker allenfalls einen etwas kritischeren Umgang mit dem Begriff „Schwaben“ gewünscht hätte. *Wilhelm Borth*

Reinhold Weber, Peter Steinbach, Hans-Georg Wehling (Hrsg.): Baden-württembergische Erinnerungsorte. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2012. 618 S., 510 Abb., 19,50 Euro.

Ein gewichtiges Buch, in jeder Hinsicht. Es ist nahezu drei Kilogramm schwer, und in der Summe ergeben die zum 60. Gründungsjahr Baden-Württembergs erschienenen „Erinnerungsorte“ nichts weniger als eine andere Art von Landesgeschichte. 51 Autorinnen und Autoren stellen 51 Orte vor, wobei Bezugspunkte nicht nur im geographisch-materiellen, sondern auch im übertragen-ideellen Sinne gemeint sind. „Gemeinsam ist diesen Kristallisationspunkten der Erinnerung“, so die Herausgeber in der Einleitung, „eine besondere Bedeutung, die Weltsicht und Weltverständnis prägt und nicht zuletzt durch eine besondere symbolische Bedeutung charakterisiert wird, aus der heraus sich eine Wirkung ergibt, die als ‚identitätsstiftend‘ bezeichnet werden kann.“

Das Themenspektrum umfasst Staatssymbole, Räume und Territorien, demokratische Traditionen und politische Kultur, Industrialisierung, Migration, Gesellschaft, Religion, Bildung, Soziales, Kunst und Architektur, gefährdete Demokratie, Diktatur, Widerstand, Holocaust, Zerstörung, Kriegsfolgen und Wiederaufbau, Literatur und Medien, Genießerland und jüngste Zeitgeschichte. Die Konkrektion reicht vom Landeswappen bis zum Tübinger Stift, vom Weingartener Blutritt bis zum RAF-Hochsicherheitstrakt Stammheim, von der jüdischen Geschichte Laupheims bis zum Korntaler Pietismus, von der Grabkapelle auf dem Rotenberg bis zur Straßburger Rheinbrücke, vom Unternehmer Robert Bosch bis zum Hitler-Attentäter Johann Georg Elser.

Der Kreis Reutlingen ist mit Buttenhausen und Matthias Erzberger ausführlicher, ansonsten aber mit dem Reutlinger Gmindersdorf oder dem Bad Uracher Haus auf der Alb, dem Uracher Wasserfall oder dem Schloss Lichtenstein, den Schriftstellern Hermann Kurz und David Friedrich Weinland eher marginal vertreten. Natürlich – und die Herausgeber weisen prophylaktisch darauf hin – braucht es bei einem solchen Sammelband Mut zur Lücke. Entsprechend gibt es immer Desiderate: Hohenstaufen und Hohenneuffen, Bauernkrieg und Klosterleben, Venus vom Hohle Fels und Ulmer Hochschule für Gestaltung, Mutlanger Friedenscamp und Stuttgarter S-21-Bauzaun. Und zugleich lässt sich über die Relevanz eines Beitrags wie Meßkirch als Hochburg des badischen Liberalismus streiten. Aber durch seine große Vielfalt und eigene Sichtweise macht das Kompendium Lust auf Landesgeschichte.

Die skizziert das Konzept der Erinnerungsorte, welches auf den „Lieux de mémoire“ des französischen Historikers Pierre Nora fußt und von Étienne François und Hagen Schulze für deutsche Erinnerungsorte fruchtbar gemacht wurde. Den theoretischen Hintergrund bildet der vom französischen Soziologen Maurice Halbwachs geprägte Begriff „kollektives Gedächtnis“, den die

deutschen Kulturwissenschaftler Aleida und Jan Assmann ausdifferenziert haben. Letztlich geht es im Sinne des Historikers Jörn Rüsen um „Geschichtskultur“ als kulturelle Überlieferung und symbolische Repräsentation.

Einen hohen Anteil daran hat das Bildgedächtnis, und der opulente Band unterstützt mit zahlreichen Abbildungen die sinnliche Seite der sinngebenden Geschichtserkenntnis. Rüsen hat aber auch auf die praktische und emotionale Verankerung von Erinnerungen hingewiesen. So gesehen gehört die Alltagskultur mit Kehrwoche und Spätzlespresse, Rothaus-Bier und Schwarzwälder Kirschtorte ebenso zum kollektiven Gedächtnis – und damit in ein solches Buch – wie das Narrativ des Landes in Sagen, Mythen, Anekdoten oder Witzen. Und methodisch lässt sich schließlich fragen, warum der Nationalsozialismus nicht auch an dem bis in unsere Zeit reichenden Topos „Autobahn“ oder der noch immer zu hörenden Metapher „Reichskristallnacht“ thematisiert und damit zugleich die Ambivalenz von Erinnern und Vergessen, Verdrängung und Bewusstmachung aufgezeigt wird.

Wolfgang Alber

Paul Sauer: Württemberg im Kaiserreich. Bürgerliches Freiheitsstreben und monarchischer Obrigkeitsstaat. Silberburg-Verlag, Tübingen und Lahr/Schwarzwald 2011. 392 S., 99 Abb., 29,90 Euro.

Paul Sauer hat zahlreiche Bücher zur baden-württembergischen Landesgeschichte verfasst und war einer der profiliertesten Kenner insbesondere der württembergischen Historie. Der frühere Archivar der Landeshauptstadt Stuttgart starb 2010 kurz nach Vollendung des hier besprochenen Werks, welches das Ergebnis seiner vieljährigen Beschäftigung mit der Geschichte Württembergs im 19. und frühen 20. Jahrhundert ist. Das Buch behandelt den politischen Werdegang Württembergs während der knapp fünf Jahrzehnte des Deutschen Kaiserreichs von 1871 bis 1918. Der Autor legt dabei besonderen Wert auf den Beitrag, den das Land damals zur politischen Kultur Deutschlands geleistet hat.

Sauer versucht darzustellen, wie Württemberg auch nach dem Scheitern der Revolution von 1848/49 in der Monarchie den liberalen Geist bewahren und sein freiheitlich-politisches Profil behaupten konnte. Dabei nimmt er insbesondere die Landespolitik auf höchster Ebene in Stuttgart ins Visier. Bei der Charakterisierung der Politik der württembergischen Könige benennt er klar und ohne Umschweife, dass König Karl durch seine homoerotischen Eskapaden sich oft weit von der Landespolitik entfernte und das Land in schwierige Situationen brachte. Sehr viel näher liegt dem Autor die Haltung seines Nachfolgers, König Wilhelm II., dessen Interesse für das Land und seine Bürgernähe und Aufgeschlossenheit. Einen großen Stellenwert nimmt in der Publikation die Beschreibung der politischen Arbeit in den beiden Kammern der Landstände und der jeweiligen Landesregierungen ein sowie die Wechsel-

wirkung zur Reichspolitik in Berlin, die Stellung zu Bismarck und den anderen Reichskanzlern. Umgekehrt wird auch die Position des deutschen Kaisers Wilhelms II. zu Württemberg reflektiert.

Ferner ist das Spektrum der politischen Parteien ein wichtiges Thema. Dabei werden der Aufstieg der Sozialdemokratie, die Entstehung der Gewerkschaften und die Anfänge der Frauenbewegung ebenso als Ausformungen des liberalen Geistes betrachtet wie etwa die Positionen der Volkspartei. Württemberg nimmt hier laut Sauer sogar eine Vorreiterrolle im Ringen um eine freiheitliche Staats- und Gesellschaftsordnung ein. So verweist er z .B. auf die erste 1. Mai-Kundgebung, auf den ersten Sozialistenkongress und den ersten Frauenkongress, die in Stuttgart abgehalten wurden.

Letztlich ist das Buch aber sehr auf die Beschreibung der politischen Umstände in Stuttgart rund um den königlichen Hof, auf die Ständekammern und andere Bewegungen in der Landeshauptstadt fokussiert. Die Entwicklung im Land, die Unterschiedlichkeiten in den Regionen, Städten und Gemeinden Württembergs werden nicht behandelt. So ist auch von Reutlingen (und vielen anderen Städten) in der Publikation nicht die Rede – der langjährige Abgeordnete des Wahlkreises Reutlingen-Tübingen, Friedrich von Payer, kommt indes in seiner landespolitischen Bedeutung sehr wohl zur Geltung. Merkwürdigerweise nimmt der Erste Weltkrieg, auch das Kriegsgeschehen an den verschiedenen Fronten bis hin zum U-Boot-Krieg, einen breiten Raum ein. Der Erste Weltkrieg hatte natürlich große Auswirkungen auf das Land, war aber kein spezifisch württembergisches Thema. Dennoch gebührt Sauer letztem Werk das Verdienst, die knapp fünf Jahrzehnte Württembergs im Kaiserreich insgesamt in den Blick gerückt zu haben – die Zeit, in der das württembergische Adelshaus nach vielen Jahrhunderten seinen Abschied von der Führung des Landes nehmen musste.

Werner Ströbele

Walter Göggelmann: Der Fall Gustav Werner. Ein Konflikt in der Württembergischen Kirche. Calwer Verlag Stuttgart, 2012. 287 S., 19,95 Euro.

Durch den 200. Geburtstag von Gustav Werner, der 2009 festlich begangen wurde, hat die Erforschung der Geschichte dieses Unangepassten in der württembergischen Kirche neuen Auftrieb erhalten. Hierbei ist natürlich auch der Konflikt Werners mit der heimischen Kirche, nicht nur mit der konsistorial verfassten Kirche, sondern – wohlgemerkt – auch mit dem tonangebenden Pietismus zur Sprache gekommen. Es konnte daher nicht ausbleiben, dass der Verfasser als ausgewiesener Werner-Kenner dieser Grundfrage des Werner'schen Denkens und Wirkens eine eigene Veröffentlichung widmen würde.

Göggelmann geht von der Feststellung aus, dass 1851 vom Konsistorium verboten wurde, dem „Reiseprediger“ Werner künftig Kirchengebäude einzuräumen. Von der diakonischen Wirksamkeit des Mannes war dabei nicht

die Rede, obwohl die „Stegreifrede“ Wicherns auf dem Wittenberger Kirchentag 1848, mit der er den Begriff der „Inneren Mission“ als kirchlicher Antwort auf die soziale Frage der Zeit in den Raum stellte, erst wenige Jahre zurücklag. Der genannte Konsistorialerlass stellt freilich nur ein vorläufiges Ende des Konflikts dar, dem Göggelmann hier in seinen verschiedenen Abschnitten nachgeht. Er tut dies aufgrund einer Fülle von veröffentlichten und unveröffentlichten Quellen, die trotz des Kriegsverlusts des Archivs des Bruderhauses als hinreichend bezeichnet werden müssen. Es ist somit ein wichtiger Beitrag zur Geschichte Gustav Werners und seines Werks entstanden.

Eingangs wird die wirtschaftliche, politische und kirchliche Lage Württembergs in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts skizziert. Besonders beleuchtet der Verfasser die Entwicklung des Pietismus, ausgehend vom Pietistenreskript 1743, das – wenn nicht nach dem Wortlaut, so doch dem Geiste nach – immer noch maßgebend war. Der Wendepunkt war die Enttäuschung der apokalyptischen Hoffnungen 1836, die den württembergischen Pietismus auf neue Bahnen, auf die der Erweckungsbewegung, brachte. Als Vorkämpfer dieser neuen Richtung wird Sixt Karl Kapff gekennzeichnet, der nach 1848/49 mehr und mehr zum Vertrauensmann des Pietismus wie der Kirchenleitung wurde. Sein Streben galt dem christlichen Staat, der Kapff'sche Pietismus ist somit ein rückwärtsgewandter, politischer Pietismus. Es ist klar, dass mancher, der nicht in diese Richtung passte – nicht nur David Friedrich Strauß und seinesgleichen, sondern auch Gustav Werner –, hier zumindest Schwierigkeiten bekam.

Diese Auseinandersetzung mit Werner zeichnet der Verfasser in ihren verschiedenen Stufen nach. Es wird deutlich, dass Werner mit seiner Tätigkeit letztlich das ganze staatskirchliche System in Frage stellte, in dem man sich eingerichtet hatte. Werner tritt hier als prophetische Gestalt auf, die auf die Kirche der Zukunft verweist und in seinem Handeln schon verwirklicht. In mancher Hinsicht konservativ, wirkt er doch in seiner positiven Einstellung zur heraufziehenden Industriewelt als rückhaltloser Neuerer. Ungescheut zeigt er die Fragen der Zeit auf, die ihn zum Handeln drängen. Der wirtschaftliche Wandel bewirkt gesellschaftliche Veränderungen und Verwerfungen, aber auf diesem Weg müssen die Schwachen und Schwächsten mitgenommen und der Teilhabe versichert werden. Werner auf Lehrirrtümer festzulegen, erweist sich somit als Vermeidungsstrategie, da er nicht die kirchliche Lehre, sondern die Verfasstheit der Kirche seiner Zeit in Frage stellt.

Die Nachgeschichte, die der Verfasser ebenfalls skizziert, zeigt die schließliche Vereinnahmung Werners durch den Pietismus. Er wird nun gewissermaßen einer der württembergischen Väter, der allmählich einen Ehrenplatz in dem selbst geschaffenen Geschichtsbild des Pietismus angewiesen bekommt.

Die Tatsache, dass dieses an Einzelheiten reiche Bild des „Falls Gustav Werner“ im Zusammenhang mit dessen 200. Geburtstag entstanden ist, zeigt deutlich, dass Walter Göggelmann sein Werk auch als Anfrage an die heutige Landeskirche und an den Pietismus heute versteht. Doch beide haben seitdem

erhebliche Wandlungen durchgemacht, so dass Schuldzuweisungen und entsprechende Entschuldigungen wohl fehl am Platze wären.

An Göggelmanns Darstellung wären allenfalls einige Kleinigkeiten auszusetzen. So wurde der Weber (!) Georg Rapp aus Iptingen mit seiner Anhängerschaft nicht aus dem Lande verdrängt, vielmehr gehörte die Auswanderung zu seinem apokalyptischen Programm. Nicht nur hier, auch anderwärts wäre das Heranziehen einschlägiger Literatur hilfreich gewesen, so etwa des Handbuchs der baden-württembergischen Geschichte oder auch des Lebensbilds von Kapff, verfasst von Tilman-Matthias Schröder (Kirchengeschichte Württembergs in Porträts, Holzgerlingen 2001). Hermann Ehmer

Gustav Schwab: Landschaftsbilder, hrsg. von Wolfgang Alber (Eine Kleine Landesbibliothek, Band 23). Klöpfer & Meyer, Tübingen 2012. 190 S., 12,00 Euro.

Isolde Kurz: Erzählungen und Erinnerungen, hrsg. von Andreas Vogt (Eine Kleine Landesbibliothek, Band 24). Klöpfer & Meyer, Tübingen 2012. 221 S., 14,00 Euro.

Justinus Kerner: Sinnliches und Übersinnliches, hrsg. von Hermann Bausinger (Eine Kleine Landesbibliothek, Band 25). Klöpfer & Meyer, Tübingen 2012. 231 S., 14,00 Euro.

Mit den hier vorzustellenden drei Bänden wird ein ambitioniertes literarisches Projekt des Tübinger Verlags Klöpfer & Meyer abgeschlossen. Die auf 25 Bände angelegte „Kleine Landesbibliothek“ will den „Beitrag des Südwestens zur großen deutschen Literatur“ dokumentieren. Autorinnen und Autoren, die aus dem Bereich des heutigen Baden-Württemberg und angrenzender Gebiete stammen oder dort gelebt haben, werden je mit einer Werk Auswahl vorgestellt. Die zeitliche Spanne reicht vom 16. bis ins 20. Jahrhundert. Neben Autoren, die stärker regional bedeutsam sind, stehen solche, die über die nationalen Grenzen hinweg weltliterarischen Rang erreichen wie Friedrich Schiller, Friedrich Hölderlin oder Hermann Hesse. Mit Annette von Droste-Hülshoff, Ottilie Wildermuth und Isolde Kurz sind drei Frauen in der „Kleinen Landesbibliothek“ vertreten. Charakteristika dieses Landes werden in drei Bänden gesondert erläutert: „Lauter Talente. Badener, Schwaben, Franken“, „Freundschaft. Beziehungen und Bekenntnisse“, „Reingeschmeckt. Essen und Trinken in Baden-Württemberg“.

Ein besonderer Reiz der Reihe liegt in der Möglichkeit, bedeutende Dichter (wieder) näher kennenzulernen, zum Beispiel Johann Peter Hebel, Wilhelm Hauff, Ludwig Uhland, Eduard Mörike, Gustav Schwab, Justinus Kerner. Andere, im Laufe der Zeit in den Hintergrund gerückte oder auch stärker regional gebundene Autoren können (neu) entdeckt werden, zum Beispiel Wilhelm Waiblinger, Hermann Kurz, Friedrich Theodor Vischer, Joseph

Victor von Scheffel, Heinrich Hansjakob, Berthold Auerbach. Denkbar ist auch, den einen oder anderen noch nicht als Autor wahrgenommenen Namen zu finden wie Carl Julius Weber, Tony Schumacher oder Theodor Heuss. In Jörg Wickrams Schwanksammlung „Das Rollwagenbüchlein“ (1555) könnten auch heutige Reisende eine durch historische Distanz intensivierte unterhaltsame und zum Nachdenken anregende Lektüre finden.

Die „Kleine Landesbibliothek“ – ein vielfältiges Angebot variantenreicher Lektüre aus dem kulturell reichhaltigen Südwesten in der Spannung zwischen landschaftlich-regionaler Verwurzelung und kosmopolitischer Weite. Kulturell-literarisch variantenreich ist auch das Herausgeber-Team aus dem Wissenschafts- und Medienbereich: Wolfgang Alber, Kulturwissenschaftler und Journalist in Reutlingen; Hermann Bausinger, emeritierter Professor für empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen; Monique Cantré, Feuilleton-Leiterin beim „Reutlinger General-Anzeiger“; Friedemann Schmoll, Literatur- und Kulturwissenschaftler und Chefredakteur der „Schwäbischen Heimat“; Werner Witt, Leiter der Abteilung „Aktuelle Kultur“ beim Südwestrundfunk in Baden-Baden. Der Verlag schließlich mit Hubert Klöpfer an der Spitze, literarisch ausgewiesen und mit Preisen ausgezeichnet, gestaltet das Projekt in eindrucksvoller Weise bis in die bibliophile Ausstattung eines jeden jeweils kompetent und verständlich eingeleiteten Bandes.

Mit dem Namen Gustav Schwab (1792–1850) verbinden viele Leser Geschichten und Figuren der antiken Mythenwelt, vermittelt durch seine bis heute verbreitete Nacherzählung der „schönsten Sagen des klassischen Altertums“. Mit Gedichten wie „Das Gewitter“ oder „Der Reiter und der Bodensee“ ist auch der Balladendichter Schwab gegenwärtig. Für Band 23 der „Kleinen Landesbibliothek“ wurden „Landschaftsbilder“ ausgewählt, eingeleitet unter dem Motto „Unterwegs mit Auge, Kopf und Herz“. Anschaulich skizziert der Herausgeber Wolfgang Alber Leben und Werk des Stuttgarters Gustav Schwab (1792–1850): Weitgereister Professor für Latein und Griechisch, Theologe, Redakteur, Übersetzer, Freund und Förderer vieler Dichter, in Politik und Verwaltung engagiert. In den Jahren als Pfarrer in Gomaringen (1837–1841) fand er mehr Zeit für eigene Werke. Gustav Schwab beschreibt Wanderungen über die Schwäbische Alb, um den Bodensee und durch Schwaben. Eingefügt sind thematisch bezügliche Gedichte. In farbiger, poetisierender Sprache lässt der Autor den Leser an den landschaftlichen, geschichtlichen, kulturellen Besonderheiten teilnehmen, oft von erhöhten Punkten aus – Berge, Türme. Mit diesen Wander- und Reiseführern ermuntert er die Leser, die „so verschiedenartigen landschaftlichen Reize“ dieses Landes selbst genießend zu erleben. Für den heutigen Wanderer könnte es reizvoll sein, Schwabs Beobachtungen im 19. Jahrhundert mit dem gegenwärtigen Zustand wandernd zu vergleichen.

Eine Generation jünger als Gustav Schwab, war Isolde Kurz (1853–1944) im frühen 20. Jahrhundert eine erfolgreiche Schriftstellerin. Von ihr bietet der Band 24 der Reihe ausgewählte „Erzählungen und Erinnerungen“ sowie zehn Gedichte. (Bibliographische Nachweise der ausgewählten Werke wären wünschenswert.) Unter dem Motto „Der Drang nach Süden“ skizziert der Herausgeber Andreas Vogt, in Reutlingen wirkender Kulturwissenschaftler, ihr Leben und Werk.

Isolde Kurz war die Tochter des Reutlinger Publizisten und Schriftstellers Hermann Kurz und der unkonventionellen Marie von Brunow. In ihren Erinnerungen „Aus meinem Jugendland“ berichtet Isolde Kurz eindrücklich von ihren Kinder- und Jugendjahren in Oberesslingen und Tübingen. Der freisinnige Lebensstil der Familie Kurz ließ ihre Kinder im Urteil des „Tübinger Spießbürgertums“ als „Heidenkinder“ erscheinen. Über ihre Biographie hinaus erzählt Isolde Kurz von Stiftern und Gogen, von schwäbischen Landpfarrern und Originalen unter den Professoren, insgesamt bunte, auch kulturgeschichtlich interessante Szenen aus dem 19. Jahrhundert. Dass sie als Mädchen es durchsetzte, reiten und schwimmen zu lernen, war zu ihrer Zeit eine Sensation. In Tübingen sah die hochbegabte junge Frau keine Zukunft für sich. 1876 verließ sie ihr „liebes Schwabenland“, folgte, auf der Spur eines Bruders, einem „Drang nach Süden“. Florenz wird drei Jahrzehnte lang ihr kulturelles Zentrum, die Kulturlandschaft Toskana ersetzt Schwaben. Mit den „Florentiner Novellen“ gelang der Durchbruch zur anerkannten Dichterin. 1913 erhält sie – als erste Frau – die Ehrendoktor-Würde der Universität Tübingen. Die Themen ihrer Erzählungen, Gedichte und Aphorismen entnimmt sie der kulturellen Fülle Italiens, besonders der Epoche der Renaissance. Sie huldigt Florenz, „der Wiege der wiedergeborenen Menschheit“, beschreibt aber auch atmosphärisch dicht die Natur und ihr Leben am Meer in Forte dei Marmi, wo sie mit ihrer Mutter lebt. Von der Diktatur in Deutschland lässt sie sich gerne huldigen. 1943 kehrt Isolde Kurz nach Tübingen zurück; hier stirbt sie 1944. Straßen wurden nach ihr benannt, seit 1937 trägt in Reutlingen ein Gymnasium ihren Namen.

Die Auswahl der Texte von Justinus Kerner (1786–1862) in Band 25 trägt den Titel „Sinnliches und Übersinnliches“. Unter der Überschrift „Geisterwelt und Poesie“ zeichnet der Herausgeber Hermann Bausinger ein differenziertes Bild dieser auf vielen Feldern aktiven Persönlichkeit – Arzt, Forscher, Heimatpfleger, Dichter. Von seinen Erinnerungen „Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“ (1849) wird der zweite Teil über die Jahre 1796 bis 1804 abgedruckt. Kerner erzählt von allerlei Erfahrungen als Schüler und Lehrling in Maulbronn und Ludwigsburg, klar und durchaus auch kritisch, z. B. „Die Frau Prälatin hatte ganz den Kopf und die Augen einer Eule.“ Über das Biographische hinaus kommen auch zeitgeschichtliche Zusammenhänge in den Blick. Nach dem Studium der Medizin in Tübingen unternimmt Kerner eine große Bildungsreise – „Die Reiseschatten“ – bis Hamburg und Wien mit

Beginn in Reutlingen. Hier hatte er auch seine spätere Frau kennengelernt. Einige „Briefe an Friederike“ verweisen auf eine lebenslange innige Liebesbeziehung. Kerners Umgang mit somnambulen und „dämonisch-magnetischen“ Zuständen dokumentieren eindrucksvoll Berichte über „Geisterseherinnen“. Von seinen „Klecksographien“ werden 15 Tintenklecksbilder abgedruckt. Die Freundschaft mit vielen Dichtern seiner Zeit und viele Gäste im Kerner-Haus in Weinsberg vermitteln ein eindrucksvolles Bild des geistig-literarischen Lebens jener Zeit. Von seinen vielen Gedichten gilt „Preisend mit viel schönen Reden“ als württembergische Hymne. Einen „Kerner“ kann man auch trinken, die Neuzüchtung eines feinfruchtigen Weißweins ist nach dem Dichter benannt.

„Eine kleine Landesbibliothek“ – eine verdienstvolle Sammlung literarischer Schätze, eine Reihe gegen das Vergessen. Dem Verlag Klöpfer & Meyer und den Herausgebern ist dafür sehr zu danken.
Theodor Karst

Dominik Burkard: Joannes Baptista Sproll, Bischof im Widerstand (Mensch – Zeit – Geschichte, hrsg. von Peter Steinbach u. a.). W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2013, 170 S., 19,90 Euro.

Dass vor allem in kritischen Zeiten Männer und Frauen der Kirchen beider Konfessionen landesgeschichtliche Bedeutung erlangen und durch sie nicht nur in die Kirchengeschichte eingehen, weiß der Bürger spätestens seit dem Wendejahr 1989. Er kann sie nennen für die Zeit des Nationalsozialismus und der Weimarer Republik. Die Landeszentrale für politische Bildung in Baden-Württemberg hat vor Jahren z. B. ein Büchlein über Matthias Erzberger herausgegeben. In dieser Reihe erschien nun auch eines über Bischof J. B. Sproll, über den schon viel geschrieben wurde, wie auch das Literaturverzeichnis zeigt. Die meisten Publikationen behandeln seine Verbannung im August 1938 durch die Gestapo bis zur Rückkehr am 12. Juni 1945. Davon handelt natürlich auch das vorliegende Bändchen auf 50 Seiten. Selbstverständlich haben die Autoren alle geschildert, wie es zu Sprolls Konflikt mit dem NS-Staat kam und auch biographische Erläuterungen dazu geliefert. Eine erste zusammenfassende Darstellung auf dem neuesten Stand der Forschung (z. B. mit dem, was Hubert Wolf entdeckte) liegt allerdings erst mit diesem Band vor. Sie beantwortet auch vollständig die bei Männern und Frauen des Widerstands meist offene Frage, was sie denn außer der Ablehnung des NS-Staats und seiner Verbrechen für die Entwicklung eines demokratischen Rechtsstaates zu leisten in der Lage waren. Der Hinweis auf Sprolls Herkunft als Sohn eines Straßenwärters, der übrigens kein Bauer war, sagt da ja nichts. Burkard schildert Sprolls Ausbildung, die Tätigkeit im Rottenburger Priesterseminar und als Gemeindepfarrer in Kirchen bei Ehingen, dann die Tätigkeit im Domkapitel, wo er, für Politik zuständig, sein Bistum ab 1912 in der Ersten

Kammer des Landtags zu vertreten hatte, der sogenannten Prinzenkammer, einem Oberhaus für den Adel in Württemberg und die Prälaten beider Kirchen, wie der Landeshistoriker weiß. Ab 1913 war er auch als Mitglied des Zentrums gewählter Abgeordneter des Zweiten Kammer. Mit dem Ende des Ersten Weltkriegs und dem Ende des Königreiches Württemberg hatte eine Verfassunggebende Landesversammlung für eine neue demokratische Rechtsordnung des Landes Württemberg zu sorgen. Sproll gehörte ihr an und hatte mitzuwirken an einem neuen Rechtsverhältnis von Kirche und Staat, das bekanntlich 1924 Geltung erlangte. Daran musste vor allem die evangelische Kirche des Landes Interesse haben, weil sie ja mit dem König den Inhaber des Kirchenregiments verloren hatte.

Kaum jemand weiß, dass es noch vor dem Kriegsende mit Erzbergers Hilfe im August 1917 zur Gründung einer katholischen Friedensbewegung kam (dem sogenannten Friedensbund deutscher Katholiken), in einem Augenblick also, als Künstler und Intellektuelle erst langsam zu begreifen begannen, auf welchen Wahnsinn sie sich mit ihrer Kriegsbegeisterung 1914 eingelassen hatten. Sproll wurde Mitglied dieser Friedensbewegung und warb für sie in der Deutschen Bischofskonferenz – vergeblich, versteht sich. Sproll, ein *homo politicus* schon vor 1933. Allein der ersten 40 Seiten dieses Buches wegen, auf denen dies alles geschildert wird, kann man dem Verfasser und den Herausgebern nur dankbar sein. Denn im Gegensatz etwa zu Stauffenberg und anderen heldenmütigen Attentätern wusste Sproll, wofür er kämpfte und sein Leben aufs Spiel setzte: für den demokratischen Rechtsstaat, der allein bereit und in der Lage ist, Religions- und Glaubensfreiheit zu respektieren. Er hört zu den Vätern unseres Landes Baden-Württemberg.

Das dramatische Jahr in Sprolls Biographie, nämlich das Jahr 1938, in dem er sich am 10. April durch Wahlenthaltung weigerte, seine Zustimmung zum Anschluss Österreichs nur zu geben zusammen mit einer Billigung der Politik Hitlers, liegt 75 Jahre zurück. Die Weigerung wurde zum Vorwand für den NS-Staat, gegen Sproll mit allen Schikanen vorzugehen. Unter der Überschrift „Deeskalation durch Abwesenheit“ behandelt Burkard dann das Verschwinden Sprolls aus der Öffentlichkeit bis zum 12. Juni 1945 (S. 106 ff.). Es endete am 12. Juni in Percha am Starnberger See, von wo ihn der Söflinger Pfarrer im eigenen Wagen zunächst nach Ulm zurückbrachte. Diese geradezu abenteuerlichen Vorgänge finden sich geschildert in dem Buch von Paul Kopf: Franz Weiß – für Deutschland und Christus, Ostfildern 1994, S. 70 ff. Burkard führt diese Quelle nicht an und schöpft sie auch nicht aus. Vielleicht verbot er sich, in seinem Bändchen zu weitschweifig zu werden. *Hermann Josef Pretsch*

Walter Röhms: Schäferfest und Schäferlauf in Bad Urach (Uracher Geschichtsblätter, Bd. 3). Bad Urach 2011. 369 S., zahlr. Abb., 24,90 Euro.

Der Uracher Schäferlauf gehört ohne Zweifel zu den bekanntesten Brauchtumsfesten im Land. Immer im Wechsel mit seinem Markgröninger Pendant findet das Großereignis jeweils in den ungeraden Jahren statt, heute stets an einem um Jakobi (25. Juli) liegenden Sonntag. Das ist schon lange so, aber keineswegs von Anfang an.

Walter Röhms, früherer Kurdirektor der Bäderstadt an der Erms und für viele Jahre auch verantwortlich für das Uracher Stadtarchiv und Stadtmuseum, zeichnet kenntnisreich die Entwicklung des Festes von seinen Anfängen 1723/24 bis zum heutigen Tage nach. Dabei kann er sich auf das reichhaltige Material des Uracher Stadtarchivs stützen und bezieht in den ersten Kapiteln, die sich mit der Schäfererei und der Schäferzunft im Herzogtum Württemberg beschäftigen, auch in Teilen das einschlägige Aktenmaterial des württembergischen Oberrats im Hauptstaatsarchiv Stuttgart mit ein.

Schäferfest und Schäferlauf, dies wird in Röhms Buch deutlich, sind Ausfluss einer zünftischen Organisation der Schäfer im Herzogtum. In Markgröningen lässt sich dies bereits im ausgehenden Mittelalter nachweisen. Urach erhielt ebenso wie Heidenheim seine Schäferzunftlade – und damit die Voraussetzung für das Brauchtum – nach einem gescheiterten Anlauf Mitte des 17. Jahrhunderts im Jahr 1723. Die Erweiterung der Zunftladen spiegelt den staatlich geförderten Aufschwung von Wollverarbeitung und Wollhandel im Herzogtum wider, der sich besonders im Schwarzwald mit den dortigen Zeugmachern und der privilegierten Calwer Zeughandelscompagnie verbindet.

Mittelpunkt des Zunfttages war zunächst die Regelung der eigenen Angelegenheiten durch das Schäfergericht. Die Symbole der Uracher „Partikularzunft“, Fahne und Lade, wurden in der Stadt verwahrt, ebenso das Zunftarchiv. So kann Röhms auf die annähernd komplett erhaltene Reihe der Zunftrechnungen seit 1724 für seine Forschungen zurückgreifen. Aus einem Bericht des ersten, am 29. Juni 1724 abgehaltenen Schäferfestes, den Röhms dem Bürgermeister Johann Wilhelm Kolb zuschreibt, geht hervor, dass damals schon wesentliche, bis heute prägende Brauchtumselemente vorhanden waren: Der festliche Umzug, ein „Ehrentanz“ sowie eben der Schäferlauf, ein Wettrennen der unverheirateten Schäferinnen und Schäfer. Mehr als 3000 Menschen sollen dem Spektakel damals beigewohnt haben (S. 69). Die Uracher Metzger, heute nicht mehr wegzudenkende Akteure des Festes, sind als „Kreisreiter“ bereits am Ende des 18. Jahrhunderts beteiligt. Deutlich wird in Röhms Darstellung, dass diese Elemente allesamt herrschaftlich reglementiert waren. Von gewachsenem, „ursprünglichem“ Brauchtum kann also nur eingeschränkt die Rede sein.

Den ersten großen Einschnitt erfuhr das Schäferfest, nachdem Anfang des 19. Jahrhunderts die Schäferzunft aufgehoben und damit der Veranstal-

tung eigentlich der Boden entzogen war. Da sich das Ereignis jedoch über gut und gerne einhundert Jahre etabliert hatte, wollte die Stadt nicht mehr darauf verzichten und entschloss sich, das Fest im üblichen Turnus in eigener Regie fortzuführen. Doch ohne die Zwangsveranstaltung einer Zunftversammlung war der Schäferfesttag keineswegs ein Selbstläufer. So bedurfte es neuer Impulse, um das bedrohte Fest zu beleben. Und die kamen von der Pfarrerswitwe Charlotte Bardili (1801–1878) und den Uracher Metzgern, die künftig den „Vorreiter“ des Festzugs stellten. Neue Choreographien – Bechertanz und Wettlauf der Wasserträgerinnen – und neue Gruppen bereicherten Festzug und Festprogramm, um das sich alsbald ein zünftiger Rummel entwickelte, der bis heute die Massen anzieht. Der Uracher Schäferlauf kann damit als Musterbeispiel für ein neu „erfundenes“ Brauchtum im bürgerlichen Zeitalter gelten.

Welcher Erfolg dieser Erneuerung beschieden war, zeigt wohl am besten, dass sich das Fest durch die Krisen der Weimarer Zeit hinweg durchgehend hielt und mit dem auf Hans Reyhing (1882–1961) zurückgehenden Theaterstück von der „Schäferlies“ (seit 1923) sogar noch erweitert wurde. Eine in nationalistischem Duktus gehaltene Predigt des Uracher Dekans Martin Ott zum Schäferlauf 1931 lässt ahnen, wohin die Reise gehen sollte (S. 145): „Lasset uns laufen mit Ausdauer in dem Kampf, der uns verordnet ist.“ – Die Indiennahme des Festes durch die Nationalsozialisten, die sich hier schon andeutet, wird im Buch nicht ausgespart. Ausführlich beleuchtet Röhm dann die Entwicklung der Nachkriegsjahre bis in die Zeit, die der Autor als intimer Kenner der Uracher Verhältnisse auch aus eigener Anschauung nachzeichnen kann.

Das Buch ist reich bebildert mit einer Reihe aussagekräftiger, hier wohl zum ersten Mal gezeigter früher Fotografien. Schade ist, dass das Format der Uracher Geschichtsblätter immer wieder zu recht kleinen Reproduktionen nötigt. Eine immense Fleißarbeit und praktische Hilfe für die künftige Nutzung steckt in dem aus Quellen und Listen der Daten und Beteiligten der Uracher Schäferfeste seit der Gründung zusammengestellten Anhang. Besonders erwähnenswert ist der Abdruck des Berichts des ersten Schäferlaufs von 1724 sowie weitere Schilderungen des Festes im 19. Jahrhundert. Ein kleiner Wermutstropfen ist die einer wissenschaftlichen Nutzung nicht eben förderliche Gestaltung von Quellennachweisen und Anmerkungsapparat. Es wird nicht recht verständlich, weshalb lediglich die benutzten Archivalien des Stadtarchivs, nicht aber die der staatlichen und kirchlichen Archive zusammengefasst erscheinen (S. 355), sondern jeweils nur in den betreffenden Anmerkungen. Die Anmerkungen wiederum (S. 315 ff.) nennen häufig gebrauchte Literatur auch beim ersten Vorkommen lediglich mit Kurztiteln, was zuweilen zu einem etwas mühsamen Hin- und Herblättern nötigt.

Fazit: Walter Röhm hat ein kenntnisreiches und farbiges Bild des Uracher Schäferlaufs gezeichnet. Es ist ein Lehrstück zum Umgang mit Brauchtum

über bald 300 Jahre und damit nicht zuletzt ein lesenswerter Beitrag für heutige Debatten um „Brauchtumspflege“.

Roland Deigendesch

Arbeitskreis Stadtgeschichte: Urach in der Zeit des Nationalsozialismus, hrsg. von der VHS Bad Urach e. V., Verlag Sindlinger-Burchartz, Nürtingen/Frickenhäuser 2012. 183 S., zahlr. Abb., 16,80 Euro.

„Die Beschäftigung mit der Vergangenheit ist nicht Ausdruck eines diffusen Nostalgie-Empfindens, nicht die verklärende Suche nach einer ‚guten alten Zeit‘, aber auch nicht die pauschale Verurteilung der Menschen, die nach heutigem Ermessen Fehler begangen haben.“ Mit diesem Wort der Herausgeber ist der Rahmen abgesteckt, in dem sich die vorliegenden Darstellungen der NS-Zeit in Urach bewegen.

Entstanden ist das Werk des Arbeitskreises Stadtgeschichte aus dem Wunsch heraus, Arbeiten für eine viel beachtete Ausstellung in ein Buch einmünden zu lassen. Unterschiedliche Herangehensweisen verschiedener Autoren liegen dem Werk zugrunde. Seit 2008 beschäftigen sich die Mitglieder des Arbeitskreises mit der Zeit des Nationalsozialismus in Urach. Gespräche mit Zeitzeugen wurden geführt, Quellen des Stadtarchivs und eine Reihe weiterer auswärtiger Archivalien neu erschlossen. Vor allem waren die Uracher Gemeinderatsprotokolle und Zeitungsjahrgänge von 1930 bis 1945 systematisch ausgewertet worden. Bester Ausweis für die sorgfältige Arbeit sind die mehrseitigen Anmerkungen und bibliographischen Hinweise im Anhang.

Neun Hauptkapitel, von der Weimarer Republik bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs, behandelt das Buch. Schäferlauf, Vereine, Schule, Ideologie, auch die Zwangsarbeiter werden thematisiert, und sie dokumentieren, wie sehr sich der nationalsozialistische Wahn in sämtliche Bereiche des gesellschaftlichen Lebens gefressen hat. Wenn Aspekte wie Widerstand oder Parteiengeschichte von KPD oder SPD eher weniger Raum erhielten, so ist dies der schlechten Quellenlage geschuldet.

Trotz der durchaus wissenschaftlich angelegten Darstellung ist das Werk gut lesbar, wobei nicht notwendigerweise Seite für Seite durchzulesen ist. Ein großer Vorzug der Darstellung ist, dass die lokalen Ereignisse vor denen der großen Geschichte Vorrang haben. Immer wieder weisen grau unterlegte Textpassagen darauf hin und erleichtern das Lesen. Geschichte wird nicht nur in den großen Zentren oder „woanders“ gemacht, Geschichte findet eben auch vor Ort statt und trägt damit zum Verständnis der „großen Politik“ und ihrer Auswirkungen bei. Nicht zuletzt die enorme Vielzahl ausgezeichneter Fotografien und faksimilierter Zeitungsausschnitte befördern diese Einsicht.

Eingedenk der Tatsache, dass es immer schwieriger werden wird, noch lebende Zeitzeugen zu Aussagen bewegen zu können, ist die Vielzahl authentischer Zeitzeugenberichte ein großes Verdienst des Werkes. Und immer

wieder kommen die Menschen selbst zu Wort. Manche in einer einfachen Sprache, die jedoch umso eindringlicher wirkt und den Leser wahrlich fesselt.

Menschen wie der 1904 in Urach geborene Richter, der am Sondergericht in Prag 32 Todesurteile aussprach (beteiligt soll er an mindestens 50 gewesen sein) und nach dem Krieg bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1962 als Oberlandesgerichtsrat in Stuttgart tätig war, werden beim Namen genannt. Ergreifend liest sich der Bericht des „Schutzhaftgefangenen 7695“ im Konzentrationslager Dachau, Eugen Lotterer, vom Juni 1945. Der Uracher, ein Gegner des NS-Regimes, soll in seiner Heimatstadt angefeindet, geschlagen, getreten und durch den Ort geschleift worden und in Dachau Zeuge unfassbarer Grausamkeiten geworden sein, bevor er im Februar 1936 freikam.

Da wird dann die andere Seite des ästhetisch idealisierten Bildes des Nationalsozialismus deutlich, wie es in kaum einer anderen Stadt so sehr gepflegt wurde wie in Urach. Was letztlich auch daran festzumachen ist, dass der Uracher Fotograf Robert Holder aufnahmetechnisch hochwertige Bilder schoss und somit die Inszenierung des Nationalsozialismus durch die Macht der Bilder nachvollziehbar macht. Gerade die zahlreichen, aussagekräftigen Fotografien machen das Buch zu einer Fundgrube authentischer Materialien, die besonders in Schulen begehrte Verwendung finden dürften.

Wünschenswert wäre ein eventuell sorgfältigeres Lektorat gewesen, sind doch die einzelnen Bildkommentare und Textpassagen grammatikalisch nicht immer sauber formuliert. Alles andere an Kritik aber wäre Beckmesserei. Das Buch ist angesichts der Tatsache, dass die NS-Zeit für die junge Generation immer mehr zu einer „weit“ zurückliegenden Geschichte wird, notwendig, es ist aufschlussreich und es ist lesenswert. Weil diese Erinnerungen verblassen könnten, muss es solche Bücher geben, wie Bürgermeister Elmar Rebmann betonte – und Menschen, die sie schreiben. *Harald Schneider*

Roman Köster: Hugo Boss, 1924–1945. Die Geschichte einer Kleiderfabrik zwischen Weimarer Republik und „Drittem Reich“ (Schriftenreihe zur Zeitschrift für Unternehmensgeschichte, Bd. 23). C. H. Beck Verlag, München 2011. 117 S., 12 Tabellen und 5 Diagramme, 29,90 Euro.

Roman Köster legt eine Studie vor, die er im Auftrag der Gesellschaft für Unternehmensgeschichte erarbeitet hat und die die Hugo Boss AG finanzierte. Die Untersuchung dokumentiert die Unternehmensgeschichte der Firma Hugo Boss von der Weimarer Republik bis in die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg. Besonders instruktiv ist die Einordnung des kleinen Metzinger Unternehmens in die Entwicklung der Textilindustrie seit dem Kaiserreich im Allgemeinen sowie in die Dynamik der Uniform- und Bekleidungsindustrie in den 1930er Jahren im Besonderen. Im Unterschied zu diesen branchenhistorischen Einsichten sind alle Informationen, die Köster zur Zwangsarbeit,

zur Uniformproduktion in der NS-Zeit sowie zur NSDAP-Mitgliedschaft des Markennamengebers Hugo Boss beisteuert, längst bekannt – in ersten Erwähnungen aus Publikationen des Metzinger Stadtarchivars Rolf Bidlingmaier (1994) sowie aus meinem Beitrag zur Reutlinger Wirtschaft 1945 bis 1950 (1995) in der vom Stadtarchiv Reutlingen herausgegebenen Dokumentation „Reutlingen 1930–1950). Schließlich en détail aus meiner seit 1999 vorliegenden Studie ebenfalls im Auftrag der Hugo Boss AG (http://www.metzingen-zwangsarbeit.de/hugo_boss.pdf), die Köster (S. 10 f.) widersprüchlich beurteilt: „Die Geschichte der Zwangsarbeit bei Hugo Boss“ sei „in beeindruckender Detailarbeit rekonstruiert“ worden, und in einer dapd-Meldung anlässlich des Erscheinens seines Buches im September 2011: „Ich denke, sie wären weit besser gefahren, wenn sie die Studie veröffentlicht hätten.“ Die Zwangsarbeit sei darin aber „insgesamt zu wenig in den historischen Zusammenhang“ gestellt worden: „Die Geschichte der Zwangsarbeit bei Boss erscheint bei Timm auf diese Weise ausschließlich als ein moralisches Problem.“

Die Behauptungen der „Moralisierung“ und der „fehlenden Kontextualisierung“ sind unzutreffend. Das soll hier nur für einen Aspekt belegt werden: Gerade die 1996 und 1997 erschienenen Studien von Astrid Gehrig und Petra Bräutigam zur württembergischen bzw. badischen Maschinenbau- bzw. Schuh- und Lederindustrie in der NS-Zeit, die Köster primär als relevant für die Einordnung des Metzinger Falles nennt (S. 16), habe ich in meiner Arbeit zur vergleichenden Einschätzung (u. a. der Unternehmensentwicklung 1933–1945, der NSDAP-Mitgliedschaft von Hugo Boss) ausführlich herangezogen. Die Behauptung Kösters, dass seine Arbeit „sehr viele neue Erkenntnisse“ zu den „Lebensumstände(n) der Zwangsarbeiter bei Hugo Boss“ erbracht habe (S. 83), trifft nicht zu – die zentralen Informationen stammen (mit Ausnahme eines weiteren Interviews aus einem Zeitzeugenforschungsprojekt) aus Interviews, die der Metzinger Journalist Henning Kober bereits für seine Publikation zur Zwangsarbeit bei Hugo Boss im Jahr 2001 geführt, ausgewertet und veröffentlicht hatte.

Köster kommt hinsichtlich der Zwangsarbeit weder quantitativ, z. B. Zahl der ZwangsarbeiterInnen, noch qualitativ, z. B. Einordnung der NSDAP-Mitgliedschaft von Hugo Boss oder zum Handlungsspielraum des Unternehmens, zu neuen Ergebnissen. Die von ihm leicht nach unten korrigierte Gesamtzahl der Zwangsarbeiter (von „ca. 150 Zwangsarbeitern“ in meiner Studie zu „ungefähr 140“) geht bereits aus der von mir nach Nationalitäten vorgenommenen Differenzierung der Verschleppten hervor, in welcher die sieben Personen mit österreichischer Staatsangehörigkeit als „Zwangsverpflichtete“ bestimmt sind. In Kösters Studie fehlen wichtige Standardinformationen für eine Zwangsarbeitsdokumentation, und zwar ausgerechnet die Übersicht zu den Todesfällen (hier: Todesfälle dreier Kinder von bei Boss beschäftigten ZwangsarbeiterInnen, von mir 1999 detailliert dokumentiert).

An einigen Stellen ist die Darstellung schließlich regelrecht irreführend: So beispielsweise wenn Köster im Resümee zu den Lebensbedingungen der ZwangsarbeiterInnen positiv vermerkt, es „fand bei Hugo Boss jedoch keine ‚Vernichtung durch Arbeit‘ statt“ (S. 89) – natürlich nicht, weil diese das Regimeziel des „Arbeitseinsatzes“ von Konzentrationslagerhäftlingen war und insgesamt nicht für die Zwangsarbeit der nichtjüdischen, verschleppten Zivilbevölkerung der besetzten Gebiete galt.

Alles in allem habe ich diese Studie zu Hugo Boss ebenso mit Genugtuung wie mit Verwunderung gelesen: Genugtuung, weil meine Forschungsergebnisse bestätigt wurden, Verwunderung aus mehreren Gründen: Zum einen hat sich ein junger Historiker hier nicht auf die Bearbeitung der wissenschaftlichen Fragen beschränkt, sondern er hat auch eine andere, vom Auftraggeber vermutlich unausgesprochene, politische und unternehmenshistoriographische Aufgabe zu lösen versucht: Er hat nämlich der Hugo Boss AG eine nachträgliche Begründung („zu wenig in den historischen Zusammenhang gestellt“) dafür geliefert, die Dokumentation aus dem Jahr 1999 nicht publiziert zu haben. Verwunderung auch, weil die Gesellschaft für Unternehmensgeschichte einen Forschungsauftrag ohne Zugang zum Unternehmensarchiv akzeptierte.

So hat Roman Köster mit diesem Buch auch Quellenarbeit in einem von ihm wohl weniger intendierten Sinn betrieben: Sein Umgang mit den seit fast 15 Jahren vorliegenden, aber von der Hugo Boss AG unerwünschten Forschungsergebnissen ist ein sehr sprechendes Dokument des Kräftefeldes, mit dem alle konfrontiert sind, die zur bundesdeutschen Wirtschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert arbeiten. Die Interessen des Unternehmens artikulieren sich unmissverständlich auf der letzten Seite. Dort teilt der Autor das Ungewollte richtig bzw. das Richtige ungewollt mit: „Gleichzeitig ist klar zu sagen, dass eine ursächliche Verknüpfung des eigentlichen Aufstiegs des Unternehmens seit den 1970er Jahren mit der Produktion während des ‚Dritten Reiches‘ aus unternehmensgeschichtlicher Perspektive nicht zu sehen ist.“ Auf diesen Satz hat die Hugo Boss AG seit 1999 warten müssen. Nun hat ihn endlich jemand geschrieben.

Elisabeth Timm

Autoren und Rezensenten

Wolfgang Alber M. A., Kulturwissenschaftler und Journalist; Eschenweg 6/1, 72770 Reutlingen

Thomas Becker M. A., Kunsthistoriker; VHS Reutlingen, Spendhausstraße 6, 72764 Reutlingen

Dr. Margarete Blank-Mathieu, Erziehungswissenschaftlerin und Sozialpädagogin; Seidelbaststraße 20, 72770 Reutlingen

Dr. Wilhelm Borth, Oberstudiendirektor i. R.; Darrenstraße 44, 72768 Reutlingen

Dr. Roland Deigendesch, Leiter des Stadtarchivs Reutlingen; Marktplatz 22, 72764 Reutlingen

Prof. Dr. Hermann Ehmer, Kirchenoberarchivdirektor i. R.; Rheinsburgstraße 103, 70197 Stuttgart

Dr. Heinz Alfred Gemeinhardt, Stadtarchivdirektor i. R.; Wielandstraße 8, 72127 Kusterdingen

Klaus Hermann; Forchenstraße 8, 72124 Pliezhausen

Prof. Dr. Theodor Karst, Literaturwissenschaftler; Ganghoferstraße 92, 72764 Reutlingen

Barbara Krämer M. A., Kunsthistorikerin; Dorotheenweg 7, 72764 Reutlingen

Werner Krauß, Sonderschullehrer i. R.; Rheinstraße 79, 72768 Reutlingen

Dr. Christoph Morrissey, Archäologe; Corrensstraße 9, 72076 Tübingen

Hermann Josef Pretsch; Lindenhofweg 17, 89558 Böhmenkirch-Steinenkirch

Harald Schneider, Studiendirektor i. R.; Steinenbolstraße 33, 72793 Pfullingen

Dr. Werner Ströbele, Leiter von Kulturamt und Heimatmuseum Reutlingen; Marktplatz 22, 72764 Reutlingen

Dr. Hermann Taigel, Studiendirektor i. R.; Stöffelbergweg 15, 72793 Pfullingen

Prof. Dr. Elisabeth Timm, Kulturwissenschaftlerin und Ethnologin; Universität Münster, Scharnhorststraße 100, 48151 Münster

Jörg Widmaier M. A., Doktorand am Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters der Universität Tübingen; Schloss Hohentübingen, Burgsteige 11, 72070 Tübingen

Marionela Wolf M. A., Historikerin; Freiburger Allee 73, 71034 Böblingen

Prof. Dr. Wolfgang Zimmermann, Leitender Archivdirektor; Landesarchiv Baden-Württemberg, Abt. Generallandesarchiv Karlsruhe, Nördliche Hildapromenade 3, 76133 Karlsruhe

Abbildungsnachweise

- S. 10 u. 16: Reg.präs. Tübingen, Denkmalpflege, Archiv-Nr. 808 u. 843, Aufnahmen: H. Hell.
- S. 17: Heimatmuseum Reutlingen (HMR), Inv.-Nr. 94/548.
- S. 19: Aufnahme: J. Widmaier, 2010.
- S. 20: J. Widmaier nach H. Baum 1963, Reg.präs. Tübingen, Denkmalpflege, Plan-Nr. 310/468.
- S. 21: Reg.präs. Tübingen, Denkmalpflege, Zeichnung I. Grunert, 2010.
- S. 24 u. 25: J. Widmaier, 2010.
- S. 28 u. 30: Reg.präs. Tübingen, Denkmalpflege, Archiv-Nr. 811 u. 804, Aufnahmen: H. Hell.
- S. 32 u. 33: Reg.präs. Tübingen, Denkmalpflege, Archiv-Nr. 5283 u. 16 180.
- S. 37: Aufnahme: J. Widmaier, 2010.
- S. 39: Reg.präs. Tübingen, Denkmalpflege, Archiv-Nr. 64/015 (Detail).
- S. 40: Landesmuseum Württemberg, Stuttgart, Inv.-Nr. 10785 a.
- S. 43 u. 47: Reg.präs. Tübingen, Denkmalpflege, Archiv-Nr. 800 u. 806, Aufnahmen: H. Hell.
- S. 62: Landesarchiv Baden-Württemberg, HStA Stuttgart, H 107/18 Nr. 52.
- S. 66 u. 67: HMR, Inv.-Nr. 5.
- S. 69: StadtA Rt., Graph. Slg. Nr. 412.
- S. 73: Landesmedienzentrum Baden-Württemberg, Bild Nr. 990563.
- S. 75: Universitätsbibliothek Tübingen, Ha III 216.2.
- S. 77: Landesarchiv Baden-Württemberg, HStA Stuttgart, A 209 Bü. 2009.
- S. 79: Universitätsbibliothek Tübingen, Ha III 272.
- S. 81: Landesmedienzentrum Baden-Württemberg, Bild Nr. 096099.
- S. 88 li.: Landesarchiv Baden-Württemberg, HStA Stuttgart, A 209 Bü. 2009.
- S. 88 re.: Universitätsbibliothek Tübingen, Portraitsammlung, Bild Nr. 18480.
- S. 100: Landesarchiv Baden-Württemberg, StA Ludwigsburg, D 1 Bü. 1351, Nr. 5.
- S. 104: Vorstellung der Kriegs-Geschichte in Kupferstichen zwischen den drey Kaiserhöfen nämlich den Römisch-Kaiserlichen, den Rußischen und Türkischen; dann dem nordischen Krieg in den Jahren von 1788 bis 1790 = L'histoire de la guerre entre les trois cours impériales en gravures, Wien [o. V.] 1795, Nr. 43. Exemplar in der Stadtbibliothek Wien.
- S. 108: Landesarchiv Baden-Württemberg, StA Ludwigsburg, E 258 VI Bü. 4146.
- S. 109 u. 110: StadtA Rt., GemA Mittelstadt, Pflugschaftsakten Bü. 2305, S. 1, und Bü. 2178.
- S. 118, 120 u. 122: Landesarchiv Baden-Württemberg, StA Ludwigsburg, D 48 Bü. 101, 128 u. 101.
- S. 125: 264 Donau-Ansichten nach dem Laufe des Donaustromes von seinem Ursprunge bis zu seinem Ausflusse in das Schwarze Meer nach der Natur und auf Stein gezeichnet von Jakob Alt und Ludwig Ermini [u. a.], sammt einer Donaukarte, hrsg. von Adolph Kunike, begleitet mit einer topographischen, historischen, ethnographischen, pittoresken Beschreibung von Georg Carl Borromäus Romy, Wien 1824–(1826), Blatt Nr. 146.
- S. 129 u. 132: Friedrich Karl Stricker (Hrsg.): Germania Archiv zur Kenntnis des deutschen Elements, III, Frankfurt a. M. [1850], S. 137, Württ. Landesbibliothek Stuttgart, Georg. oct. 2459-3.
- S. 138: Landesarchiv Baden-Württemberg, StA Ludwigsburg, F 210 Bü. 409 Qu. 2.
- S. 143: StadtA Rt., GemA Mittelstadt, Pflugschaftsakten Bü. 2305, S. 2.
- S. 199: StadtA Rt., Splitterbestand 19. Jh. Nr. 318/4.
- S. 203: StadtA Rt., DB-Nr. 3752.
- S. 206: StadtA Rt., S 100 Nr. 4598.
- S. 208: HMR, Inv.-Nr. 873.
- S. 209: StadtA Rt., S 103 Nr. 231.
- S. 216: Landesarchiv Baden-Württemberg, HStA Stuttgart, A 522 U 6.
- S. 217: Fotos: Klaus Hermann.
- S. 218: Landesarchiv Baden-Württemberg, HStA Stuttgart, N 3 Nr. 1/16.
- S. 219: Foto: Klaus Hermann.
- S. 220: Landesmedienzentrum Baden-Württemberg.
- S. 221: Landesarchiv Baden-Württemberg, HStA Stuttgart, N 3 Nr. 19 a.
- S. 222, 224 u. 225: Fotos: Klaus Hermann.
- S. 227, 228 u. 230: Fotos: Klaus Hermann.
- S. 233: StadtA Rt., S 100 Nr. 10738/16 a.
- S. 236: Privatbesitz.
- S. 238: HMR, F 92/433.
- S. 239 u. 241: Privatbesitz.
- S. 244: HMR, F 92/452.
- S. 248, 253, 255, 266 u. 262: Privatbesitz.